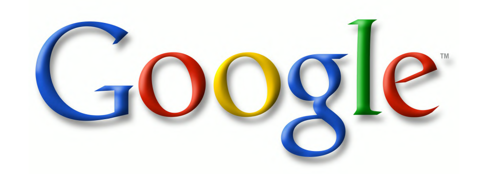
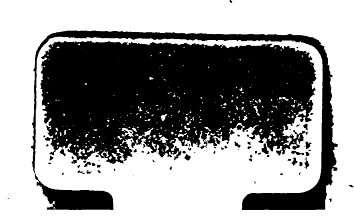





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Isidora.

Ein Roman in drey Büchern

von

Ernst Wagner.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1812.

Isidora.

Erstes Buch.

Im Garten des Lustschlosses Tempe, welches der Hof des Herzogs von Agathonien seit etlichen Tagen als den gewöhnlichen Frühlingsaufenthalt bezogen hatte, saß ein junger Dichter still unter dem Schatten grüner Waldnacht. Sein Leben, erglüht mit der Tageshitze, frischte sich hier lieblich, und seine Phantasien senkten allmählig ihren Flug in die Kühle der Betrachtung nieder.

Sinnig blickte er jetzt auf die schwarzen, buschbedeckten Mauerruinen hinüber, die wenige Schritte weit von ihm, in ungeheuern Massen die vormalige Pracht der dort gelegenen Marienabtey noch trübselig bezeugten — ausgebrannte Ueberbleibsel jener einst weltberühmten Herrlichkeit, zu deren Thor sonst ganze Heere von gläubigen Wallfahrern mit reichen Opfern einzogen, um den Frieden ihrer Seele wieder zu gewinnen, während im Innern der heiligen Zellen so manches jung-

fräuliche Herz noch seinem Frieden entgegen-rang — jetzt nur dunkle Schattenbilder, groß aus den Sagen einer längstverhallten Zeit, traurigschön durch jene stillen Blütengeister, die hier, wie aus dem Thale der Vergangenheit wieder herüberduftend, den Wandrer umwehten. Dann senkte unser Fremdling den Blick zum Silberspiegel des neben ihm quellenden Hubertusbrunnens, der noch immer so ruhig und rein ans Licht zu treten schien, wie vor Jahrhunderten, wo er von so vielen Wundergerüchten umrauscht, als jetzt von Wiesenblumen umblüht war, und wo noch viele tausend Thränen sehnsüchtiger Liebe sich mit seinen Perlen mischten. Schwermüthiger schaute er dann wieder in das zerrüttete Antlitz des wunderthätigen Madonnenbildes vor der nahen Waldkapelle — einst das Ziel und der Begegnungsort von zahllosen Seufzern und Gelübden heißer Andacht — nun, ach, so einsam und verlassen von der ehemaligen Pilgerschaar, nur selten besucht von den wenig gewordnen Kindern des Glaubens, und allein noch dürftig gepflegt von jenem alten Einsiedler, welcher jetzt dort neben der Kapelle sein Gärtchen bearbeitete — vielleicht

als der letzte Hüter dieses Heiligthums, und gleichsam der letzte schwache Odemzug alles hier noch übrigen heiligen Lebens.

„Was ist nun geblieben von jener Herrlichkeit! (rief er aus) Nichts als — der flüchtige Gedanke! Und selbst diesen schützt ja nichts mehr, als die Eitelkeit eines reichen Fürsten, der das Ganze dieser Alterthümer nur noch wie ein Familienbild aus größerer Zeit zu dulden, oder zur bloßen Zierde seines Gartens umzuschaffen, oder höchstens in der Erhaltung desselben der Sanction alter Volksmeynung zu huldigen beschloß! Bald stirbt er dahin, und sein Nachfolger macht vielleicht in wenigen Jahren alles der Erde gleich, um hier die Aussicht seines Parks zu erweitern, welchen dessen geiziger Sohn dann vielleicht wieder in ein einziges großes Saatfeld umwandelt!“

Unvermerkt bildete sich der Strom seiner Empfindungen zum klagenden Gedichte; doch das heitre Antlitz jenes still arbeitenden Greises, und die Sonnenbeleuchtung und der Vorgelsang der Gegenwart gossen wieder freundliche Rührung in sein Gemüth.

Die plötzliche Erscheinung zweyer schlanken schön gekleideten Mädchen unterbrach seine

Träume. Eine derselben that sehr ängstlich und weinte. Die Andere war ruhiger und schien ihre Gefährtin zu trösten. „Wir wollen es dem Vater Sylvester zeigen!“ bat Jene schluchzend. „Nein, (sagte Diese) ich fürchte mich vor dem Einsiedler. Sey nur ruhig, wir wollen den Arm im Hubertsbrunnen waschen.“

Jetzt erst bemerkte der Fremde, daß die, welche zuletzt gesprochen, stark am linken Arme blutete, und in diesem Augenblick entdeckten Beyde seine Gegenwart mit einem leichten Erschrecken. Aber die Weinende flog sogleich auf ihn zu und rief, indem sie eifrig seine Hand ergriff: „Mein Herr — Sie sind mir unbekannt — aber — sollten Sie uns ein wenig Pflaster verschaffen können — ach, ich würde —“

„Es läßt schon nach! (rief Jene lachend, indem sie den Arm tief in die Quelle tauchte und abtrocknete) „Wir jagten einander, und ich fiel dort und verwundete mich an einem Felsenstück.“

„Ich kann Ihnen wahrscheinlich helfen und Ihre Wunde verbinden, mein Fräulein,“ sagte der Ueberraschte, noch voll Entzücken über

den Alabasterblick ihres blendenden Armes im Quell. Er trat zu ihr, indem er sein Patentpflaster aus der Brieftasche hervorzog, und faßte bewundernd ihren Arm, den sie ihm mit lächelnder Aengstlichkeit überließ. Die Wunde war völlig unbedeutend. Als er sie mit seinen Lippen berührte und sanft aussog, zuckte das süße Kind leise und sah ihm während der Operation aufmerksam ins Angesicht. Auch er schlug das Auge nach dem ihrigen schüchtern empor und Beyde standen hellerröthend da und erbebten ein Wenig vor dem überraschenden Gefühl einer so interessanten Nähe.

„Ach, so sagen Sie mir denn um aller Heiligen willen, ob der Fleck ganz gewiß keine Narbe zurück lassen wird!“ rief die ängstliche Freundin, als das Pflästerchen aufgedrückt war.

„Auch nicht die kleinste Spur!“ sagte er, und gab jetzt den schönen Arm mit einer freundlichen Verbeugung frey.

„Mein Gott, das ist sie — (fuhr die Andere wieder zusammen) dort kommt Fräulein Serena — ach, ich allein war an Allem Schuld — gewiß meldet sie es der Oberhof-

meisterin, und die Alte schickt mich noch heute nach der Stadt zurück —"

„Aber, meine beste Isidora!" tönte jetzt eine sanfte, doch ernste Stimme. Fräulein Serena eilte herzu, und unser Mann verbeugte sich schweigend und tief gegen die Prinzessin — denn jener Name sagte dem Erstaunten, daß seine Verwundete die künftige Erbin dieses Landes, die Tochter des Herzogs, war. Sie umarmte die besorgte Gouvernante zärtlich, erzählte das Ereigniß ganz treu und mit vieler Schonung für ihre Freundin Eulalia, die nun einen leichten Verweis erhielt, und stellte dann mit freundlich forschenden Blicken ihren Wundarzt vor, der jetzt erröthend herzutrat, um sich zu nennen.

„Ich heisse von Dagobert, (sagte er) und bin aus der Gegend von Straland. Schon seit einigen Wochen hält mich die Liebe zur ländlichen Muse in diesen reizenden Fluren zurück."

„Ein Dichter?" fragte die Prinzessin mit neu aufblühendem Interesse.

„Ich wünsche einst diesen Namen zu verdienen."

Es knüpfte sich eine leichte Unterhaltung

über die Vorzüge der umliegenden Landschaften an. Mehrere Personen vom Hofe verkündigten die Annäherung des Herzogs, und die wohlwollende Hofmeisterin fand es angemessen, ihren Gast demselben vorzustellen. Dagobert bekam die gehörigen Lobsprüche wegen seiner chirurgischen Geschicklichkeit, der Herzog unterhielt sich eine Zeitlang gütig mit ihm und ließ den jungen Mann bey seiner Beurlaubung für morgen nach Hofe laden, „um den Verband der Patientin nachzusehen.“

Das allgemeine Hofgespräch dieses und des folgenden Tages betraf fast einzig den jungen liebenswürdigen Dichter, der morgen erscheinen sollte, und auf dessen Anblick besonders die Frauen um so begieriger waren, da die, welche ihn bereits gesehen hatten, eine viel höhere und feinere Ausbildung in seinem Wesen wahrgenommen haben wollten, als man sonst bey einem gewöhnlichen Reisenden findet. So erschien denn Dagobert — der eine halbe Stunde weit vom Schlosse bey der Familie eines Winzers höchst reizend einge-

miethet war — schon im Voraus mit Augen voll Gunst begrüßt. Jedermann fand die in Rücksicht seines Aeußern gehegten Erwartungen heute noch weit übertroffen; und er wußte auch den seinem Betragen eingebornen heitern Freymuth mit unmerklich einnehmender Bescheidenheit trefflich zu verbinden, nemlich durch jene seltnere Gewandtheit des Geistes, vermöge deren alle Männer, vom Herzoge bis zum letzten Hofmann, sich geneigt fühlen mußten, ihn gewissermaaßen für Ihresgleichen zu halten, wiewohl übrigen's ein etwas emporragender Stolz nicht leicht an ihm zu verkennen war. Die Frauen fanden ihn liebenswürdig und entdeckten für heute nur zwey besondere persönliche Eigenheiten an ihm — nemlich einen gewissen Zug von stiller Schwermuth, wenn die Unterhaltung seine eigene Person betraf, und ein immer wiederkehrendes Erröthen, sobald die Rede auf das gestrige Ereigniß kam. Indessen theilte Letzteres die junge Fürstin selbst zuweilen in lächelnder Verwirrung mit ihm, und das Erstere war sie geneigt, ihren Damen als die gewöhnliche Dichterschwärmerey zu erläutern. Uebrigens hatte er sich zwar gestern zum Priester der Dichtkunst bekannt;

allein er begegnete den vielen artigen Ansinnungen, die man ihm deßhalb machte, nur mit der schüchternen Erklärung, es werde vielleicht nächstens Etwas von ihm öffentlich ans Licht treten. — Kurz, seine Erscheinung befriedigte, und man hörte es mit Vergnügen, daß der Herzog ihn für alle Tage nach Hof geladen, und er versprochen habe, diese Erlaubniß fleissig zu benutzen.

In der Unterhaltung mit seinen drey Freundinen von gestern her, schien er sich am meisten zu gefallen, und diese nahmen ihn auch bald in einen gewissen besonderen Bund und Schutz auf, da er ihnen heute schon als ein bestimmterer Bekannter angehörte, und da vorzüglich der Prinzessin, einer entschiedenen Freundin der Poesie, seine Gespräche Vergnügen gewährten. Alles Schöne und Hohe, was sie bis jetzt aus Werken der Dichtkunst kannte und verehrte, konnte Dagobert so ganz im innigsten, wärmsten Sinn ihres kindlichen Gemüthes wieder mitgeniessen, und dabey ihren Genuß durch seine eignen vielseitigeren Ansichten oft so unerwartet bereichern und erhöhen, daß sie sich wegen dieser neuen

Bekanntschaft insgeheim dem Schicksal zum herzlichsten Dank verbunden fühlte.

Auch Dagobert empfand eine so interessante Erweiterung seines gegenwärtigen Lebenskreises mit innigem Wohlgefallen. Der Herzog von Agathonien war als ein trefflicher und edler Regent bekannt, und verdiente den Namen eines Beschützers, ja selbst Vertrauten der Wissenschaft und Kunst. Seine nächsten Umgebungen, weniger zahlreich als auserlesen, rechtfertigten seinen Geschmack, und der ganze Hof stand im Rufe jener feinern Bildung und menschlichen Eleganz, womit dergleichen beschränktere Zirkel der großen Welt, sich leichter und dauernder auszuschmücken vermögen, als Höfe vom ersten Range, sobald nur der Regent selbst wahre Bildung besitzt, oder doch in der Atmosphäre derselben gern athmet. Daher durfte hier Jeder, der Etwas wußte oder konnte, auf einen freundlichen Empfang, und Jeder, der Etwas war, auf ehrenvolle Auszeichnung rechnen.

Der Herzog liebte Musik, und sorgte in Rücksicht dieser Kunst stets für reichliche Ge=

nüsse. Seine Tochter selbst sang vortrefflich und gern zur Guitarre. Das Schloß enthielt eine kleine, aber ausgesuchte Gemäldesammlung, auch außer dieser in seinen eignen Verzierungen und besonders in den nächsten Gartenanlagen manches Schöne, ja selbst einige berühmte Werke der Bau- und Bildhauerkunst. Die kleine Bibliothek war in Ansehung der Dichterwerke ziemlich vollständig, und dort wurden auch sogar mehrere schätzbare Antiken aufbewahrt. Dem zufolge konnte denn wohl das Herumtreiben unter einem so schön ausgestatteten, schon an sich geistreichen und liebenswürdigen Personal, nicht anders als höchst reizend seyn.

Am meisten ergötzte sich Dagobert mit seinen drey Gönnerinnen auf allerley kleinen Spaziergängen im Park, Streifereyen durch die herrliche Gegend und in manchem vertraulichen Zusammensitzen unter freyem Himmel. Ihre Gespräche betrafen dann fast immer Natur und Kunst, unter der Idee des Schönen betrachtet; und je länger sich dieselben ausspannen, je schwerer gieng man gewöhnlich daran, sie abzubrechen, da zuletzt Jeder insgeheim fühlte, es sey wohl nichts so sehr ge-

eigner, die gemeinen Menschenverhältnisse vergessen zu machen, und die Geister für einen wahrhaft traulichen Menschenverein zu reinigen, als ein ruhiges, gemeinschaftliches Bewundern schöner Erscheinungen.

Oft wurden auch örtliche Denkwürdigkeiten Gegenstände ihrer Belustigung. So verweilten sie einst wieder bey den Ruinen der Marienabtey, in deren Nähe überall die anmuthigsten Ruheplätze angebracht waren, und wo jetzt Dagobert seine Damen befragte, ob ihnen die Gerüchte und alten Sagen von jenen Ueberbleibseln bereits bekannt seyen. Die Prinzessin hatte bis jetzt nur das Geschichtliche von dem ehemaligen Nonnenkloster erfahren, wornach die Erbauung desselben von einer ihrer Ahnenfrauen (die nachher mit ihrem Gemahl lebendig gen Himmel gefahren seyn sollte) einst der Mutter Gottes gelobt und mit großer Pracht ausgeführt worden. Lange hatte es, wegen der hier befindlichen wunderthätigen Madonna den höchsten Glanz und Ruhm behauptet, bis es vor mehreren Jahrhunderten im Ungewitter des Krieges ein Raub der Flammen ward. Der vorige Herzog hatte das Schloß Tempe größ-

tentheils aus den ungeheuern Ruinen der Abtey aufgebaut, von welcher man demungeachtet noch immer große Werke übrig sah. — Dieß war alles, was die gegenwärtige Generation noch der Mühe werth hielt, von der alten Geschichte des Orts zu lehren; und die schöne Fürstin zeigte jetzt um so größeres Verlangen, mehr zu erfahren, da ihr Dagobert entdeckte, er sey durch die verworrenen Erzählungen des alten Einsiedlers, hauptsächlich aber durch schriftliche Mittheilungen eines benachbarten Klostergeistlichen, von der ganzen Legende unterrichtet. — Hierauf zog er ein altes Pergamentbüchlein voll buntgemalter Mönchsschrift hervor, um daraus seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, und erzählte dann Folgendes.

Legende.

„In grauer Vorzeit herrschte einst über diese Gegenden ein sehr reicher Graf, Namens Hugo, der viele Burgen, Güter und Städte besaß, und bey allen Regenten und Herren der Christenheit in hohen Ehren stand. Seine Gemahlin war ein Wunder von Schönheit und Zucht; aber, so brünstig auch ihr Eheherr sie

liebte, und so sehr sie Gott um Kindersegen bat, blieb doch ihr Leib unfruchtbar. Darüber härmte sich nun der Graf Tag und Nacht, und sein Gemüth ward endlich so traurig, daß er alle menschlichen Herrlichkeiten und Vergnügungen haßte, und von keiner Freude mehr hören wollte, einzig die Jagd ausgenommen, deren wildes Gelärm noch zuweilen seinen Gram übertäubte, und die er daher fast täglich in seinen Forsten trieb.

Einst zog er mit großer Jägerschaar durch den Wald. Man jagte eine Menge Hochwild auf, und Jeder suchte seine ausersehene Beute so geschwind als möglich zu ereilen. Graf Hugo sprengte mit seinem vogelschnellen Roß einem schönen Hirsche von besonderer Größe nach, dessen Flucht ihn bald seitwärts von dem Jagdgefolge ab und soweit nach der Tiefe des Waldes zog, daß er endlich anhalten mußte, um sich ein Zeichen zu machen, und dadurch die Rückkehr zu seinen Begleitern zu sichern.

Da gewahrte der Graf eines jungen Bauernweibes, das über dem Holzlesen ermüdet war, und wenige Schritte von ihm auf einem Wildpfad im Grase sanft schlief. In ihrem Arme

lag ein holdes Knäblein und trank freudig an der Mutter Brust, blickte auch manchmal ganz munter nach dem Reuter auf und lächelte ihn an. Aber der Graf ward über der Betrachtung dieses Knabens sehr traurig, wandte sein Angesicht weg und ritt leise vorüber, indem er ausrief: „Ach, wie viel tausendmal glückseliger ist doch diese arme Frau in ihren elenden Lumpen, als ich mit all meinem Prunk und Ueberflusse, da sich ihr Herz eines so schönen Söhnleins erfreuen mag!“ Hiermit wollte er sein Roß von neuem zur wilden Jagd antreiben; allein das Thier fieng jetzt an zu schnauben, bäumte sich empor, und wollte nicht weiter fürbaß. Plötzlich trat aus dem nächsten Busch ein häßliches gelbes Weib auf den Grafen zu, und sprach ihn mit freundlichem Grinsen folgendermaßen an: „Du sollst dich nicht mehr grämen, Graf Hugo von Agathonien, darum, daß du kinderlos geblieben bist; denn ich will deiner Hausfrau bald einen fürtrefflichen Trank bereiten, wovon sie gleich dem Weinstocke fruchtbar werden soll; doch bedinge ich mir dafür drey Gaben von dir aus: daß du mir nemlich gebest, binnen dieser und der siebenten Minute, sieben Tropfen

Blutes, welche aus dem Herzen eines Säuglings gedrückt sind — weiterhin binnen diesem und dem siebenten Tage sieben Pfund des feinsten Goldes — binnen diesem und dem siebenten Monden aber sieben Pfund guter Perlen aus deiner Schatzkammer, falls es dir dann schon offenbar worden ist, daß meines Trankes verheißne Kraft sich bewährt hat."

„Einen Pfeil für sieben in dein schandbares Herz! (rief der Graf zornig aus) Du verfluchte Zauberin, du böse Sieben, die du den Rathschluß Gottes und seiner Heiligen zu ändern vermeynest, und nach dem Blute jenes unschuldigen Knaben dürstest!" Bey diesen Worten spannte er schnell seine Armbrust und schoß einen Bolzen nach der Zauberin; aber der Bolzen saußte durch die Luft, das Weib war vor seinen Augen verschwunden, und nichts als ein scheußlicher Gestank blieb von ihr zurück.

Der fromme Hugo schlug ein Kreuz vor seiner Brust wegen dieser arglistigen Versuchung des Satans zum Morde. Er fühlte aber eine neue Sehnsucht, das schöne Knäblein noch einmal zu sehen, und ritt daher wieder zu der schlafenden Frau zurück. Diese er-

wachte jetzt von dem Geräusche, schrie und fürchtete, es solle ihr oder dem Kinde Gewalt geschehen. Da stieg der Graf von seinem Rosse, tröstete sie und sprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dein gnädiger und günstiger Herr, der Graf Hugo — und weil ich sehe, daß du in großer Armuth leben mußt mit deinem schönen Kindlein, so soll es von nun an euch Beyden wohl gehen euer Leben lang." Hiermit zog er einen überaus köstlichen Ring vom Finger und schenkte ihn der Frau mit den Worten: „Nimm dieses Kleinod und thue dir mit deinen Hausgenossen gütlich, und kaufet euch Felder und Wiesen, bis ihr genug habt. Doch ermahne ich dich, daß ihr dabey Gottes und meiner nicht vergesset, sondern fleißig für mich und meine Ehefrau beten möget, damit Gott uns auch segne. Und wenn dein Knäblein erwachsen seyn wird, sollst du mir es bringen, denn ich will für seine Nahrung und Aufnahme unter meinem Jagdgesinde sorgen, also, daß ein stattlicher Jägersmann aus ihm werden soll."

Ueber diese frohe Kunde fieng die arme Frau vor Freuden an zu weinen, und lief eilends nach Hause, um ihrem Manne alles anzusagen.

Graf Hugo ritt hierauf nach der Gegend hin, wo er wieder zu seinem Gefolge zu gelangen hoffte; allein nach mehrern Stunden hatte er noch keine Spur von demselben gefunden, wußte nicht mehr, wo er selber war, und fühlte in allen Gliedern eine ungewöhnliche Schläfrigkeit. Daher band er das Roß an einen Baum, und legte sich im Schatten eines überhangenden Felsen nieder, um ein wenig zu ruhen. Kaum war er eingeschlummert, als ihm träumte, der heilige Hubertus stehe vor seinem Lager, mit Spieß, Pfeil und Bogen bewaffnet, und rede ihn freundlich folgendergestalt an: „Hugo! Dieweil du dich fromm vor Gott bezeiget, und den Lockungen des Satans widerstanden hast, so ist das Gemüth der Gebenedeyeten von deinem Anliegen bewegt worden, deine Hausfrau wird eines schönen Töchterleins genesen, und die Mutter aller Gnaden will dessen Pathin und Mutter seyn. Darum soll es Maria heißen; und wenn deine Tochter das vierzehnte Jahr erreichen wird, sollst du sie zu diesem Felsen führen; da wird ihr der Wille ihrer göttlichen Pathin offenbar werden, und alles, was sie dann von dir begehren mag, das mußt du

thun. Denn die Königin des Himmels hat sie auserkohren, hier ein Jungfrauenkloster zu erbauen, und ein Gnadenbild zu errichten, durch dessen Kraft viele tausend Wunderthaten an der Liebe und Ehetreue unter den Menschen geschehen sollen." — Hierauf kam es dem Grafen vor, als verschlöße der Heilige Etwas in den Felsen, der sich von seinem Befehle willig auf und wieder zu that. Auch faßte er zuletzt seinen Spieß wie einen Schreibestift, und zeichnete an die glatte Steinwand schöne goldne Striche, woraus endlich der Umriß einer wunderherrlichen Jungfrau entstand — welches alles der Graf mit höchstem Erstaunen ansah. Aber Hubertus wandte sich drauf wieder zu ihm und sagte: „Damit dir nun offenbar werde, daß dein Traum, welchen du weder deinem Weibe noch Kinde jemals verrathen sollst, nicht leer, sondern von göttlicher Art sey, will ich dir ein Zeichen machen und einen köstlichen Brunnen hier stiften, wo zuvor keiner gewesen. Nun sollst du aber künftig eine Stunde rings um ihn her nicht mehr jagen, hetzen und stellen, sondern alles Wild in diesem Bezirke verschonen, und mir hegen und heilig halten. Und das Wasser dieses

Quelles wird überaus köstlich seyn, und gesunder, als alle Brunnen weit umher. Es wird auch gar vielerley bösen Zauber auflösen; aber, wenn zwey Liebesleute oder gute Freunde einen Becher aus dem Quell unter sich theilen, so werden sie einander treu seyn bis in den Tod."

Da stieß der Heilige seinen goldnen Spieß dreymal in das Gras, und verschwand.

Graf Hugo erwachte gleich darauf, verwunderte sich über den schönen Traum und schaute neugierig nach dem Bilde der Jungfrau an der Felsenwand. Doch er bemerkte dort nichts mehr von den goldnen Zügen, sondern der Felsen war an jener Stelle nur mit einem lustigen grünen Mooße überwachsen. Aber im Emporspringen sah er mit Erstaunen, daß vor seinen Füßen ein herrlicher Quell langsam aus der Erde hervortrat. Er war anzusehen wie ein breites Silberband, und indem sein glänzendes Wasser sich langsam durch's Gras fortwälzte, drückte es für sich selbst zwey sanft gekrümmte Ufer in den Boden ein, als wäre es so schwer und gediegen wie fließendes Silber; und der Graf sah vor seinen Augen die anmuthigsten blauen Blüm-

lein an den Rändern aufsprießen. Er folgte dem Laufe des Quells mit heiligem Grauen bis zum nahen Bache, wo derselbe sich mit dem gemeinen Wasser wie mit seines Gleichen vermischte und weiter floß.

Indem der Graf dieser Begebenheit weiter nachdachte, erschien von allen Seiten sein Jagdgefolge. Sie hatten ihren Herrn lange gesucht, und freuten sich, ihn hier so fröhlich und wohlgemuth anzutreffen. Er zeigte ihnen darauf den vortrefflichen Brunnen, den er hier entdeckt habe, und Niemand konnte sich eines so reichen, klaren Quells in dieser Gegend erinnern. „Nun wohlan, (sagte Hugo) so gesegne uns Gott und die heilige Jungfrau den ersten Trunk aus diesem Quell, der forthin der Hubertusborn heißen soll, weil wir ihn auf der Jagd entdeckt haben." Damit schöpften Alle ihre Kürbisflaschen voll, erhoben ein freudiges Jagdgeschrey und tranken; worauf sie sich so gestärkt und neu belebt fühlten, daß sie die labende Kühlung und Reinheit des Quells nicht genug loben konnten. Auch nahm der Graf eine Flasche voll zu sich, um zu Hause seiner Gemahlin daraus Bescheid zu

thun, welche dann das Wasser ebenfalls sehr köstlich fand.

Gar bald zeigte sich auch die Erfüllung dessen, was Sanct Hubertus verheißen hatte. Denn nach Jahresfrist kam die Gräfin mit einem Töchterlein nieder, welches man Maria nannte, und welches gar schnell und freudig zu einer ausnehmend schönen Jungfrau heranwuchs, so, daß die Eltern über sein gutes Gedeihen unbeschreibliche Freude empfanden, und wegen seiner Schönheit von allen Fürsten und Herren weit und breit beneidet wurden.

Aber Hugo vergaß über seinem Glücke nicht, was Sanct Hubertus ihm befohlen hatte, sondern gebot in seiner ganzen Grafschaft, daß man Frieden um den Brunnen her halten solle, und ließ überall eine Stunde weit von demselben in der Rundung Hegepfähle aufstellen, so daß alles Wild in diesem Bezirk eine Freystätte fand, und von keinem Jäger verfolgt oder erlegt werden durfte. Daher ward der gehegte Raum bald ein überaus lustiger Aufenthalt; das Wild scheute innerhalb desselben keinen Menschen, und die Vögel bauten dort am liebsten ihre Nester,

und sangen nach Herzenslust. Weil nun die ganze Wildniß dem Grafen eigen war, so wurden auch dessen arme Unterthanen, die in jener Gegend wohnten, gar froh über diese Hege; denn das Wild that plötzlich, als wäre es in die Hege gebannt, und verlangte nicht mehr ihre Saatäckerlein abzuweiden, sondern blieb lieber auf seinen sichern Waldhüthen, da ihm draußen überall die Jäger auflauerten. Der Graf aber hatte seine Jagdlust in andern Wäldern.

Er nahm auch das Kindlein, dessen Mutter er einst im Walde seinen Ring geschenkt hatte, bald zu sich, und es erwuchs daraus ein so treuer und kühner Knabe, daß ihn Hugo zum Diener seiner Tochter und zu seinem Leibjäger machte, und diesem getreuen Jüngling, Medorus genannt, unter allen Dienern seine Gunst am meisten zuwandte.

Nicht weit vom Schlosse des Grafen aber hauste ein armer Vetter desselben, ohne Land und Leute, bloß von Hugo's Wohlthaten lebend. Dieser hatte einen schönen Sohn, Namens Roland, welchen man der jungen Gräfin zum adlichen Gespielen und Hüther gab. Wiewohl nun Roland fünf Jahre äl-

ter war als Maria, so verlangte diese doch nach keinem andern Gespielen als ihm, weil der junge Vetter ihrem Willen in keinem Stücke zuwider that, sondern, nach seiner verträglichen und sanften Natur, allen Scherz und Uebermuth von ihr geduldig ertrug. Als aber Roland sah, wie Maria in ihrem dreyzehnten Jahre schon zu solcher Schönheit gelangt war, daß auf die Gerüchte davon bereits viele große Potentaten ihren Herrn Vater mit Brautwerbung angiengen, da fühlte er plötzlich, daß sein Herz von der heftigsten Liebe gegen Marien entzündet, und daß bisher nichts als heiße Minne die Ursache seiner beständigen Geduld mit ihrem Uebermuthe gewesen sey, und that einen Schwur, nun und ewig keine Andere zu lieben, als seine Base Maria. Allein er fand damit kein' Gehör bey dem jungen Fräulein, und sobald er ein Wort von Minne sprach, lachte sie nur, zog ihn mit Scherzen auf und jagte ihn wohl gar von sich, indem sie drohte, es ihrem Herrn Vater zu verrathen. Doch sagte sie dem Grafen nichts davon.

Aber Roland, der seine feurige Liebe nicht länger zu verbergen wußte, traf einst

seinen Herrn Vetter, bey welchem er gar wohl gelitten war, allein an, fiel ihm zu Füßen und bat mit Thränen, er möge ihm seine Tochter zusagen, und bey ihr selbst ein Fürwort einlegen, damit sie seine große Liebe und Treue nicht verschmähe.

„Mein lieber Vetter, (sprach der Graf, der das scherzhafte Gemüth des Fräuleins wohl kannte) es gehet dir bey Marien, wie es vielen Andern gehet, von welchen sie auch nichts wissen und anhören will. Indessen, da sie doch in ihrem übrigen Leben und Wandel ganz feingesittet ist, so glaube ich, daß sie wohl dermalen zu jung seyn mag für die Minne, und keineswegs von verhärtetem oder falschem Gemüthe. Kannst du selbst aber künftig noch ihr Herz erwerben, so sollst du mir recht seyn zum Eidam, und noch lieber als der reichste und mächtigste Fürst oder Herr, da ich dich und deinen Vater sehr werth achte und gewißlich einem so guten und nahen Anverwandten mein Land und Leute eher gönnen würde, denn einem Fremden. Doch siehe du selbst zu, wie du ihr Herz bewegen mögest.“

Diese gutgemeynte Rede Hugo's gab zwar dem armen Roland einigen Trost;

aber das Fräulein fuhr fort, seine Liebe zu verlachen, und wollte endlich gar keinen Umgang mehr mit ihm pflegen, falls er ferner von Minne reden würde.

Einige Zeit nachher reiste Graf Hugo mit mehreren Dienern und seinem getreuen Medorus von einer benachbarten Stadt heim zu seiner Hofburg. Da sie nun gegen Abend durch die Hubertushege ritten, wo man jetzt viele Gänge und Kreuzpfade zum Lustreiten fand, erzählte Medorus dem Grafen allerley Geschichten von diesem Walde, welche ihm die Jäger berichtet hatten, und besonders, wie man darinn zuweilen des Morgens vor Tages Anbruch eine aus weiter Ferne tönende liebliche Jagd mit gar vielen Waldhörnern hören könne; und doch sey nachher niemals irgendwo einige Scheu oder Furcht an dem Wilde zu verspüren gewesen. — Der Graf hörte dieß sehr gerne, und da er mehr zu wissen verlangte, gestand ihm auch Medorus ein, daß er selbst einmal in allzugroßem Jagdeifer eine Hindin bis in den Hegebezirk verfolgt habe, doch unwissend wo er sey, und ohne den nächsten Hegestock wahrzunehmen. — Auf einmal sey ihm Sanct Hubertus

selbst, eine Kuppel großer und ungemein schöner Hunde haltend, mit zorniger Miene entgegengetreten, habe den Spieß aufgehoben und damit gebieterisch nach dem Gränzstocke gezeigt. Da er aber, hierüber sehr erschrocken, seine Kniee ehrfurchtsvoll gebeugt und sich bescheidentlich zurückgezogen, so habe der Heilige lächelnd mit dem Finger gedroht und ihn in Frieden ziehen lassen.

Mit diesen und anderen hübschen Geschichten suchte Medorus seinem Herrn die Zeit zu kürzen. Er sah aber bald, daß der Graf immer schwermüthiger und nachdenklicher ward, und konnte sich nicht einbilden, was doch wohl sein Gemüth zu solcher plötzlichen Traurigkeit bewegen möge. Nach einiger Zeit hieß der Graf die Diener ein wenig beyseite reiten, wandte sich darauf zu Medorus und sprach: „Mein getreuer Diener! Mir ist seit einer halben Stunde zu Muth, als stehe mir ein besonderes Unglück oder Glück bevor, ja, als wollte der allmächtige Gott mich schnell und unverhofft von dieser Welt ab- und in sein himmlisches Freudenleben rufen. Da ich nun nicht weiß, wie nahe mir mein Ende seyn mag, und ob ich vorher noch

einem Priester der heiligen Kirche Beichte zu thun Gelegenheit erlange, so habe ich mir vorgenommen, um Lebens und Sterbens willen, dir, mein guter Medorus, in dieser Stunde noch dasjenige zu vertrauen, was meiner Tochter Maria wegen mir auf dem Herzen liegt, und welches mir der heilige Hubertus, ihr selbst und meiner lieben Ehefrau zu entdecken, verboten hat. Du, mein Getreuer, wirst es wohl bewahren, und alles, was du dabey fördern kannst, klüglich ausführen." — Hiermit erzählte ihm der Graf, was ihm einst in diesem Walde mit der bösen Zauberin, mit dem kleinen Medorus selbst und dessen Mutter, und zuletzt mit dem heiligen Hubertus begegnet war, und nahm drauf einen Schwur von ihm, daß er seine Tochter, an dem Tage wo sie ihr vierzehntes Jahr erreichen werde, gewißlich zu dem Hubertusbrunnen hin zu wandeln vermögen, doch aber von dieser Geschichte ihr nichts wiedersagen wolle, es sey denn im Falle der höchsten Noth.

Medorus schwur seinem Herrn andächtiglich, und sprach: „Seyd wegen alles dessen ohne Sorgen. Aber der gütige Gott und seine Heiligen werden Euch, mein liebster Herr,

diesen Tag, welcher so nahe ist, und ausser ihm noch viele Jahre in Fröhlichkeit und gutem Wohlseyn erleben lassen, worum mein Gebet sie alltäglich anflehen soll, und bitte ich Euch gar sehr, daß Ihr solcher traurigen Gedanken Euch gänzlich entschlaget, da Ihr in Ansehung der Leibesbeschaffenheit so kräftig und wacker seyd, als man sich wünschen mag."

„Du hast wohl Recht; (versetzte der Graf) aber es ergehe mir nun, wie Gott will." — So ritten sie also weiter, und Medorus sang, da die Nacht einzubrechen begann, ein schönes frommes Abendlied.

Aber kurz vorher, ehe sie das Schloß erreichten, hörten sie, daß der Graf tief seufzte und um Beystand rief, und als sie hinzusprengten, sank der fromme Herr von seinem Rosse herab in ihre Arme, sprach nicht ein Wort weiter, und sie sahen endlich, daß er nach einem besondern Verhängnisse Gottes plötzlich verstorben war.

Da man nun seinen Leichnam in das Schloß brachte, entsetzte sich die Gräfin dergestalt darüber, und ihr Gemüth ward von einer so großen Sehnsucht nach ihrem liebsten Eheherrn

befallen, daß sie schon am dritten Tage demselben im Tode folgte.

So war denn nun die Gräfin Maria ihrer beyden Eltern beraubt, und es läßt sich nicht beschreiben, in was für tiefe Schmerzen sie durch dieses traurige Ereigniß versetzt wurde. Es schien, als wolle sie in Thränen zerfliessen, und als sey ihr sonstiges munteres Wesen ganz und gar verschwunden, so daß sie auch, als nun die Lehensleute und Unterthanen ihr und ihren Herrn Vormündern den Eid thaten, vor Trauer und Thränen kein Wort redete.

Ihr Vetter, Herr Roland, wandte dabey alle Mühe an, sie zu trösten, und sie hörte auch seine Reden unter allen am liebsten an. Doch als er einst wieder ein Wort von seiner inbrünstigen Liebe zu ihr sprach, da schien es, als kehre plötzlich ihre vorige lustige Gemüthsart sich wieder zu ihr. „Herr Vetter! sagte sie mit lächelndem Munde, Ihr singt mir da wieder ein Lied, das ich schon längst auswendig weiß. Seyd Ihr nicht ein junger und stattlicher Edelmann? Ich will Euch ausrüsten aufs köstlichste — dann ziehet doch fort und schaut Euch vorher nach an-

dern

dern und schönern Jungfrauen um, ehe Ihr bey mir freyen wollt, die keines Freyers bedarf. Auch habe ich schon heute Euern Herrn Vater schriftlich gebeten, daß er Euch von diesem Schlosse ziehen lasse; denn da meine werthen Eltern nun Todes verfahren sind, so will es mir, als einem ledigen Fräulein, nicht mehr geziemen, daß ich mit einem jungen Fant unter einem Dache lebe."

Durch diese Reden ward der gute Roland voll Unmuths, und da er über seine brennende Liebe nicht anders Meister werden konnte, so verließ er noch an demselben Abende die Burg der Gräfin, und sie hörte nach einigen Tagen, er mache sich zu einer Fahrt nach Frankreich bereit. Diesen Entschluß lobte die Gräfin sehr, und sandte Herrn Roland ein köstliches Geschenk auf die Reise.

Als nun bald darauf der Tag erschien, an welchem Maria ihr vierzehntes Jahr zurücklegte, da trat der getreue Medorus des Morgens in ihr Gemach und redete seine Herrin folgender Gestalt an: „Edles Fräulein, da heute der frohe Tag Eurer Geburt ist, an welchem Euer Herr Vater, unser lieber seliger Herr, sich fast allezeit in dem anmu-

thigen Hubertuswalde aufzuhalten pflegte, so habe ich, weil die Sonne sehr lieblich scheint und alle Vögel mit heller Stimme singen, dort auf einem schönen grünen Platze, nahe bey dem Brunnen Eure Mahlzeit bereiten lassen, und verhoffe, daß mein Anordnen Euer Gnaden nicht mißfällig seyn werde."

Die Gräfin lobte ihren Diener wegen seiner Veranstaltung, und zog bald hinaus auf den grünen Waldplatz, wo man ein prächtiges Zelt für sie aufschlug. Während nun die Diener ihr Mahl bereiteten, spazierte sie im Walde herum. Da kamen Hirsche, Rehe und anderes Wild, und fraßen Blumen und Kräuter aus ihrer Hand, und schöne Singvögel flatterten um sie her, setzten sich auch auf ihren schneeweissen Arm und pickten allerley Naschwerk zwischen ihren Rosenlippen heraus, worüber die Gräfin ganz fröhlich ward und sich sehr verwunderte.

Als sie nun auch zum Hubertusbrunnen kam, da sprengten ihr drey Reisige entgegen, bey welchen Roland war. Dieser stieg sogleich vom Roß und trat mit ehrerbietigem Gruße vor die schöne Maria, indem er sprach: „Ich kam auf Euer Schloß, ge-

liebteste Base, um Euch Valet zu sagen und zugleich das reiche Geschenk, was Ihr mir neulich übersandtet, wieder in Eure Hand zurückzugeben, weil es wohl viel zu köstlich für einen armen und vom Glücke ganz vergessenen Junker seyn möchte. Ich bedarf auf meinem Zuge keines Gepränges, und diese beyden Knappen folgen mir um geringen Sold. Weil es mir aber so gut geworden ist, Euch noch hier zu finden, und ich einmal Eure Waldlust gestört habe, so vergönnet nun, daß ich mir ein letztes Zeichen Eurer Huld erbitte, um meine Waffen damit zu verzieren, und lasset mich noch zum Valet einen Becher auf Euer Wohlseyn leeren, welchen Euer süßer Purpurmund kredenzen möge."

Das verdroß die Jungfrau ein wenig. Doch ließ sie sich äußerlich nichts merken, sondern nahm das Kleinod von seiner Hand wieder, bückte sich zum Rande des Quells, brach ein blaues Blümlein ab und reichte es dagegen Herrn Roland mit den Worten: „So nehmet denn hier eine kleine Blume, die an Unwerth und W[illegible]elklichkeit wohl der Männerliebe mag verglichen werden, wenn Ihr doch nichts besseres wollt; lasset sie von dem Wappenmaler

abkonterfeyen und wählet Euch die Innschrift dazu selbst."

Ueber dieser Rede trat Medorus mit einem Becher herzu, und füllte ihn mit Wein. Aber die Gräfin sagte: „Gieb diesen Wein seinen Knappen; denn mir und meinem Vetter wird ein Trunk Wasser viel gesunder seyn, um den heißen Schmerz unsers Abschiedes zu kühlen." Medorus that hierüber äußerlich gar traurig, denn er hielt Herrn Roland sehr hoch. (Im Herzen aber gedachte er der Worte des Hubertus, und freute sich höchlich über Herrn Rolands gutes Geschick in Ansehung dieses Brunnen.) Deswegen sprach er zu ihm: „Edler Herr, Ihr möget nicht zürnen auf mich; aber ich muß meiner gnädigen Gräfin gehorsam seyn." So gab er denn den Knappen diesen Wein und brachte eilends einen andern Becher herbey; der war von Gold, und außen waren zwey blaue Augen so künstlich darauf gemalt, daß sie einander anzublicken schienen, und zwischen ihnen stand geschrieben: „Vergiß mein nicht!"

Aber Herr Roland sah seine Base beweglich an, und sprach: „Das Gold des Weins und das Silber dieses Quells gilt mir gleich,

und auch nach Deinem Gold und Silber verlangt mein Herz nicht, du holde Jungfrau. Aber schau doch dieses blaue Blümlein an: Gleicht es nicht an Farbe diesen gemalten Augen, und noch mehr den Deinigen, nach deren Freundlichkeit allein ich mich sehne? Vergiß mein nicht, allerliebste Base, und vergiß nicht aller unsrer ehemaligen schönen Kinderspiele! Und, Vergißmeinnicht, will ich nun dieses Blümlein nennen, und will diese Worte in schöner Schrift unter das Blümlein malen lassen, und seine Farbe soll immerdar meine Leibfarbe seyn und mich in aller Versuchung getreu und beständig erhalten, und soll die Farbe der Beständigkeit heissen, weil sie auch des Himmels Farbe ist, deren man im Ungewitter nicht vergessen soll. Und wenn ich deiner Augen jemals vergesse, so vergesse meiner selbst auch Gott, dessen wunderbare Kraft diese Augen, dieses Blümlein, diesen klaren Quell und den Himmel selber geschaffen hat!"

Mittlerweile hatte die Gräfin aus dem Quell geschöpft, und indem sie den Becher zum Munde führte, sagte sie mit freundlichem Lächeln: „Nun, so lebe wohl, mein lieber Vetter Roland und vergiß mein nicht!" Aber

als sie den Becher vom Munde nahm und ihn Herrn Roland zubringen wollte, fiel plötzlich eine Thräne aus ihrem klaren Auge in den Becher. Roland, dieß gewahrend, trank denselben vollends rein aus, warf ihn in den Quell und sprach: „Verflucht sey, wer jemals wieder aus diesem Becher trinket!“ Darauf reichte er seiner Base mit abgewandtem Antlitz die Hand, schwang sich auf sein Roß und ritt eilends davon. — Da griff Medorus schnell in den Brunnen, um den goldnen Becher zu holen, und indem er ihn faßte, zerschmolz er in seiner Hand und ward zu Wasser.

Allein Medorus, welcher erschrocken war und jetzt sah, daß seine Herrin erblaßte, sprach: „Wie nun, gnädiges Fraulein? Ihr waret vor kurzem so wohlgemuth, und habt den guten Herrn noch zuletzt waidlich geneckt; und jetzt sind Eure Augen trübe und Eure Rosenwangen blaß geworden? Soll ich Euer Gnaden selber einen Becher Weins holen?“

Die Gräfin aber wollte weder essen noch trinken, sondern befahl allen ihren Leuten, sich von ihr zu entfernen, setzte sich traurig in das Gras und fieng bitterlich an zu wei-

nen, einmal über das andere ausrufend: „O mein lieber Roland, wie schwer habe ich mich doch an dir versündigt! Ach mein liebster Freund, wo werde ich dich nun wieder finden! Ach, nun fühle ich erst, wie sehr und außermaßen ich dich liebe! O liebster Roland, komm doch zurück, da ich viel eher das Leben als dich verlieren will und ohne dich gewißlich bald vor Liebe sterben werde!“ — Dazu brach sie viele von den blauen Blümlein ab, drückte sie an ihr Herz, schluchzte und seufzte laut: „Vergiß mein nicht, o Roland, Roland!“

Von diesem Klagen und Weinen ward die gute Gräfin endlich so matt, daß ihr die Augen zufielen. Sie begann darauf in einen ruhigen und tiefen Schlummer zu sinken, die heilige Jungfrau nahm sich ihres Leidens an und kam in einem lieblichen Traume zu ihrer Pathe hernieder. — Da war es plötzlich der schlafenden Maria, als würde durch eine freudenvolle Himmelsbotschaft all ihr großes Liebesleiden, so auch die Trauer über ihre werthen Eltern und jede Sehnsucht der Erde auf einmal von ihr genommen, und sie fühlte sich so selig wie im Himmel. Und die Mutter

aller Gnaden erschien in unaussprechlicher Schönheit, eine Sternenkrone auf dem Haupte und einen Lilienzweig in ihrer Hand, und trat vor sie hin und sprach: „Maria! Du sollst wissen, daß ich deine liebe Pathin bin, und dich dazu auserwählt habe, mir an dieser Stelle ein Heiligthum zu erbauen. So berühre nun jenen Felsen, und du wirst dort die Befehle finden, welchen du nachleben sollst. Und wenn du alles nach meinem Willen ausrichten wirst, so will ich auch deine irdische Liebe segnen und dir ein glückseliges Leben und hohes Alter von Gott erbitten.“ Da neigte die Königin ihren Lilienzweig gegen die Schlafende, und zerfloß in Licht.

Maria aber erwachte, warf sich fröhlich auf ihre Kniee, und nachdem sie lange gebetet, nahte sie dem Felsen, welchen ihr die himmlische Mutter gezeigt hatte. Sobald nun ihre Hand die grüne Moosdecke an demselben berührte, sank diese herab und ward zu Staub, der Felsen spaltete sich und warf ein schönes Büchlein aus, neben dem Spalt aber sah die Gräfin an einer glatten Steinwand das goldene Bild schimmern, welches einst Hubertus dort angezeichnet hatte, und des-

sen Züge der himmlischen Mutter, wie sie Marien vorhin erschienen war, ganz und gar glichen. Da setzte sich Maria auf einen Stein, betrachtete fleißig das Bild und las andächtig in dem Büchlein, worin alles stand was sie wissen sollte, und prägte alles ihrem Gemüthe sehr wohl ein. Doch als sie das Büchlein wieder zuschloß und auf ihren Schooß legte, da hob sich dasselbe in die Luft und verschwand aus ihren Augen. Hierüber ward sie sehr traurig, und sann bis an den Abend sorgsamlich nach, ob sie auch nichts vergessen habe. Allein sie merkte endlich, daß alles, was ihr das Buch auszurichten befohlen, ganz wohl in ihrem Gedächtniß geblieben war.

Als nun endlich Medorus herzutrat und ihr berichtete, daß der Tag sich neige, fragte ihn die Gräfin, was er von jenem Bild am Felsen halte? Der Diener schaute hin und her, und sein Auge konnte dort nichts erblicken, als einen glatten vortrefflichen Marmorstein. Da merkte Maria, daß die Züge der göttlichen Jungfrau seinen Augen verborgen blieben. Sie schwieg also darüber und sagte auch weiter nichts von den übrigen Erschei-

nungen, die ihr hier begegnet waren, sondern eilte heim auf ihre Burg zu kommen.

Des andern Morgens sandte die Gräfin Boten in alle Städte und Dörfer ihrer Grafschaft und ließ eine große Menge Arbeiter, Fuhrleute, Bau- und Kunstverständige zu sich fordern, weil sie der Mutter Gottes den Bau eines Jungfrauenklosters gelobt habe und denselben sehr herrlich auszuführen gedenke. Auch begab sie sich in ihre Schatzkammer und überlegte dort klüglich, wieviel wohl ihres Herrn Vaters Nachlassenschaft auf den Bau und die Einkünfte des Klosters zu wenden erlaube. Da fand sie so große Schätze, daß ihr Herz sich aller Sorgen entschlagen durfte. Als sie nun auch ihre Herren Vormünder zu sich entbot, und mit ihnen über den Bau Rath pflog, wiederriethen ihr diese denselben eifrig, und wollten nicht zugeben, daß sie durch ein so großes Unternehmen all ihr Gut vergeude. Aber Maria sprach: „Ihr wisset wohl, liebe Herren, daß ich euren Rath stets hoch und werth halte; aber in einer Sache, die ich zur Ehre Gottes ausführen will, habt ihr mir nicht zu gebieten, und ich will mich künftig nicht mehr um euch kümmern, sondern

bauen was mir beliebt.“ So mußten sie ihr endlich den Willen lassen, und Einer sprach zum Andern: „Sie wird bey solchen weitläuftigen Dingen bald genug in Noth gerathen und uns dann selber um Hülfe anflehen müssen.“

Als aber die Gräfin dem Baumeister Befehle gab, wie er das Werk einrichten sollte, und dabey all sein eignes Wesen abänderte und ihm jede Mauer und jedes Ecklein auf das genaueste vorschrieb und ausmaß, da erstaunte der Meister höchlich über ihre Klugheit und große Wissenschaft, meynte auch, ein so herrliches Kloster müsse noch niemals gebaut worden seyn, wie dieses, und lebte darauf in allen Stücken ihrem Willen nach. Und so gieng denn alle Arbeit schnell und wohl von statten.

Auch führte die Gräfin gleich anfänglich einen Bildhauer zu der Felsenwand am Brunnen, und da derselbe mit seinen Augen so wenig als Medorus und Andere das goldne Bild erkennen konnte, so ließ sie den Stein, auf welchem dasselbe abgerissen war, aus dem Felsen losarbeiten und zeichnete dann die goldnen Striche mit einer Kohle darauf nach,

worüber der Bildner bald in die höchste Verwunderung gerieth, weil er dergleichen himmlische Gestalt nie gesehen, weshalb er dann bey seiner Arbeit beständig die Gräfin um Rath fragte, und auch zuletzt ein solches Wunderbild der Mutter Gottes hervorbrachte, bey dessen Erblickung alle Leute andächtig auf die Knie sanken.

Maria aber ließ das Bild der Gnaden nicht im Innern der Abtey, sondern außen unweit des Brunnens aufrichten und mit einem künstlichen Himmel, der auf schönen Säulen ruhte, überbauen. Man verzierte es auch mit Gold und Farbe so herrlich, daß es zu leben schien, und daneben wurde ein Häuslein gesetzt, zur Wohnung des Einsiedels, welcher das Gnadenbild stets zu hüten und zu pflegen gehalten war.

Ueber allen diesen hohen und himmlischen Dingen aber konnte doch die gute Gräfin ihrer irdischen Liebe sich keineswegs entschlagen, ja ihr süßes Leiden ward nur um soviel heftiger, je länger sie keine Botschaft von ihrem geliebten Roland erlangen konnte, der nunmehro schon zwey Jahre lang abwesend war, und weder seinem Vater noch ihr selbst

Kunde von seiner Fahrt gegeben hatte. Es kehrten zwar bey der Gräfin gar viele Fürsten, Grafen und Ritter aus allen Landen ein, um ihr zu hofiren; und wo möglich ein so schönes Händlein und Ländlein zu erwerben. Aber keiner wußte zu sagen, wo Herr Roland sich aufhalte. Fast täglich ließ Maria bey seinem Herrn Vater, dem sie überaus viel Gutes erzeigte, um Nachricht fragen; als aber derselbe im dritten Jahre plötzlich verstarb, so fürchtete sie, der Liebste möchte sich nun, wenn er diesen Todesfall erführe, nimmer wieder zu seinem väterlichen Lande wenden, und gab daher all ihr irdisches Glück für verloren. — Dabey ängstete die jungfräuliche Scham ihr zartes Gemüth so sehr, daß kein Mensch die Ursachen ihres geheimen Bekümmernisses erfuhr, sondern Jedermann nur glaubte, sie habe diesen heiligen Bau etwa zur Erlösung der Seelen ihrer Eltern gelobt, und lebe wegen deren ewigen Heils in schwermüthigen Gedanken. Uebrigens war es allen Leuten eine bekannte Sache geworden, daß die Gräfin Maria sich nicht zu verehelichen, sondern als eine Jungfrau zu sterben Willens sey. Nur dem getreuen Medorus, der die

ganze Verfassung ihres Gemüths wohl schon längst errathen hatte, ließ die arme Gräfin zuweilen deutlich genug merken, wie leid ihr Herrn Rolands Abwesenheit und ihre ehemalige unfreundliche Gesinnung gegen ihn sey, und wie sehnlich ihr Herz nach seiner Zurückkunft verlange. — Sie brachte fast alle ihre Tage bey dem Klosterbau und an dem Brunnen zu. Denn es war noch ihre einzige Freude, wenn sie sah, wie wohl dort alles ausgeführt ward und gerieth, was sie anordnete. Da saß denn das gute Fräulein oft nachdenklich bey dem schönen Quell und rief schluchzend aus: „Wie wohl war mir doch einst bey Dir, mein liebster Roland — und ich wußte es nicht! Wie inniglich habe ich dich stets geliebt — und ich erkannte meine Liebe nicht, sondern verlachte die deinige! Ja, als mein böser Spott dir auch den letzten Labetrunk Weines zu Wasser machte, da war mein Herz viel härter als das Gold jenes Bechers, welches im Wasser zerschmolz und mir anzeigte, wie der Himmel nun auch den Hochmuth meiner eignen Augen bald mit Wasser strafen werde. Du verschmähtest mein Gold und meinen Reichthum, wornach alle meine

Freyer lediglich trachten, und verlangtest nur nach meinem undankbaren Herzen, welches ich dir zuschloß und das nun vergebens nach deiner Minne schmachtet. Denn nun wirst du der unempfindlichen Jungfrau dich längst entschlagen, und einer andern, die es besser verdient, dein Gemüth zugewandt haben, dessen Hoheit und Vortrefflichkeit ich Aermste nun lebenslang beweinen muß!" — So seufzte und sehnte sich Maria sehr oft. Aber wenn sie dann seiner Abschiedsworte gedachte, und einen frischen Trunk aus dem Quelle that, in welchem sich die blauen Blümlein so lieblich bespiegelten, da war es ihr immer wieder, als werde und könne Herr Roland ihrer nimmermehr vergessen, und sie gab sich wieder zufrieden. Auch suchte der getreue Medorus, so oft er seine Gebieterin weinen sah, ihr Herz beständig zu trösten, und sprach einmal kühnlich zu ihr: „Hoffet nur auf Gott, gnädiges Fräulein! Ich weiß sehr wohl die Ursache von euern heimlichen Thränen; aber glaubet mir nur, euer Weinen wird sich endlich noch in lauter Freude verkehren." — Die Gräfin verwunderte sich über diese Worte,

aber ihr Angesicht erröthete höchlich, und sie schwieg stille.

Bald hierauf verbreitete sich durch mehrere fahrende Ritter das Gerücht von Rolands großen und wunderbaren Heldenthaten, wie er viele Ungeheuer geschlagen, Riesen umgebracht, Gefangene erlöset und in allerley Kriegen und Befehdungen überaus großen ritterlichen Ruhm erworben habe, und endlich an den Hof des Königs von Frankreich gekommen, wo er nun groß geachtet sey und in hohen Ehren und Würden lebe. Das vernahm Maria mit herzlichem Wohlgefallen, und als nach einiger Zeit ein alter Ritter bey ihr einkehrte, der Herrn Roland selbst gesehen hatte, verlangte sie, er solle ihr recht viel Neues von ihrem Herrn Vetter erzählen. — „Ich kann Euch wohl sagen, sprach der Ritter, daß aus Herrn Roland einer der schönsten, edelmüthigsten und tapfersten Ritter der ganzen Christenheit geworden ist. Auch weicht er an Zierlichkeit und wohlgefälligem Betragen gewiß keinem andern Edelmanne. Die Damen beeifern sich gleichsam von selber um seine Gunst, weil er von ungemein schöner Gestalt ist. Doch darf ich Euer Gnaden auch

ein

ein übeles Gerücht nicht verhehlen, das mir bey meiner Abreise von dem Hofe zu Frankreich bekannt ward, weil Ihr doch so vielen Antheil an Eurem Herrn Vetter nehmet. Es gieng nemlich die Rede, als stelle er sich gegen aller schönen Frauen Minne ganz unempfindlich, lebe aber insgeheim in großer Unehre mit der französischen Königin, die zwar ein Wunder von Frauenschönheit, aber auch eine wahre Teufelin ist, und schon manchen braven Ritter in ihre Netze verstrickt und hinterher böslich verderbt hat, ohne daß ihr frommer Gemahl je einige Kunde von ihrem schändlichen Leben erhalten. — Allein, ich sehe wohl, gnädiges Fräulein, daß Euch die Sache nahe geht; daher wollen wir lieber das Beste vermuthen, und in der Hoffnung leben, der gute Roland werde ihren Schlingen noch glücklich entkommen seyn."

Es ist unbeschreiblich, welchen tiefen Eindruck diese traurige Mähr auf die arme Gräfin machte. Sobald der alte Ritter sich wieder beurlaubt hatte, verschloß sie sich in ihre abgelegenste Kammer und wollte drey Tage lang Niemand vor sich lassen, selbst den getreuen Medorus nicht mehr. Doch wagte

es dieser endlich, vor sie zu treten, und sprach: „Gnädige Gräfin, ich habe gar wohl gehört, was der fremde Ritter von Herrn Roland erzählt, und was für einen nagenden Wurm er durch seine Reden an Euer heftig liebendes Herz gelegt hat.“ Da unterbrach ihn die Gräfin plötzlich, indem sie eine Fluth von Thränen vergoß und ausrief: „O mein guter Diener Medorus, ich will es dir nicht länger verschweigen, daß ich mich schon längst unsäglich nach Rolanden sehne, und daß nun mein Herz vor Liebe und Trauer bald brechen wird. Denn jetzt weiß ich leider, daß allein durch meine harte Verstocktheit sein vormals reines Herz sich von der Tugend zur Sünde gewendet und daß er seinen mir beym Abschiede gethanen Schwur der ewigen Treue blos deswegen gebrochen hat, weil ich damals denselben verspottete. Und so muß ich mich nun auch als seine Mörderin ansehen, und du, mein treuer Diener, wirst so wenig als sonst Jemand auf Erden einen Rath mehr für mich Elendeste wissen!“

„Ich weiß Euch wohl einen Rath (entgegnete der kluge Medorus). Ich kenne Herrn Rolands tugendhaftes Gemüth viel bes-

ser, als daß ich dem Gerüchte, welches dieser Ritter gehört hat, Glauben beymessen sollte. Gebt mir Urlaub, liebste Gräfin, so will ich nach Frankreich ziehen, die Sache selber erkunden und Euch bald viel bessern Bericht bringen."

Dies gefiel der Gräfin sehr wohl, und Medorus mußte noch an demselben Tage eilends nach Frankreich abziehen. Sie aber begab sich zu dem neuen Bau, setzte sich am Brunnen hin und weinte bitterlich.

Das Frühjahr begann eben damals mit großer Lieblichkeit wiederzukehren, und es war bald an dem, daß die Jungfrauen in die Abtey einziehen und den heiligen Ort mit schönen und hehren Gottesdiensten einweihen sollten. Der Bau war schon im vorigen Jahre beendigt worden, und jetzt fiengen die Leute an, den Vorhof zu ebnen, Gärten zu bereiten und Blumen in den Würzgärtlein und um die Lusthölzlein her anzupflanzen, alles in der klugen Ordnung und anmuthigen Mannichfaltigkeit, welche Maria zu veranstalten wußte. — Die Waldungen trieben schon junge Blätter hervor, das Wild war fröhlich und alle Vögel sangen. Die Gräfin aber schaute

und horchte hin und her, ihre Zähren flossen jetzt mildiglich und es ward ihr wohl und wehe in ihrem Gemüthe. Da nun auch der Einsiedel, welcher bey dem Muttergottesbild wohnte, herzu kam, um einen frischen Trunk aus dem Quell zu schöpfen, sprach derselbe lächelnd zu ihr: „Mit Vergunst, gnädige Frau, Ihr sehet heute freudiger und blühender aus, als ich Euch in langer Zeit nicht gesehen. Gott lasse es Euch in seinem heiligen Frieden immer so wohl seyn!“

„Ihr habt Recht, lieber Einsiedel, (versetzte die Gräfin) und es gefällt mir auch heute sowohl hier, daß ich im Leben und Tode nicht wieder diesen lieblichen Platz verlassen möchte. Auch will ich Euch etwas vertrauen, das jetzt mein Herz bewegt. Sollte ich etwa frühe als eine Jungfrau versterben, wie es mir zuweilen ahnden will, so sollt ihr der Aebtin dieses Klosters anbefehlen, daß sie meinen Leib hier an dem lustigen Bächlein begraben lasse, und Ihr sollt dann meinen Grabhügel mit keinem Steine, sondern nur mit zweyen der schönsten Pflanzen von diesen blauen Blümlein verzieren. Denn, ich gedachte jetzt daran — und, sehet nur selbst um

Euch her, wie angenehm es sich hier ruhen muß! Ja, wenn es Gottes Wille seyn möchte, so wollte ich noch heute gern meinen Geist aufgeben. Die frommen Jungfrauen dieses Klosters werden hier meiner stets in freundschaftlicher Erinnerung gedenken, und ihre schönen Gesänge werden über meinen Gebeinen hin lieblich tönen, worein auch viele tausend Waldvögelein ihre Stimmen mischen werden. So wird die Asche meines Leibes hier gar friedlich und sanft ruhen, ich aber werde vom Schmerz der Erde frey seyn und zu Gott kommen; denn meine himmlische Pathin, Maria, wird mit den Heiligen für mich bitten, daß ich, aller Sünden meines irdischen Lebens baar, in die seligen Wohnungen der Gnade eingehen möge."

„Ihr habt überaus hohe und heilige Todesgedanken, (antwortete der Einsiedel) und Ihr macht, daß mir selbst jetzo mein Grab anmuthiger entgegenlächelt als noch jemals; doch harret nur freudig auf Gottes Ruf; denn mich dünkt, Er habe auch auf dieser Erde Euch noch viele Freuden zugedacht, deren Ihr in Seiner Furcht wohl genießen möget."

Maria sah ihn nachdenklich an; aber er wußte keinen weitern Trost, sondern ergriff seinen Becher und schied von dannen.

So lebte denn die fromme Gräfin still in ihren heiligen Geschäften fort, und fast jede Stunde ihres Lebens war für die armen Leute in ihrem Lande so beglückend und segenreich, daß sie von Jedermann für eine Heilige gehalten, und gleichsam auf den Händen getragen wurde. — Kein menschliches Auge hat es gesehen, wieviel sie dabey um Herrn Roland gelitten. Aber der helle Brunnen hat gar manche ihrer heimlichen Liebesthränen aufgenommen, und sein köstliches Wasser ist der guten Jungfrau gar oft wiederum zur wunderbaren Herzstärkung und Labung geworden.

Da nun Medorus nach vielen ausgestandnen Fährlichkeiten endlich von seiner Reise zurückkam, konnte er seiner Gebieterin nur einen traurigen Bericht geben, der weder ihr Gewissen noch ihre inbrünstige Minne zufrieden stellte. — Er hatte, da ihn seine Herrin mit viel Gold und Kleinodien ausgerüstet, am Hofe zu Frankreich sich die beste Gelegenheit gemacht und den wahren Befund der Sache

auf das genaueste erforscht. Herr Roland (berichtete er) habe dort gleich bey seiner Ankunft sich in des Königs und seiner Gemahlin große Gunst gesetzt, und es sey ihm, wegen seiner vielen preiswürdigen Thaten, mehr Ehre zu Theil geworden, als allen einheimischen und fremden Rittern. So wie er aber gemerkt, daß die Königin ihre sträflichen Blicke auf ihn gerichtet und ihn sogar mit seinem blassen und verliebten Aussehen und der allzugroßen Treue gegen seine grausame Dame öfters geneckt und aufgezogen, sey er dieser buhlerischen Frau mit Fleiß aus dem Wege gegangen, und habe einst, da sie ihn allein getroffen und ihre Absichten deutlich merken lassen, ihr kühn ins Angesicht Hohn gesprochen. Hierüber sey nun ihre Rachsucht plötzlich erwacht, sie habe ihn durch ihre andern Buhlen in einen schlimmen Handel verwickelt und nicht eher geruht, bis er auf Tod und Leben gefangen gesetzt worden. Allein, es habe ein treuer Ritter und Rath des Königs diesem endlich die Augen über Herrn Rolands Unschuld und hohe Tugend geöffnet, worauf derselbe mit großer Ehre befreyet nnd mit reichen Geschenken vom Könige entlassen worden

sey, da er nicht länger an einem so schnöden und üppigen Hofe verweilen wollen. — Wohin nun aber Roland auf der weitern Fahrt seinen Weg gerichtet, das hatte Medorus bey aller angewandten Mühe nicht erfahren können, und nur ein einziger alter Knappe, welcher eine Weile in des Grafen Diensten gestanden, hatte ihm die Vermuthung geäußert, er möge wohl gar nach dem Morgenlande gefahren seyn.

Bey Anhörung dieser leidigen Nachricht rief die Gräfin mit großen Schmerzen aus: „O daß ich auf dem Abendwinde dem Liebsten nachschiffen, oder als ein Vögelein ihm nachfliegen und sein flüchtiges Roß ereilen könnte! Aber ach, ich werde ihn nimmer wiedersehen! — Es war, als wolle ihr Herz vor Sehnsucht brechen.

Sie begab sich hierauf tiefseufzend nach dem Kloster, um dort dem guten Einsiedel ihre Noth zu klagen. Indem sie nun ankam, erschien der Baumeister mit seinen Gehülfen und begehrte seinen Urlaub von ihr, weil nunmehro der herrliche Bau ganz vollbracht und alles auf das genaueste nach ihrem Willen fertig und zur Einweyhung bereit da stehe. Die

Gräfin aber wies sie zu ihrem Rentmeister, welcher Jedem seinen reichlichen Lohn bezahlte. Und als sie nachforschte, wer etwa über dem Bau zu Schaden oder Unglück gekommen sey, da fand es sich, daß kein einziger Bauarbeiter dabey verunglückt war, ja keiner sich nur einen Finger blutig gestoßen hatte, worüber sich Jedermann höchlich verwundern mußte. — Und so ist denn diese große Abtey ohne alles Unglück herrlich vollendet worden.

Als aber die Gräfin nach dem Hubertusbrunnen gieng, verrichtete sie erst ihr Gebet vor den Füßen der Mutter Gottes, und bat in frommer Demuth, daß die Königin dieses nun vollbrachte irdische Heiligthum gnädig ansehen und beschützen möge. Da war es der Jungfrau, als sähe sie ein gnadenvolles Lächeln über die anmuthigen Lippen des himmlischen Bildes hinschweben, und sie sank auf ihr Angesicht und betete noch lange.

Indem nun die Jungfrau endlich aufstand, erblickte sie den Einsiedel, welcher am Brunnen trank, und, da sie auf ihn zu kam, sich vor ihr nach seiner Klause zurückzog. Und als sie ihn zu sich rief, blieb er erst lange stehen, und sprang hierauf, als sey er von

einem plötzlichen Wahnsinne befallen worden, zum Quell zurück. Die Gräfin redete ihn freundlich an: „Warum wollt ihr vor mir fliehen, mein lieber Einsiedel, da ich jetzt eures Trostes und Zuspruchs so sehr bedarf, indem mir durch den treuen Medorus keine gehoffte Nachricht von meinem liebsten Roland zugekommen, und daher mein liebendes Herz voll Trauern und Sehnen ist."

Da sprach der Einsiedel mit lauter Stimme: „Maria!"

Aber die Gräfin that einen lauten Schrey; denn der Einsiedel warf seinen langen Bart von sich, und vor ihr stand Herr Roland, der wenige Tage vorher von seiner Fahrt zurückgekommen war, und sich bey dem alten Einsiedel verborgen hatte, um hier das Angesicht seiner Liebsten zu sehen, und ihre Gesinnung gegen ihn zu erforschen.

Da hielten denn die Liebenden einander gar süß und lange in den Armen und küßten sich dermaßen zärtlich, daß all ihr langes Trauern, Sehnen und Zagen auf einmal verschwunden war. Und sie weinten vor Liebe und Freude, und tranken auf ewige Treue

und Beständigkeit einander aus dem Brunnen zu.

Bald nachher ward das Kloster mit großer Pracht eingeweiht, und gleich darauf auch die Vermählung Herrn Rolands mit der schönen Maria vollzogen. Dieses fromme Ehepaar aber lebte darauf viele Jahre lang in der höchsten Glückseligkeit, Liebe und Freude; auch gebar Maria einen Sohn, Guido genannt, welcher bald als der stattlichste Ritter weit und breit bekannt, und mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet worden ist.

Als nun das werthe Paar schon in sehr hohem Alter stand, und der Graf, aller Welthändel müde, seinem Herrn Sohne bereits das Regiment über Land und Leute in die Hände gegeben hatte, da sprach Roland einst: „Sieh doch an, liebste Maria, wir sind nun alt, und das Leben unter dem Schwarm des Hofgesindes und in der allzu geräuschvollen ritterlichen Pracht unsers lieben Sohnes will uns nicht mehr gefallen, und verträgt sich gar übel mit unserm stillen Sinnen und Begehren nach der Herrlichkeit jenes himmlischen Vaterlandes, welche uns und allen frommen

Christen zum ewigen Erbtheil verheißen ist. So steht nun mein Wunsch hinüber zu den stillen lieblichen Wohnungen, welche du zu Ehren der Mutter Gottes an dem Hubertusbrunnen erbauet hast; und wenn dein Gemüth hierüber gleiche Gesinnung mit dem meinigen hegt, wie ich nicht zweifle, so magst du künftig in jenen heiligen Mauern leben, ich aber will außerhalb bey dem frommen Einsiedel meine Tage beschließen. Dort zu den Füßen der himmlischen Königin ist gut wohnen, dort soll unser irdisches Leben sich zur frommen Betrachtung reinigen, ja zum stillen Gebete werden, und endlich unter jenen heiligen Lobgesängen selber so lieblich wie ein Schwanengesang verklingen."

Diese Rede gefiel auch der Gräfin überaus wohl; denn sie und ihr Gemahl waren stets Ein Herz und Eine Seele. Und so geschah es denn, daß sie ihre Wohnungen nahmen, wo Herr Roland sie bestimmt hatte, und dort noch lange ein heiliges Leben in Gottes Frieden und wahrer Glückseligkeit führten, ohne Krankheit, und in so gesundem Alter, daß sie ihre irdische Zeit brachten, Maria

auf fünf und neunzig, er aber auf hundert Jahre.

Hierauf traf es sich einst an einem Frühlingsmorgen, daß man zu ungewohnter Zeit die Jagd des heiligen Hubertus wieder sehr deutlich im Walde vernahm, als eben der Graf aus seiner Wohnung zum Brunnen gieng, und Maria gerade auch von der Aebtin des Klosters herzu geleitet wurde, da Beyde eifrig gewünscht, sich aus dem Quelle zu laben. Nachdem sie nun einander, mit Ueberreichung des Blümlein Vergißmeinnicht, gar freundlich gegrüßt und den Becher getheilt, sprach der gute Roland plötzlich sehr verwundert: „Ey, liebste Maria, ich habe dich ja erst vor wenigen Tagen gesehen, und doch dünkt mich jetzt, du seyest auf einmal wieder so jung und schön geworden, wie du in den Tagen der Kindheit warest, als wir so anmuthig miteinander spielten!“ Die fromme Maria verwunderte sich dessen noch mehr, und sprach: „Sieh doch, mein liebster Gemahl, bist du nicht gleichfalls so jung und zart gebildet, wie der Jüngling jener lieblichen Tage war? Doch hörst du auch wohl, wie schön heute in jener Ferne die Jäger Huberti musiciren? Ist es

nicht, als kehre unser Hochzeittag wieder?" — Da nahte ihm die gute Frau, und sie umfaßten sich in frommer Liebe gar sanft und selig.

Aber die Aebtin wandte ihr Angesicht zu dem Gnadenbilde, um für sie zu beten, und sah dort mit hohem Erstaunen, daß die steinerne Hand der Mutter Gottes ihren Lilienzweig bewegte, und sanft nach dem guten Paare herab neigte. Und als die Aebtin mit heiligem Grauen zu ihnen herumschaute, da waren die Liebenden hinweggenommen, und kein menschliches Auge hat ihre Gestalten je wieder auf Erden erblickt."

Dagobert schwieg, und seine Freundinen feyerten in stiller Rührung das Andenken des frommen Paares, indem sie jedem der heiligen Trümmer umher sanfte, melancholische Blicke weihten. Dort stand ja der Felsen, an welchem man die alte verwitterte Bruchstelle noch zu erkennen glaubte, die einst den Wunderstein in sich gefaßt — hier predigten die Ueberbleibsel des heiligen Bildes laut genug von der Veränderlichkeit des Menschen, welcher oft auch sein Heiligstes der Zeit zum Rau-

be hingiebt — und drüben dunkelten die hohen Mauern so ernst und traurig hinter dem lichten Gebüsch! Nur der Quell — das Einzige, was von einer höhern als der menschlichen Hand geschaffen war — floß noch ewig treu hervor; und zu seinen, auch heute wie ehemals blühenden, Vergißmeinnicht-Blumen senkte jetzt die Fürstin einen langen glänzenden Blick, in welchem unser Freund mit Entzücken die fromme Herzlichkeit uralter Zeit wieder abgespiegelt zu sehen glaubte.

Nach den ersten Momenten des stillen Gefühles ward Dagoberten ein lauter Dank zu Theil. „Ich wünschte, (sagte die Prinzessin) meine Lehrer hätten mich früher in den Besitz dieser Geschichte gesetzt; gewiß, meine Jugend hätte an Freuden gewonnen; oder mein Leben wäre doch seliger geworden. Man verbirgt uns, aus eigner Abneigung gegen die Schwärmerey, so manche liebliche Fabel des Alterthums, ohne zu bedenken, daß man uns dadurch auch das Historische derselben, und mit diesem nach meinem Gefühl einen Schatz von Heiligkeit raubt, den wir doch in der ganzen modernen Welt nicht mehr zu finden vermögen. In meinem Falle

hatte man um so mehr Unrecht, da diese Legende doch wirklich mein Eigenthum ist und als ein werthes, von meinen Vorfahren stammendes Erbtheil mir nicht entzogen werden durfte. Freylich kannte ja Niemand mehr diese Geschichten — und so will ich denn gern einzig Ihrer Güte diesen schönen Wiederbesitz verdanken."

Dagobert meinte, aus einem bloßen glücklichen Zufalle, wie hier, dürfe ohnehin Niemanden ein bestimmter Vorwurf erwachsen; und es hätten auch wohl noch tausend aufmerksame Reisende ausser ihm jene Klosterbibliothek durchsuchen können, ohne gerade auf diese kleine Schrift zu stoßen.

„Aber Geringschätzung (versetzte Isidora) ist doch wohl die gewöhnlichste Ursache, warum uns so Manches von dieser Art verloren geht. — Sie, meine Gute, (fuhr sie zu Serenen gewandt fort) Sie sollten Geschichte lehren! Denn ein Weib vergißt bey keiner ihrer lehrenden Mittheilungen die Labung und Befriedigung unsers Herzens."

Die Frauen hatten sich, im Nachgefühl von Dagoberts Erzählung, einander traulich genähert und da die erwärmte Isidora

den Wunsch nicht verhehlen konnte, jetzt sogleich gemeinschaftlich aus dem heiligen Born zu trinken, dessen kühle Wellen ja auch der Freundschaft, so wie der Liebe, Ewigkeit mittheilen sollten, so bat die feurige Eulalia, durch den nächsten Diener ein Trinkgeschirr herbeyschaffen zu dürfen. Aber Dagobert hielt sie zurück, indem er sein Reiseglas aus dem zierlichen Futteral hervorzog, schnell damit zum Bache hintrat und den reinen Kristall dort abfrischte.

Serena nahm mit Eifer Dagoberten das Glas aus der Hand, um selbst zu schöpfen, und reichte dann der Prinzessin den Trunk. Diese verlangte aber, im Trinken die Letzte zu seyn. Man nöthigte sie, und sie trank mit Erröthen. Serena suchte die Letzte zu werden und sagte heiter zum Künstler: „Wir lassen Sie nicht mittrinken; denn Sie haben so gut erzählt, daß wir an Wunder glauben.“ — Isidora blickte betroffen auf die Hofmeisterin, und Eulalia sah Dagoberten mitleidig an. Während dessen aber hatten sie den Becher gedrittheilt, Serena trank ihn rein aus, reichte ihn dankend dem Eigenthümer wieder und breitete

schnell gegen die beyden Andern enthusiastisch ihre Arme aus. Sie hielten sich lange umfaßt und fühlten sich so weich gestimmt, daß die Prinzessin endlich mit schwankendem Tone ausrief: „Glaubt mir nur, es ist ein besonderes Wasser — und ich werde Euch nun getreu bleiben bis in den Tod!"

„So sey es," sagte Serena seelenvoll, indem sie die Uebrigen mit einigem Eifer zum Abschied von dem Wunderorte zu bewegen strebte, der ihnen heute wieder um Vieles bedeutender geworden war.

Dagobert schlug ihnen vor, auf einem kleinen Umwege nach dem Schlosse zurückzukehren, um von dem nahen Hügel das schöne Vieh der Herzoglichen Meyerey auf den Weideplätzen zu sehen.

Ihr Weg schlang sich um die düstre Kapelle herum und bey dem Gärtchen des Einsiedlers vorüber, welcher dort auf einer von Linden überschatteten Rasenbank, seiner kleinen Blumenwelt gegenüber, ausruhte. Mit gefalteten Händen, das Silberhaupt an den Stamm des Baumes gelehnt, saß der Greis vor den blühenden Kindern des Jahres da,

und sein matter Blick schien sanft mit ihrem Duft als Dankopfer emporzustreben.

„O du gute, erbauliche Gestalt! (sagte Isidora leise um ihn nicht zu stören) Wie lieb bist du mir nun geworden! — Es ist sonderbar, daß ich diesen Einsiedler, dessen Gestalt mir als Kind schon zuweilen, und noch kürzlich einmal, im Traume erschien, bis diesen Augenblick stets gefürchtet habe — und jetzt auf einmal fühle ich mich ganz unwiderstehlich zu ihm hingezogen! Mir ist, als sey über die ernste Rinde seines furchtbaren Alters nun plötzlich, durch die Hand des Alterthumes selbst, die lustigste Mooshülle von jugendlich grünenden Erinnerungen gezaubert, deren zarte, kaum sichtbare Blüten mir sein ganzes Bild zum anmuthigen Frühling umwandeln — zum Frühling, den meine Seele lieben muß! — Ihr wißt ja Alle, wie wenig Trost unser Herz und Geist bey solchen modernen gemeinen Mönchen gewöhnlich zu erwarten haben. Ihr Aeußeres imponirt dem religiösen Menschen, während ihre geistige Bildung meistens schon bey'm ersten Wortwechsel Lachen erregt. Aber hier ist es ganz anders. Dagoberts Erzäh-

lung hat den schönen Greis auf ewig mit der Würde des Alterthums umgeben und durch die Sage einer heiligen, werthen Zeit geadelt. — Und, seht ihn nur selbst, — jetzt tritt er hin zu seinen Blumen — sein Leib wankt leise, wie ein freundlicher Schatten — sein körperliches Leben besteht nur noch in einem fortwährenden schwachen Zittern — sein letzter Hauch ist nahe, und mit ihm entflieht auch mir — o ich fühle es wohl — es flieht das letzte Heilige zum Himmel, was bisher noch in diesen theuren Denkmälern lebte! — Aber gewiß, die Würde des Alters ist auch an sich schon ganz unabhängig von Bildung und jeder andern menschlichen Hoheit."

Jetzt erst gewahrte der Alte unsre nahenden Freunde. Es war ein himmlischer Gruß, den Isidora ihm bot. Er brach die schönsten seiner Blumen und überreichte sie ihr schweigend und mit zitternder Verneigung — gleichsam, als könnten nur sie einen solchen Gruß erwiedern.

„Seyd Ihr noch, wie sonst, mit der Pflege des Castellans zufrieden, mein ehrwürdiger Vater?"

Der Alte bejahte es und machte eine dan-

kende Bewegung nach oben. Sie nahm eine kleine Kette von ihrer Brust, woran das von ihr selbst gemalte Miniaturbild ihres Vaters befestigt war, und hieng sie lächelnd über das welke Haupt. Sein Auge erkannte das Gemälde, und staunend drückte er es in tiefer Feyer an seine Lippen. — „Betet für uns, guter Vater!“ sagte die Bewegte und eilte vorüber.

Bald hatten sie die Höhe erreicht. Drüben am Fuß ihres Hügels weidete und ruhte ein Theil der Heerde, während der andere vom klaren Wasser des Wallersees, der die Au begrenzte, trank. Das bunte Vieh zu ihren Füßen — auf dem frischesten Grün und am Kranze der reinen Bläue hin zerstreut, und hier und da durch wilde Gebüschgruppen getrennt — gewährte hier ein höchst reizendes Bild. Doch bald nahm das Ganze der herrlichen Gegend alle Aufmerksamkeit gefangen. Das ferne Getön der Abendglocken hallte schon aus den Schluchten der nähern Berge, vielfach und vom Echo verdoppelt, herüber. Dagobert fand hier den schönsten Punkt, um den Damen die Abendbeleuchtung der ganzen Gegend im anmuthigsten Spiele

zu zeigen. Ostwärts, wo der See sich erweiterte, glänzten jetzt die entferntesten Berggipfel, so wie die nahen Weinbergufer noch einmal frischer aus der in der Fluth sich spiegelnden Himmelsklarheit hervor, in die noch überdies das Abendroth seine durchsichtigen, aus lieblichem Rosendunst gewebten Bilder malte. Westlich prangten nahe und ferne Landschaften im mannigfaltigsten Farbenschmuck. Nach Norden hin lagen Gebirge, zwischen deren Senkungen man wieder neue Thalwelten ahnden mußte — und in einigen Fernen fand das Auge des Sehers keine eigentliche Beschränkung.

Stumm und lächelnd schwelgten Alle eine Zeitlang in der Fülle dieser Herrlichkeit. — Auf dem rechten Felsenufer des Sees entdeckte Eulalia die romantische Lage eines großen Winzerhauses, dessen röthlich gemalte Wände aus einem Trupp großer Eichbäume gar fröhlich hervorleuchteten. Dagobert erläuterte ihnen, daß jenes Haus sein dermaliger Aufenthaltsort sey, dessen Besitzer ihn mit vieler Freundlichkeit zum Miethling aufgenommen habe. Und noch nie sey ihm eine liebens-

würdigere und rechtlichere Familie von Landleuten vorgekommen, als diese.

Er wollte weiter reden, als zwischen dem Gebüsch ein wunderschöner, reinlich gekleideter Bauernknabe hervortrat, der aus jener Gegend zu kommen schien, freudig schreyend auf Dagoberten zulief und keck an ihm emporsprang. „Anshelm will wissen, (sagte er jetzt etwas blöder) ob wir beyde, ich und er, die Pferde noch ausreiten sollen. Dein alter Herr wußte es uns nicht zu sagen, und hat mich fortgejagt.“

Dagobert lächelte, und die Damen liebkoseten dem Kleinen, der dadurch wieder kühner ward. „O laß mich heute den Falben reiten! (schmeichelte er) Er thut mir nichts — er hat ja noch gar nichts gethan, als daß er neulich die großen lockigen Mähnen so wild zurückschüttelte, als du ihn an das Fenster der Schwester aufspringen ließest. Anshelm soll ihn auch immer am Zügel behalten!“

Indem Dagobert den Freundinen erzählte, wie ähnlich Euphrosine, die Tochter des Winzers, ihrem Bruder, dem kleinen Guntram, sey, verweilte sein Auge mit

innigem Wohlgefallen auf dem holden Angesichte des Knaben — ja, er konnte es sich nicht versagen, diesem das Vergnügen seiner Reitanstalt selbst einzurichten. Und so beurlaubte er sich deshalb wirklich von den Damen und gieng, mit dem hüpfenden Knaben an der Hand, fort.

Die Freundinnen wandten ihre Schritte nach dem Schlosse hinab und schwiegen eine Zeitlang. Aber Eulalia konnte ihre Bemerkungen über Dagoberts schnelles Entfernen nicht unterdrücken. „So viel ist gewiß, (sagte sie ein wenig empfindlich) daß unser neuer Freund aus den gewöhnlichen Vorschriften des Anstands nur die herausgreift, welche ihm selbst zu passen scheinen. Er hat sich heute einer mehr als fürstlichen Freyheit gegen den Gebrauch bedient; und, so unpassend auch bey uns eine ängstliche Beobachtung des Zeremoniels, besonders hier auf dem Lande, seyn würde, so wenig kann ich es doch begreifen, wie er selbst sich von der Erlaubniß lossagen konnte, unsre Fürstin bis an die erste Wache zurück zu begleiten — zumal, da sein kleiner Wildfang sicherlich auch

ohne ihn eben so froh mit der bloßen Gewährung seiner Bitte heim gesprungen wäre."

„Aber gerade dies freye Betragen (erwiederte die Prinzessin) macht ihn in meinen Augen zum eigentlichen Mann von Stande."

Serena — welche es liebte, jede freye Aeußernng zu begünstigen, und überhaupt den Busen voll reiner Duldung trug, wodurch sie jeder ihrer Zurechtweisungen den leisesten Schein des Hofmeisterns zu nehmen, und sich das Vertrauen der Prinzessin, so wie ihrer lebhafteren Gespielin zu sichern glaubte — sagte jetzt heiter zu Eulalien: „So ganz unbegreiflich kann ich Dagoberts Betragen nicht finden. Es gründet sich, wie mich dünkt, auf seinen eigentlichen Charakter."

„Dieser Mensch (fiel Isidora ein) kann einmal nichts halb thun. — So lebte heute sein ganzes Wesen in der uralten Zeit, als er uns durch den Vortrag seiner heiligen Sage in jene sanfte Begeisterung versetzte, an die ich stets mit Entzücken denken werde. So schien er vorhin die reizende Natur ganz und einzig in seine Seele aufzunehmen, als auf unserm Hügel ihr heiligster Vorhang vor sei-

nem Blick emporrollte. Und so wollte er jetzt einem, durch schöne Naivetät ihm werth gewordenen, Kinde das gewünschte Vergnügen in eigener Person gewähren, weil er es eben aus Neigung zu dem Knaben mit keiner andern Menschenseele theilen mag. — Uebrigens kann ohnehin die ihm natürliche Feinheit des Betragens auch kein anderes Gesetz, als sein eigenes Gefühl und seine Ueberzeugung anerkennen.

„Sie selbst, Eulalia (sagte jetzt Serena lächelnd) haben ja in Ihrer Beschuldigung Dagoberts Betragen schon vertheidigt. Wenn sie doch selbst das in der Regel finden, was wir so oft zu sagen und so selten zu thun pflegen, nemlich: „daß wir auf dem Lande, ja überall, gern den Zwang des Zeremoniels erlassen“ — warum bemerken wir es denn doch sogleich, wenn nun einmal wirklich ein freymüthiger Mensch uns bey'm Worte nimmt, weil es ihm grade gelegen kommt?“

„Das alles ist sehr wahr — (versetzte die Dame) allein ich kann doch immer ein gewisses Gefühl nicht unterdrücken — mich dünkt, er hätte nicht so auf freyem Felde von uns laufen und uns allein lassen dürfen. —“

„Der freye Fremde (erwiederte Serena) darf sich von einer Fürstin so ziemlich an jedem, nur übrigens schicklichen, Orte beurlauben. Und, folgt uns denn nicht jederzeit in der Ferne ein Bedienter? Und könnte man nicht im Nothfalle von diesem Hügel schon die nächste Schildwache herbeyrufen? Und ist denn etwa Dagobert die Ursache, daß wir den dienenden Cavalier nicht hinter uns her zu schleppen lieben? Kurz, es bleibt zwar eine Freyheit, aber eine sehr erlaubte Freyheit — und nur das kann ich Ihnen zugeben, daß vielleicht jeder andere Edelmann, und selbst mancher Fürst, anders würde gehandelt haben."

Eulalia schien sich mit dieser letztern Aeusserung zu beruhigen.

Die Prinzessin schwieg. Aber seit Eulaliens letzter Bemerkung war das sinnige Kind sich insgeheim bewußt, daß sie selbst in dieser Sache richtiger urtheile, als beyde Freundinen. Ohne zu wissen, warum, glaubte sie nemlich in der Schwester des kleinen Guntrams einen gewissen reitzenden Magnet zu sehen, dessen im Antlitz des Bruders wiedergefundenes Bild Dago-

berts Gedanken zerstreut, dessen Kraft endlich den Freund hinweggezogen habe. Sie sprach nichts weiter zu seiner Vertheidigung, sondern äußerte nur nach einiger Zeit den Wunsch, die von ihm gerühmte Winzerfamilie bey Gelegenheit einmal zu besuchen, und dort eine frische Milch zu genießen.

Im Schlosse hatte während dessen die unerwartete Ankunft des Fürsten von Oran und seiner Familie, welche fast alljährlich den Herzog von Agathonien in seinem Tempe besuchten, das ganze Hofpersonal in Bewegung gesetzt. Die Abwesenheit der Prinzessin begünstigte den schnell ersonnenen Plan der jungen Fürstin von Oran, Jene auf gefällige Art zu überraschen. Der neue Gartensaal ward zur Ausführung dieses Planes gewählt. Er sollte dadurch zugleich eingeweiht werden.

Der Saal war in ovaler Form erbaut und durch schlanke Säulen rundumher in schönverziertes Nischenwerk abgetheilt. In jeder Nische stand ein Marmorblock, und auf diesen Blöcken hatte man vorläufig wohlgelun-

gene Abgüsse von Statüen der Blumengöttin und ihrer Nymphen aufgestellt, deren Plätze aber nach und nach durch die Arbeiten einiger großen Bildhauer besetzt werden sollten. In der ersten Biegung der gewölbten Decke befand sich eine mit Rouleaus verdeckte Gallerie, für die Musik bestimmt.

In der größten Eile legte die Fürstin nebst mehreren Damen weisse Gewänder von Atlaß an, sie schmückten das Haar mit Kränzen und bestiegen dann die Plätze so vieler Statüen, als man während dessen zu diesem Zweck dort weggenommen hatte. Dem Eingange gegenüber nahm die Fürstin in der reichverzierten Hauptnische die Stelle der Flora ein. Ihre Rechte hielt den für Isidoren bestimmten Myrthenkranz, die Linke aber das zum Glücke von ihr selbst mitgebrachte, überaus zierlich gearbeitete Füllhorn, worin sich allerley eigne Arbeiten und kleine Geschenke verwahrt befanden, um über die Freundin ausgegossen zu werden. Ein anwesender Künstler erhöhte den Reitz in den Stellungen der Frauen noch durch allerley sinnreiche Attribute, grüne Umwindungen und Verkettungen durch Blumenschnüre — und das sittsame

Helldunkel der Mondlampenbeleuchtung vollendete den gewünschten Effekt.

Der Herzog hatte nicht vergessen, auch unsern Dagobert geschwinde noch zur Einweihung des neuen Saales, der diesem vorzüglich gefallen hatte, einladen zu lassen. Aber die Prinzessin nahte schon, ehe er ankam. — An der Schloßallee empfieng der Vater die Tochter. Aus dem Garten herüber erklangen jetzt Isidorens Lieblingsmelodien — sie wurden immer vernehmlicher gehört — und so schlug man natürlicher Weise den Weg nach dem neuen Gebäude ein, um zu erfahren, was doch wohl jene Musik bedeute. — Bey'm Eintritt der Prinzessin neigten sich die Häupter der Nymphen ihr entgegen und der Herzog führte die Erstaunte den Umarmungen und Begränzungen ihrer fürstlichen Freundin entgegen. Auch die Nymphen verliessen nun ihre Plätze, bewillkommten sie in Flora's Tempel, das fremde und hiesige Hofpersonal strömte von allen Seiten herbey, der Jubel ward allgemein und endigte sich im Beschauen und Bewundern der geschmackvollen Reichthümer, welche das Füllhorn spendete.

Da der Abend warm und sternenhell war,

und alles Fußwandern in Tempe ein für allemal zum grossen Tone gehörte, so veranstaltete man jetzt einen Spaziergang, auf welchem sich die ganze Gesellschaft gruppenweise im Garten zerstreute.

Nach einiger Zeit erschien auch Dagobert im Saale und ließ sich über die Vorfälle und Anordnungen des heutigen Abends vom Küchenmeister des Herzogs unterrichten, welcher dort noch mit Befehlen zur Wiederherstellung der vorigen Dekoration des Saales und für die Abendtafel, beschäftigt war.

„Wird man noch lange im Garten verweilen?“ fragte er den ewig finstern und ewig guten Mann.

„Gott weiß es! (rief er heftig) Ich bin nun fertig — ganz fertig — meinetwegen können sie den Augenblick zur Tafel blasen. Aber wie lange wird jetzt wieder das Herumziehen im Garten dauern — es ist keine Ordnung mehr bey Hofe, gnädiger Herr!“

„Lustig alter Freund!“ sagte Dagobert und reichte dem Geplagten, dem er schon längst gewogen war, treuherzig die Hand.

„Ich, gnädiger Herr? (fieng er mit schwerem Herzen an) Es ist zuviel verlangt, daß ich lustig seyn soll! Aus meiner sauern Arbeit mach' ich mir soviel als gar nichts! Aber dort draussen, in Neapel, habe ich einen Sohn sitzen — er soll schon ein geschickter Maler seyn, und ist der bravste Junge von der Welt — aber, Geld will er, und nichts als Geld — gestern erhalt' ich wieder einen Brief — nur noch ein einzigesmal soll ich ihm Geld schicken, und viel Geld — dann soll es das letzte gewesen seyn, und er will anfangen, mir zu schicken — ich glaube ihm noch obendrein — denn er ist die Sparsamkeit selbst — aber ich habe nichts mehr — und den Herzog kann ich nicht noch einmal ansprechen, denn er hat schon mehr gethan als ich und meine Kinder werth sind — nein, Gott weiß, ich kann und thue es nicht — ohnehin bin ich schon zum Sprüchwort bey Hofe geworden mit meinen ewigen schlimmen Briefen aus Neapel — mach' ich ein sauer Gesicht, gleich heißt es: Der hat wieder keine guten Briefe! Da sey mir einer noch froh! Tagtäglich muß ich mich hier zwischen Saus und Braus herumtreiben — übersatt essen und essen sehen — Jahr aus,

Jahr ein muß ich die fünf Thierheiligen *) anbeten — und dort lebt vielleicht mein armer Herzensjunge manchen Tag vom trocknen Brodte!"

Dagobert hatte ihm aufmerksam zugehört. Jetzt wandte er sich von ihm und sagte: „Es thut mir recht leid, daß ich Sie gerade jetzt in einer so verdrießlichen Laune finden muß! Ich hatte mir vorgenommen, dem Herzog noch einen Spaß zu bereiten — und Sie allein sollten mir ihn ausführen — aber nun —"

„Allerbester Herr Baron! Alles, was Sie befehlen — sobald es nur meinem Herrn Spaß macht! Sagen Sie doch —"

„Nun dann, kommen Sie! Ihr Geld wird sich schon auch noch finden — nur jetzt lustig und geschwinde!"

Er zog ihn hinaus unter die Bedienten, gab dort die nöthigen Befehle, und Alles rannte fort, um sie zu vollziehen, da der vortheilhafte Eindruck, den er auf den Herzog

---

*) Die fünf Thier- oder Wirthschafts-Heiligen heissen nach den Festen im deutschen Kalender: Hühnerhans, Hasenbarthel, Vogelmichel, Gänsemärten und Schweinstoms.

gemacht hatte, natürlich nicht unbemerkt geblieben war und Jedermann in ihm schon den neuen Günstling erblickte. — Der Küchenmeister ward schnell in eine Art von Satyr verwandelt, bey dessen Anblick auch der Ernsthafteste lachen mußte, zumal da es ein Satyr in Trauerkleidern war. Nur das Gesicht ließ man ihm ganz frey und unentstellt, damit Jedermann ihn sogleich erkenne. Als die Figur vollendet war, heftete ihm der behende Dagobert heimlich noch einen mächtig großen Brief mit ungeheurem schwarzgemaltem Siegel auf den Rücken, worüber schon die Bedienten heimlich zu lachen anfiengen. Nun ward er in den Garten gebracht und hoch auf ein steinernes Piedestal gesezt, von welchem man zuvor den darauf gehörigen Blumenkorb abgehoben hatte. Unser Freund gab ihm die nachdenkliche Stellung an, in welcher er immer beharren sollte, und befahl, daß man sechs Gueridons mit grossen Lichtern um ihn herstelle und diese anzünde, sobald er durch einen Bedienten das Zeichen dazu werde geben lassen.

„Gnädiger Herr — es ist mir so wunderlich —“ rief der Alte, dem doch zu grauen anfieng.

„Ich stehe für Alles!“ tröstete Dagobert, und gieng nun, um sich dem Herzoge vorzustellen. Dieser empfieng ihn in der herrlichsten Laune, und machte ihn sogleich im Finstern auf eine romantische Art den fremden Herrschaften bekannt. — Die schöne Jugend ergötzte sich hier in kleinen Wettläufen und allerley andern Uebungen — ja man wurde allmählig so laut, als es irgend das Verhältniß zu erlauben schien; und die Freude, welche Jeder über die Freyheiten dieses schönen nächtlichen Lebens selbst empfand, steigerte endlich die heutige Stimmung zur allgemeinen Lustigkeit.

Dagobert gab nun das verabredete Zeichen und auf einem freyen Platze ward es jetzt plötzlich hell, und der arme Satyr kam zum Vorscheine. Wer in der ganzen Gegend wandelte, sprang eilig herbey, und ehe noch Dagobert dort ankam, hörte er schon ein allmächtiges Gelächter und lautes Rufen: „Er hat keine guten Briefe! Keine guten Briefe!“

Schnell ließ sich Dagobert von einigen Damen den kleinen Spaß erklären, und merkte dann an, die zierliche Hirtentasche, die

man dem Trauer-Gott umgehängt habe, scheine sich nach Etwas zu sehnen, und sey wenigstens unstreitig viel zu leer für einen so schönen Abend und seine fluthende Freudenfülle. — Er sprang zugleich mit gezogener Börse nach der Hirtentasche hin und machte den Anfang zu ihrer Füllung. Laut jubilirend folgte Alles nach, was Börsen hatte und über Börsen disponiren konnte; denn der gute Alte war durchgängig beliebt und wegen seiner beständigen Klagen allen Menschen merkwürdig. Niemand mißgönnte ihm diese Ernte, welche sehr reichlich ausfallen mußte, da besonders die Herrschaften von Oran als höchstfreygebig bekannt waren.

So wie indessen der erstaunte Mann vernahm, daß man seinem Rücken einen Brief angeheftet habe, erschrack er und wollte schnell entlaufen. Aber das gieng nicht, denn man hatte weislich seine langen Extremitäten unten um den Stein her mit Stricken wohl befestigt, und seine komisch ängstlichen Anstrengungen dienten nur dazu, das Gelächter noch zu erhöhen. Er mußte also den Mißhandlungen der herzuströmenden Wohlthäter still halten, und jammerte nur immer dem lachen-

den Dagobert zu: „das hätt' ich vorher wissen sollen! In dieß Unglück haben Sie mich gebracht! Was wird der Herzog glauben! Vor Gott und unter freyem Himmel sage ich es, daß mein Herr es mir an nichts fehlen läßt! Aber in meinem ganzen Leben will ich nicht wieder klagen! u. s. w."

Die Prinzessin ward von dem Jammergeschrey dieser verschämten Rechtlichkeit innigst gerührt, und schilderte dieselbe dem Herzoge, der erst jetzt, unter den Letzten der Gesellschaft, hinzutrat. Er lachte zwar ebenfalls eine Weile, fragte aber dann doch mit ernsterem Tone: „Alter, wer hat dich hier fest gebunden?"

„Ich, gnädigster Herr! (sagte Dagobert freundlich, während der Küchenmeister die Hände über dem Kopfe zusammenschlug) denn der Scherz ist so klein und unbeholfen, daß man ihn leider wohl eingestehen muß. Ich hatte heute das Beste versäumt und glaubte also, mir selbst eine Maskerade auf meine Hand machen zu dürfen, wozu dieser alte Freund einwilligte. Wer ihm aber den Brief angeheftet hat, weiß ich nicht — und ich hätte freylich nicht gedacht, daß dieß Unglück so sehr zu seinem Glück ausschlagen und alle

Welt, mich selbst mitgerechnet, heute noch ums Geld bringen werde!"

„Nun, (sagte der Herzog lachend) so sollst du mich auch noch ums Geld bringen. „Er griff dem bey ihm stehenden Minister tüchtig in die Tasche, ließ den fröhlich gewordenen Schächer von seinem Kreuz abnehmen und vor der aufjauchzenden Versammlung vorbeydefiliren.

Aber Eulalia hatte nicht allein Dagoberts vorhergegangene Ausdeutung der Hirtentasche und sein erstes Opfer in dieselbe wahrgenommen, sondern auch nachher schon von einem Bedienten den wahren Zusammenhang mit dem Briefe erfahren, und theilte diesen jezt der Prinzessin mit. — „Hat nicht Dagoberts abermalige Freyheit meine heutige Meynung von ihm noch mehr begründet?" sagte sie.

„Still! (erwiederte Isidora sanft) willst Du etwa dem Freunde deswegen zürnen? Oder willst du gar sein schönes Herz verrathen?"

„Aber ihn warnen!" versetzte Jene mit Bedeutung.

„Du bist nicht klug. (sagte die Prinzessin) Warne lieber deinen neuen Ankömmling, den

Cammerherrn Lierry, daß er Dir nicht so tief ins Auge sehe. Für Dagoberten wird man schon sorgen."

„Theureste Prinzessin?" lispelte die besorgte Eulalia. Aber ein schwärmerischer Kuß verschloß ihren Mund. Ob er dem Fräulein galt, wollen wir nicht untersuchen.

Trompeten und Paucken riefen jetzt zum Einweihungsmahle, das im neuen Saal aufgetragen war. Die bunte Reihe des Hofes, geschmückt durch eine Menge der herrlichsten Gestalten, zog feyerlich dort ein und ward mit einer mächtig brausenden Ouvertüre empfangen. Die Beleuchtung des Saales war überreich, aber doch in Rücksicht der gefälligen Anordnung ein wohlüberlegtes Kunstwerk. In die Tafel, welche aus kleinen Tischen mit Einschnitten bestand, hatte man die Kasten der jungen Orangerie eingeschoben, und so war auf ihrer Oberfläche ein duftendes Wäldchen von reich blühenden Orangen- und Zitronenbüschen entstanden. Die grosse Menge blitzender Kristallgefässe, geschmackvoller Blumenverzierungen und schimmernder Geräthe von edlem Metall, erhöhte das Ganze zu ei-

nem wahrhaft prachtvollen Gemälde — und selbst die Fröhlichkeit, — dieser himmlische Gast, dessen man sich einmal schon im Freyen bemächtigt hatte — war nun auch willig mit unter das schöne Obdach eingezogen, und weihte hier von neuem fast jedes Auge zum Spiegel ihres göttlichen Bildes.

Die Gäste von Oran besahen sich jetzt unsern Dagobert bey Licht, und man konnte bemerken, daß er hier nicht verlor, besonders in den Augen der liebenswürdigen Fürstin, welche gern und öfters das Wort an ihn zu richten schien. — Ihre reizende Gestalt durfte sich in diesem Zirkel, wenn man die Prinzessin ausnahm, mit jeder andern messen — und der Aushauch ihres schönen Geistes wehte so wohlthätig und weiblichsanft, daß Isidora wie eine Entzückte an ihrer Seite saß und sich nicht enthalten konnte, Dagoberten, dessen immer steigendes Interesse sie freudig bemerkte, heimlich sagen zu lassen, „nach ihrer Meynung sey es unmöglich, auf Erden etwas Liebenswürdigeres zu finden, als die Fürstin von Oran!“ Seine zurückgehende Antwort bestand nur in der kurzen Aeusserung, „daß er die Entzückung der Prinzessin

schon längst von Herzen theile. „Aber im größten Feuer wandte er sich jetzt zu seinen Nachbarinen, Serena und Eulalia, und offenbarte ihnen diesen Wechselgruß. „Es ist zwar immer (sagte er) ein vergebliches Unternehmen, Etwas, das sich uns am Ganzen eines schönen weiblichen Wesens als das Liebenswürdigste zu offenbaren scheint, nennen zu wollen. Allein an unsrer Prinzessin — diesem Bild einer reinen, himmlischen Jugend — finde ich doch besonders einen Zug hervorstrahlend, den ich überhaupt für das Liebenswürdigste am Weibe zu erklären wagen möchte. Es ist die seltne, schöne Neigung, jeden lieblichen Vorzug des Körpers, Geistes und Gemüths an andern weiblichen Wesen aufzusuchen, innig zu bewundern und mit voller kindlicher Hingebung zu genießen. — O wohl Ihnen, mein verehrtes Fräulein, (fuhr er gegen Serena gewandt fort) daß Sie, wenn nicht zur Schöpfung, doch zur Entwicklung dieses göttlichen Zuges geweiht wurden!"

Serena dankte ihm mit Erröthen und gab einzig der holden Bildnerin Natur die Ehre von dem, was großentheils ihr eignes

schönes Beyspiel erregt hatte — denn sie selbst lebte im reinsten Besitze jener Eigenschaft, und ward jetzt zum erstenmal sich dessen mit süsser Schaam bewußt.

Die lebhafte Eulalia verlangte von ihm zu wissen, warum er diesen liebenswürdigen Charakterzug des Weibes selten genannt habe. Aber er wollte sich jetzt auf nichts weiter einlassen. — Sie machte ihm hierauf einige Lobsprüche wegen seines heutigen Scherzes und nahm Gelegenheit, ihn vor dem Stolze des Herzogs zu warnen, der sich doch bey solchen Veranlassungen zuweilen zeige. Aber er antwortete nur leichthin: „Ich bin eben nicht sehr edelmüthig; allein für dießmal konnte wohl dem verschämten armen Teufel nicht anders geholfen werden, als durch einen derben altdeutschen Hofpfiff — und, in dem Momente, wo ich selbst vielleicht ein finsteres Gesicht hätte davon tragen können, war zum Glück das meiste Geld schon in jene Tasche gespielt, in die es kommen sollte. Ein wahrhaft guter Fürst darf nicht so stolz seyn, daß er solche Dinge gleich für Lectionen nimmt. Ihr Andern bemerkt nur dergleichen altväterische, aber gute Scherze stets allzuschnell —

Ihr haltet die Fürsten für stolz und schlimm — und hierdurch macht Ihr sie endlich dazu."

„Warum vertheidigen Sie sich nicht, Eulalia?" fragte die Hofmeisterin lächelnd.

„Hm! (rümpfte Jene das Näschen) Was sagt man uns armen Hofleuten nicht nach!"

„Nun, das mag seyn. (fuhr Dagobert leiser und freundlicher fort) Aber Eins sagen Euch Andere weniger nach, als ich — und dieß kann ich Euch nicht verzeihen: Ihr modernisirt Eure Fürsten zu sehr! Ein Fürst ist eine organisirte Antike; er verträgt, seiner Würde, seiner Ehrenfestigkeit wegen, weniger modischen Zierrath, als irgend ein anderer Christenmensch auf Erden. Viele Beyspiele der größten Monarchen beweisen diesen Satz. Sobald ein Regent erst wahrhaft groß zu werden anfieng, kehrte er sich gleichsam um und sah ins Alterthum zurück. — Aber Ihr wollt nicht ruhen, bis Ihr sie zu Zier- und Modepüppchen, zu Euresgleichen, gemacht habt. Und doch wird es Euch, so Gott will, nie ganz gelingen — denn wirklich, jeder regierende Fürst — ich mag ihn mir denken, oder auch schon gesehen haben — hat und behält dennoch für mich etwas Antikes, und

muß älter seyn, als seine kleine Zeit, besonders, wenn er diese in der Folge groß machen will."

Eulalia wollte dies deutlicher erklärt haben, als Dagobert sie auf den Gesang einer artigen Sopranstimme zu horchen bat. Sie tönte ungemein hell von der verdeckten Gallerie herab, wo man während der Tafel mehrere Singstücke aufführte. — „Wem gehört wohl diese Stimme an?" fragte er die Damen.

„Keiner bekannten Sängerin," sagte Eulalia.

„Schwerlich einem Mädchen," meynte Serena.

„Es ist der kleine Guntram. (berichtete Dagobert) Ich habe ihn Einiges gelehrt, und seit ein Paar Wochen giebt ihm hier eine Hofsängerin Unterricht. Heute Abends nahm ich ihn auf Verlangen des Musikdirektors mit hierher, wo er jetzt seine erste Probe ablegt." — Guntram schwieg indessen wieder.

„Ich ahndete fast in diesem Ton eine Knabenstimme. (sagte Serena) Sie hat zuweilen eine ganz eigne Süßigkeit."

„Das war es eben, (versetzte Dago-

bert) worauf ich sie zu merken bitten wollte. Sie nennen das eine Süßigkeit, wofür ich schon lange einen Namen suche. Der Ton, welcher uns hier entzückt, kommt fast niemals in der Höhe vor, sondern mehr in den mittleren, oft gar in den tieferen Bahnen des Diskants. Ich habe ihn nur selten, und einzig in Knabenstimmen wahrgenommen, und zwar in solchen, die noch nicht, oder nicht mehr ganz korrekte Diskantstimmen waren. Hauptsächlich kommt er in Vorschlägen, gezogenen Tönen und Uebergängen vor. Es ist der lauteste, männlichste, volleste und sogar der hohlste Ton, den man aus einer menschlichen Stimmritze hören kann — und dennoch besteht er fast ganz allein aus jenen weich saftigen, schlüpfrig schmazzenden Metallklängen, welche die Nachtigall im höchsten Schmerze zuweilen hören läßt, und die ich eben auch nur sehr armselig zu beschreiben vermag."

(Wir machen hier eine Einschaltung für diejenigen Leser, welche es schon zuweilen mit unserm Dagobert gefühlt haben, daß ein ganzes Lied, in solchen Tönen gehört, nicht nur alle Frauen- und Kastratenstimmen weit

übertreffen, sondern fast zum englischen Gesange werden müßte. Da aber dieser Ton nur gleichsam in elektrischen Zeitkürzen auf unser Gemüth würkt und von anders gearteten Tönen immer schnell wieder verlöscht wird, so kann er fast nie eine vollständige Würkung hervorbringen. Durch ihn scheint sich übrigens die gesammte mögliche Anmuth der männlichen Jugend in ihrer reinsten Frische zu äußern — und Frauen müssen daher seine Würkung noch auffallender empfinden, als unser Geschlecht. — Wir möchten sagen: Es ist der höchstmögliche Geschlechtsreiz des Mannes, der sich in kindlichreiner Form eines Tones brünstig offenbart).

Guntram hatte indessen wieder angefangen, und man horchte jetzt und fand nun erst Sinn in Dagobers Rede, da diesmal der Gesang länger dauerte, und jene, in fließendem Metall gebadeten, Töne sich sehr oft hören ließen. Man studierte dabey die Gesichter der Gesellschaft, und fand in gar vielen stets eine körperliche sehr merkliche Neigung nach dem Chore hin, so oft ein solcher Ton erklang. Doch hatte die Stimme im Ganzen zu wenig Auffallendes, und die Menschen wa-

ren ohnehin viel zu zerstreut, als daß ein allgemeines Aufsehen oder eine besondere Nachfrage nach dem Sänger hätte statt finden können. — Auf Isidoren hin blieben die Blicke unserer drey Freunde jetzt fest gerichtet. Sie konnte nicht ganz aufmerken, denn ihr Gespräch mit der Fürstin schien lebhaft fortzugehen; aber jeder von jenen Klängen schien dennoch, wie ein spielender Goldblick der Morgensonne, das bewegte Meer ihres nach Licht schmachtenden Gemüthes süß zu erhellen. Denn bey jedem wandelte sich der Athem ihres Busens in einen tiefen Seufzer um, oder ihr Blumenstrauß zitterte höher und langsamer, oder ihr Auge sah in bewußtloser Trunkenheit nach dem Chore hinauf.

Indem Guntram endigte, blickte die Prinzessin mit voller Seele nach Dagoberten herüber, und da dieser es nicht bemerkte, sondern sich eben in triumphirender Freude über den Gesang zu Serenen gewandt hatte, gab sie — mit Augen, die im Glanze göttlicher Sehnsucht schwammen — der Freundin Eulalia ein Zeichen, welches diese verstand.

„Die Prinzessin wünscht, (sprach sie zu Dagobert) daß Sie uns etwas singen. Las-

sen Sie sich erbitten — weihen Sie den Saal durch ihren herrlichen Tenor mit einer hübschen Ballade."

Er machte Einwendungen, indem er eine Zeitlang nachdenkend in den Spiegel seines goldnen Dessertellers sah. Aber als er empor- und zum Antlitz des königlichen Mädchens hinüberschaute, deren Auge ihm jetzt bittend begegnete, schlug er schnell erröthend das seinige nieder. Sie wandte sich zerstreut zur Fürstin von Oran. Nach einigen Minuten sandte ihm diese den Auftrag: „Er möge in ihrem Namen dem Herzog irgend eine Huldigung darbringen, die einigen Bezug auf den neuen Saal habe, und wo möglich von musikalischer Art sey." — Lächelnd verbeugte er sich und sagte zu Eulalien: „Nun wohl, ich will ihn weihen, diesen Saal — mit dem Herrlichsten will ich ihn weihen, das mir zu Gebote steht!" — Er stahl sich fort, und die Fürstin übernahm seine Entschuldigung, als der Herzog aufmerksam ward.

„Hätten wir nur Alle gute Stimmen! (sagte dieser jetzt wohlgemuth) Wie gern schlüg' ich an diesem fröhlichen Abend einen Rundgesang vor."

Das Angenehme des Gedankens theilte sich schnell mit. Von der Gallerie ward ein schönes Lied angegeben — man forderte nur hie und da Personen zum Solo auf, deren Stimme bekannt war, und das Tutti ward dann mit immer steigender Lust abgesungen.

Als sie nach einiger Zeit eine Pause machten, trat Dagobert, im Kostüm eines alten Harfners, in den Saal, stellte sich dem Herzog und seinen fürstlichen Gästen ehrerbietig gegenüber, griff, unter allgemeinem Staunen, mächtig in seine Harfe, und sang.

Weder der Leser, noch der unsterbliche Dichter des schönen Sanges wird uns darüber zürnen, daß wir seine Worte, welche schon in vielen tausend Herzen leben, hier wiederholen, da der Zusammenhang der Sache dies zu erfordern scheint.

Der Sänger.

„Was hör' ich draussen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich ein's:
Laß mir den besten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke."

Gar manches Auge war vom Anwehen dieser sanften, kräftigen Töne feucht geworden. Der Herzog saß in rührender Bewegung da, und gab, während das Nachspiel verhallte, der schönen Tochter einen freundlichen Wink, den sie erwartet zu haben schien. Indem Dagobert sich verbeugte, stand sie auf — man trug ihr den gefüllten goldnen Pokal auf prächtigem Geschirre vor — sie nahte dem Sänger, wie einem freundlich wiedergekehrten Geiste aus ihrer Väter Zeit — ihre rosige Lippen credenzten ihm, und im Ueberreichen flüsterte es sanft, nur ihm, dem Entzückten, hörbar: „Guter Dagobert!"

Er aber — „Er setzt' ihn an, er trank ihn aus" — und griff noch einmal herrlicher in die Saiten:

„O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglücktem Haus,
Wo das ist kleine Gabe!

Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke."

„Lebt froh!" sprach er ihr leise und mit wankender Stimme zu, indem er seine Harfe schwang und in einer ehrfurchtsvollen altdeutschen Kniebeugung Abschied nahm. Langsam, aber mit festen, hallenden Schritten, verließ er den Saal, und kehrte nicht wieder.

„Guter, anmuthiger Mensch!" rief jetzt auch der gerührte Vater, als der Sänger geschieden war, und wandte sich in dankender Bewegung zur fürstlichen Freundin. Isidora setzte sich, und sah ihm süß zitternd nach.

Aber Dagoberts fröhlich gemeinter Anklang war wider seinen Willen zum Geistergruß geworden — mit dem Sänger schien eine schöne, blühende Sommerszeit langsam hinwegzugehen — die Blicke so vieler edlen Gestalten im Saale glänzten nicht mehr von festlicher Lust — ernst betrachtete man einander — und seufzend schienen die Schatten der Väter, die Heldengeister des schönern Alterthums jetzt durch den langen Saal über die trauernden Kinder hinzurauschen.

Ein bittender Blick der Fürstin — ein

Wink des Herzogs — plötzlich fielen Pauken- und Trompetenwirbel, wie das Feldgeschrey einer verwüsteten, sturmbewegten Zeit, über die Versammlung herein — und man verließ schnell die schöne Festtafel.

Der folgende Tag war ein Sonntag, dessen Morgen im reinsten Blau des Himmels aufstrahlte. Frühe und heiter war Dagobert erstanden. Der alte Herr (Marcellus hieß er, Dagoberts ehemaliger Erzieher, und bis jetzt immer noch sein treuer Freund und Lehrer) wollte an die blühenden Gestade des Wallersees hinabwandern zu seiner Morgenandacht. Unten im Hause verschloß man allmählig die Thüren um in die Kirche zu gehen, und Dagobert schickte sich ebenfalls hierzu an, da er lange keinem Gottesdienste beygewohnt hatte. — Die Messe besuchte man am liebsten in der Schloßkapelle zu Tempe, wohin an diesem Tage die schöne Welt aus der Hauptstadt, und viele Menschen aus der umliegenden Gegend strömten, um den Hof zu sehen, den man sehr liebte. — Dagoberts Bedienter, Anshelm, war dazu

ersehen, heute das Haus allein zu bewachen. —
„Euphrosine hat es mir auf die Seele gebunden, (sagte er zu seinem Herrn) Ihnen nichts abgehen zu lassen. Sogar die Blumen hier soll ich heute begießen, was sie sonst immer selbst in Ihrer Abwesenheit thut. Das ist eine gar große, seltne Ehre!"

„Du bist ihr wohl recht sehr gut."

„Ach von ganzem Herzen — es graut mir, wenn ich dran denke, daß —"

„Sage mir, Anshelm, soll ich bey Euphrosinen für dich werben?"

„Gerechter Himmel! O wenn Gott das wollte — aber, das Mädchen ist mit ihren Gedanken anderswo — sie ist —" Er stockte und schwieg.

„Mensch, du traust mir doch?"

„O — wenn man auch der Gnade, der Engelsgüte selbst, nicht mehr auf Erden trauen dürfte — aber — Euphrosine —"

„Sey ruhig, ehrlicher Bursche — dringe nicht zu sehr in das Mädchen — ich will für dich reden — ich will für dich sorgen. Bleibe nur stets so treu, wie bisher."

Der Mensch umfaßte seine Kniee und sprang aus dem Zimmer, um den Sturm seines Innern zu verbergen.

Dagobert schlenderte fort. Aber kaum tausend Schritte vom Hause sah er schon Euphrosinen, die vor ihm her durch die Büsche wanderte, im nettesten Sonntagsstaat, den Rosenkranz am Arme. Er holte sie bald ein.

„Wohin, schönes Pilgermädel!“

„In die Messe nach Tempe.“

„Ich auch. Gehen wir zusammen?“

„Es schickt sich nicht.“

„Wir thuns eben doch. Sind Sie noch niemals in Gesellschaft gewallfahrtet?“

„Im Leben nicht!“ sagte sie und setzte in höchst froher Unschuld hinzu: „Der hochwürdige Herr hat mir auch noch keine einzige Busse auferlegt. — Ach, da giengen Sie wohl nicht mit mir, gnädiger Herr!“

„Gute Seele, warum nicht? Und gienge die Wallbuße bis nach Vierzehnheiligen, ich würde sie mitmachen.“

„Nach Vierzehnheiligen! Jesus Maria, wie viel muß man da gesündiget haben! Nein, ich fürchtete mich — ich gienge doch am liebsten zu unserm Gnadenbilde beym Hubertusbrnnnen, wo meine Urgroßeltern schon gebetet haben. — Aber wir müssen eilen, gnädiger Herr, daß wir die Eltern und Guntram noch einholen. Dort sind sie schon!“

„Die Mutter wird nicht zanken. — Wissen Sie wohl, Euphrosine, daß Anshelm zu Hause vor Freude über Ihre vielen Aufträge Luftsprünge macht?“

„Er ist so dienstwillig! (sagte sie lächelnd) Ich wollte ihm meiner Eltern Hab' und Gut vertrauen. Wäre er nicht so gut, ich müßte jetzt zu Hause sitzen — und solchen schönen, schönen Sonntag — (sie blickte in reiner Freude zum Himmel) — überall das liebe Glockengeläute — nein, so einen hab' ich Gott weiß noch nicht erlebt! — Sehen Sie doch — auf allen Wegen kommen geputzte Leute und gehen nach Tempe — und jede Christenseele muß sich darüber freuen, daß die Menschen alle auch mitbeten wollen! Nicht wahr, gnädiger Herr?“

Das kleine blondlockige Haupt bog sich so sanft zu ihm herüber, und ihr frommes, unschuldvolles Auge hieng so wehmüthig an seinem Blick, daß er ihr innig gerührt die Hand reichte. Sie ließ ihm geduldig die ihrige.

„Mein gutes Mädchen, sage mir —“

„O, wollen Sie mich nun immer und ewig Du nennen?“ fiel sie ihm fröhlich ins Wort.

„Sage mir, liebes Kind — bist du wohl Anshelmen gut? Aber aufrichtig!“

„O ja — aber doch — und dann hat er auch jetzt immer so wunderliche Reden!“ — Sie erröthete in hoher Scham.

„Nun sieh, Kind — Anshelm hält dich für sein höchstes Gut — für sein Liebstes auf der Welt. — Anshelm ist ein gar treuer, guter Bursche — er ist ein einziges Kind braver Eltern, von welchen er einmal ein sehr hübsches Bauernguth erbt — ich werde ihm dies Vermögen noch mehren, denn ich liebe ihn — er kann auch wohl hieher zu deinen Eltern ziehen, wenn ihr nicht lieber in meiner Nähe leben wollt — kurz, ich wünsche, daß ihr Beyde ein Paar werdet — ich wünsche das von ganzer Seele!“

„Sie? —“ staunte das Mädchen. Ihre Augen blickten starr auf ihn. Aber bald sanken sie gleichsam zurück, als wollten sie sich im Herzen verbergen. Alle Farbe schwand allmählig aus dem holden Angesicht, und ihre Arme sanken kraftlos nieder. — Die gesunde Natur war plötzlich erschrocken. Das arglose Kind hatte bisher froh vom Ueberflusse einer köstlichen Gegenwart gelebt — und auf ein-

mal stand eine öde, nahrungslose Zukunft vor ihr — der Augenblick des Erwachens entdeckte ihr erst das Geheimniß ihrer Seele, dessen die glücklich Schlummernde vorher sich selbst nicht bewußt war. — Dagobert fühlte sich schuldlos, doch erschrack er von Herzen.

„Wie ist Dir, gute Euphrosine? (sagte er) Komm, gieb mir deine Hand, ich habe dich erschreckt. (Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn; denn die Kraft der Jugend war von ihr gewichen.) Ich bin Dein Freund und will es bleiben, und lebenslang dein redlicher Beschützer seyn. Ich dringe nicht in dich. Aber sprich mit den Eltern offenherzig über meinen Antrag. Vielleicht würde der gute Anshelm elend, wenn Du ihn verschmähtest — aber doch mußt Du frey wählen, und ich sage dir weiter kein Wort für ihn, wenn gleich deine Zustimmung mich höchst glücklich machen würde.“

„Ach, ich will ja das so gern — (stammelte sie) — alles — wenn Ihr Wille — Anshelm ist so ehrlich — ich verstehe nun, was er meinte — aber, mir war sonst so wohl — nun, nun ist mir so weh — lassen Sie uns gehen, gnädiger Herr!“

„Du verstandest den Schmerz des guten Anshelms nicht — die Liebe thut weh — nun fühlst Du ihn und wirst ihn heilen — und ihr werdet froh leben. — Ueberlege es aber recht wohl.“

Sie gieng langsam neben ihm fort, die herabhängenden Hände sanft gefaltet. Er suchte sie durch ein heiteres Gespräch zu ermuntern, und die gute Seele war willig dazu und lächelte ihn immer freundlich an. Aber die frische Farbe des zarten Gesichts wollte nicht ganz wiederkehren, und allmählig schien ihr Auge feucht zu werden.

Nahe am Hubertusbrunnen holten sie die Eltern ein, die auf einer Bank saßen und still den Singvögeln des Waldes zuhörten. Man begrüßte sich herzlich.

„Der gnädige Herr will gewiß in die Kirche, (sagte die Alte) und will unsere Prinzessin mit der Hofmeisterin singen hören!“

„Ach, haben Sie das noch nicht gehört? (fragte ihn Euphrosine eifrig) die Beyden singen fast jeden Sonntag auf dem Chore das Ave Maria — o, wie schön nur diese zwey Worte lauten, das geht über Alles.“

„Vollends, wenn man die zwey Engels-

köpfe gesehen hat, (sagte der Winzer freundlich) welche unsrer lieben Frau diesen hellen Gruß singen! Ich habe sie Gottlob oft gesehen und mein Herz an ihrer Freundlichkeit gelabt."

„Mutter, darf ich jetzt beten gehen?" sagte Euphrosine mit einem tiefen zitternden Seufzer. Es war leer bey dem Marienbilde, und das Mädchen eilte mit Sehnsucht hinüber, und grüßte schon in der Ferne gar oft knieend und mit ausgebreiteten Armen das heilige Mutterbild. Die drey Uebrigen sprachen traulich weiter fort, von Isidorens Anmuth, von der Kirche, von den Hofleuten und andern Dingen. Guntram war schon voraus.

Es wurde endlich Zeit, zur Messe zu gehen, und die Winzerin sah ängstlich durch die Hecken nach ihrem Kinde.

„Was ist dir, Mutter? sagte der Alte.

„Euphrosine weint so gar sehr," antwortete sie wehmüthig.

„Sollten wir das nicht Alle? (versetzte der fromme Vater) Ach, das Mädchen ist wohl recht gut — der liebe Gott wird auch künftig ihr Herz bewahren." — Dagobert wandte sein Gesicht ab.

Die Mutter bemerkte endlich, daß sie aufstand. Man gieng nun nach der Kirche. Euphrosine folgte ihnen still und lächelnd nach.

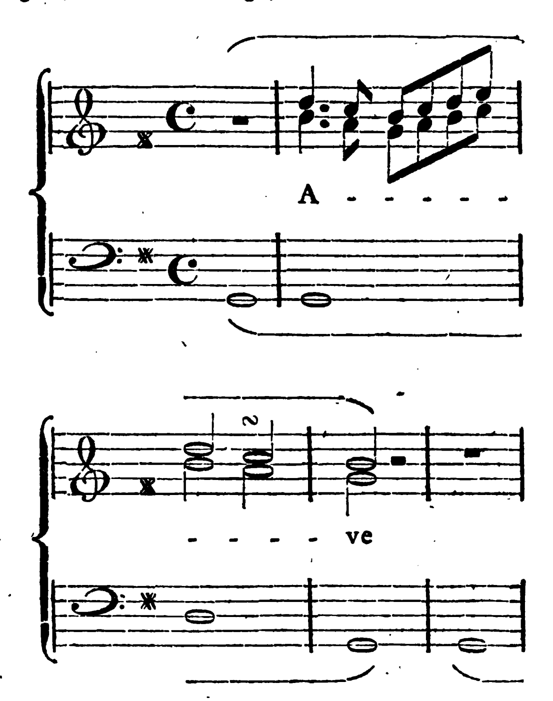
Die Schloßkapelle war nicht prächtig eingerichtet, sondern höchst einfach, fast ländlich. Doch stand auf dem Chor eine vortreffliche Orgel, und einige sehr gute Bilder zierten die Kirche. — Am Eingange bemerkte man jetzt ein schönes, herzliches Händedrücken der sich begegnenden Landleute, und dies rührte unsern Dagobert so sanft, daß er den reinsten Frieden Gottes mit sich in den Tempel nahm.

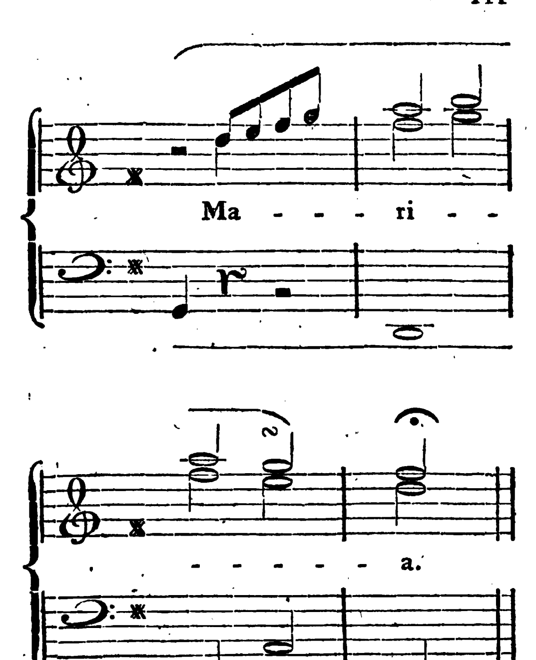
Dort herrschte schon eine tiefe Stille. Der Hof war bereits gegenwärtig, man hörte nichts als das leise Geräusch der frommen Beter, und lieblich duftendes Rauchwerk schwamm in zarten Wölkchen durch den geweihten Raum. Alles harrte und feyerte.

Leise schlug jetzt ein einzelner Grundton des sanften Violonbaßregisters an — und hielt — und aus seiner schönen ruhigen Tiefe schwang sich in Isidorens und Serenens unaussprechlich reinen Terzen der himmlische Gruß allmählich hervor.

Man führte keine berühmte Messe, kein

großes Oratorium in dieser Kirche auf. Der Chor war zu klein für vollbesetzte Instrumentalmusik. Auch heute war es nur das gewöhnliche Ave, das man sonst sogar in katholischen Dorfkirchen hörte, und welches meistens von zwey Chorknaben angestimmet ward.





Dagobert hätte Alles hingegeben, um jene verborgnen süßen Gestalten zu sehen, als die ersten Töne in sein entzücktes Ohr spielten. Ein goldner Strahl der über den Wald der Marienabtey höher heraufgestiegnen Frühson-

ne war schon durch das bunte Glas eines Fensters gedrungen, und schoß feuriges Lichtgelb durch den leisen Weihrauchduft, und erleuchtete erst eine einzige Stelle des Tempels, wo ein herrliches Bild der Verkündigung neben dem Hochaltare hieng. Und, wie wohl ward unserm Freunde jetzt, als die Stimmen, immer in gleichem Schritte, sich nun auf der schönen schwesterlichen Bahn den Tönen jenes hohen Namens näherten, dessen holdseliger Klang für alle Welt ewig eine himmlische Melodie seyn wird! Auf Cherubimsflügeln hoben sich die hellen Silberklänge zur reinsten weiblichen Stärke und Inbrunst empor, und sanken dann selig ermattend in die Ruhe zurück. Dagobert breitete seine Arme zum Himmel aus, und Euphrosine, die in der Ferne auf den Knieen lag, blickte mit heißer Sehnsucht nach einem Muttergottesbilde über ihr und verhüllte dann vor Wonne das Gesicht, — und alle Seelen versanken in Andacht.

Nahe an dem Winzerhause bildeten die Felsen des thurmhohen senkrechten Seeufers oben eine kühle, von Epheu dicht belaubte

Wölbung, die der Weingärtner zugänglich gemacht, mit Tisch und Moosbänken und sogar mit einem Schrank in der Felsenwand versehen hatte, worin man Getränke, Bücher und Schreibmaterialien aufbewahren konnte. Dieses Oertchen war Dagoberts liebster Aufenthalt und schien recht eigentlich für ihn gemacht. Nur in den längsten Tagen des Sommers, und auch dann nur kurz vor ihrem Scheiden, grüßte die Sonne das verborgne Gewölbe, in dessen Dunkel ewige Kühlung wohnte, während man von dort aus alle Welt im hellen Sonnenlicht erblickte. Der Felsen, welcher dieser stillen Kammer zum Fußboden und Vorplatze diente, ragte schauerlich weit hinaus in den See. Man übersah diesen mit allen seinen malerischen Ufergruppen hier am vollständigsten, und wenn man links über einen Theil des schönen Spiegels hinblickte, so lag tief unten im Thale das stolze Tempe friedlich in der vollen Blütenpracht seiner Umgebungen da — gleichsam als der Edelstein des prächtigen Ringes.

Es war ein lieblicher Abend. Der Sonnengott spielte schon freundlicher mit den klei-

nen von der frischen Abendluft sanft gekräuselten Wellen. Dagobert hatte eben seine Arbeit, die hier immer am besten gelang, beyseite geschoben, weil bereits die Abendgluth seine Einsamkeit süß zu röthen begann, als er in seiner Nähe den kleinen Guntram rufen hörte: „Sieh nur, Anshelm, die vielen vornehmen Leute! die kommen gewiß von Tempe herauf.“

Dagobert trat hinaus und sah den ganzen Hof gerade auf das Winzerhaus zu wandern. — Man hatte einen Abendspaziergang in Vorschlag gebracht. Sie waren an der hohen, mit Wald bewachsnen Kante der Ufer hingezogen, und in die Nähe des artigen Landhauses gekommen, wo nun Jedermann Dagoberts Wohnort besehen und mit frischer Milch bewirthet seyn wollte.

Hier war Eifer und Behendigkeit erforderlich. Dagobert empfieng die Herrschaften und führte sie, während unten die Milch besorgt ward, in die obern Zimmer, die zwar nur ländlich eingerichtet, aber in ganz gutem Stande waren, da hier oft Reisende und Künst-

ler, der schönen Gegend zu Gefallen eine Wohnung suchten. Gegenwärtig, wo ein so werther Gast hier weilte, glich Alles an Reinlichkeit und Wohlgeruch einem netten Putzschranke; denn Euphrosine war ohne Unterlaß um Verschönerungen aller Art bemüht, und Jedermann mußte sie jetzt als eine sehr geschickte und glückliche Blumenpflegerin anerkennen. — Die Geräthe, worin man die Milch servirte, waren sauber und im Grunde besser, als es vornehme Leute bey dergleichen Landpartien zu verlangen pflegen. Freylich fehlte es dennoch an Vielem, da die Gesellschaft schrecklich zahlreich war. Aber gerade dieß versetzte die Gäste in eine lustige Stimmung, welche sich allmählig auch den Anfangs erschrockenen Wirthsleuten mittheilte; und diese gutmüthigen Menschen verloren sich zuletzt ganz im Gefühl der Freude und hohen Ehre, den geliebten Landesherrn und die schöne Erbtochter einmal unter ihrem Dache zu sehen. Und — o der Wonne! Das erhabene Paar untersagte ihnen alle tieferen Bezeugungen ihrer treuen Demuth, und reichte jedem Hausgenossen mit herzlicher Freundlichkeit die Fürstenhand, eine Huld, die schon manchen

Unterthan auf Lebenslang glücklich, ja vielleicht auf ewig gut gemacht hat.

Da der Herzog die Aussicht rühmte, welche diese Zimmer gewährten, so sagte die Winzerin: „Aus dem Eckzimmerchen drüben, wo der alte Herr wohnt, kann man doch am schönsten umschauen und gar tief ins weite Land hineinsehen. Er ist auch sehr höflich, der alte Herr. Wir haben ihn gar zu lieb.“

Alles schickte sich sogleich an, hinüber zu gehen. Dagobert sprang eilig voraus zu Marcellus, riß die Thüre auf und rief ihm heftig zu: „Der Herzog mit dem ganzen Hofe folgen mir auf dem Fuße nach — Sie ist dabei — du wirst sie jetzt sehen — die Schönste ist es — die Andere trägt blaßviolet.“ Er machte die Thüre weiter auf.

Marcellus, der über dem Tönen seiner Geige kaum einen besondern Aufruhr im Hause bemerkt hatte, empfieng die so eben am Arm der Fürstin eintretende Isidora noch mit empor gehaltnem Bogen. Dagobert stellte ihn als seinen Lehrer und Freund vor,

und der Alte, welcher hier an neugierige Besucher schon gewöhnt war, errieth sogleich die Absicht der Ankommenden, begrüßte die Fürstinen schweigend und führte sie zu den offnen Fenstern. Die Prinzessin erbat sich ihn zum Ausleger der fernen Landschaftspunkte, und seine Fertigkeit hierin und im Richten seines vortrefflichen Sehrohres schien sie ausnehmend zu ergötzen. Er blieb dabey stets trocken, aber freundlich.

Da die Aussicht durch einige nahe stehende Bäume doch auf mehreren Punkten gehemmt ward, so that ihnen der Alte den Vorschlag, sie an den schönsten Platz der ganzen Gegend zu führen, nemlich zu Dagoberts Felsengewölbe, das noch Niemand aus der Gesellschaft kannte. Sein Freund gab zwar eine andere, noch höhere Stelle hierzu an; aber die Prinzessin sagte: „Nein, ich glaube jetzt schon, daß Herr Marcellus mehr von der Gegend versteht, als Sie — und ihn wähle ich zu meinem Führer.“

„Er denkt nur, (lächelte der Alte) wir wollten ihn dort in seinem Arbeitsschranke stören.“

Fröhlich gab Isidora dem neuen Bekannten ihren Arm, den er recht galant annahm. Sie drängte hurtig die Menschen aus dem hübschen Zimmerchen fort, und der ganze Hauffe zog hinab. Dagobert hatte Mühe, seine Bücher und Schreibereyen dort zum Schranke zu fördern, da manche Damen wirklich Lust bezeigten, sich darüber herzumachen, wodurch seine jungfräuliche Muse in die größte Angst versetzt ward. — Man fand die Aussicht von dieser herrlichen Laube aus, über alle Erwartung schön, und ließ dem Geschmack und Fleiße des Weingärtners volle Gerechtigkeit widerfahren. Den Felsenweg von seinem Hause bis zur Laube hin hatte er mit schönen Rebengeländern und anderm Buschwerke so dicht besezt, daß auch der Furchtsamste, ohne Schwindel zu fühlen ihn betreten konnte.

„Ich habe schon längst hier oben etwas Romantisches geahndet. (sagte Isidora) Es ist dieß der einzige Punkt um diese Meyerey und das ganze Seeufer her, den ich aus meinen Fenstern erblicken kann. Die Sonne bescheint ihn noch, wenn alles Uebrige schon im Abendschatten liegt, und der Mond giebt

ihm zuweilen die seltsamsten Beleuchtungen. Sehen Sie — dort, vom Eckfenster an — (wandte sie sich jetzt zu Dagoberten) das ist mein liebstes Zimmer. Wie genau sieht man hier alles! Sogar die Blumenvasen und das Grün darin, glaube ich dort zu erkennen. — Aber, bester Vater — wie unsäglich blau sind doch die Wasser dieses Sees!"

„Immer nur blau willst du sehen! (sagte die Fürstin küssend) Endlich wirst du dich noch ganz in Himmelblau kleiden, und in Himmelblau leben wollen wie die Engel — du guter Engel!" — Sie hielten sich umfaßt. Isidora schaute träumend hinab.

„Es ist kein Wunder, (lächelte der Herzog) daß wir Alle jetzt himmelblaue Gesinnungen hegen, seitdem uns die hellen Augensterne von Oran leuchten, die, gleich andern Sternen, im ewigklaren Blau wohnen."

„Die göttliche Farbe! (rief Eulalia.) Und, seitdem ich weiß, wie werth sie einst der heiligen Ahnenfrau des Herzoglichen Hauses ward; liebe ich sie auch noch zehnmal mehr an jenem süssen Quellblümchen, das" —

„Nenne es nicht — (fiel die Prinzessin leise ein) denn es erinnert mich an unser baldiges Scheiden!“ — (Gestern war nemlich die Verlobung Eulaliens mit dem Cammerherrn Lierry, der am Oran'schen Hofe lebte, bekannt gemacht worden; auch hatte Dagobert gestern erklärt, daß er nun bald diese Gegend verlassen werde).

Wissen Sie wohl, (sagte der Herzog indessen zu Dagoberten) daß Ihre Legende gar viel Interessantes für mich enthält? Meine Tochter hat mir sie erzählt, und ich bin sehr geneigt, die blaue Blume, die sich in unserm Wappen befindet, für eine Art von Vergißmeinnicht zu halten.“

Dagobert hatte selbst schon diesen Gedanken gehegt, und gab jetzt dem Herzoge seinen Beyfall zu erkennen. Er that dieß aber etwas spät; denn er hatte eben in die Augen der holden Prinzessin, und dann träumend in den blauen Himmel geschaut, als wollte er jene mit diesem vergleichen. Er erröthete jetzt ein wenig, und die schalkhafte Eulalia, die alles bemerkt hatte, sagte lächelnd: „Gnädigster Herr, jetzt erst blickt Dagobert

wieder vom Blau des Himmels zur bunten Erde nieder, die er ganz vergessen hatte. Nicht wahr, Dagobert, Sie lieben das Himmelblau auch so sehr als irgend ein Sterngucker in der Christenheit?“

„Allerdings (versetzte Dagobert spitzig) sehe ich gern ins Blaue; und dieß weder aus Langeweile, noch aus Zerstreuung, sondern aus wahrer Liebe zur Sternkunde, welche vorhin durch die Bemerkung des Herzogs einen so angenehmen Doppelsinn erhielt. Aber wie kommt es, mein Fräulein, daß das Studium derselben auch Ihnen heute bey hellem Tage ein so großes Vergnügen gewährt? Vielleicht, weil Sie sich durch den Cammerherrn Lierry an Fleiß in diesem Studium noch übertroffen sehen?“

Alles sah jetzt lachend auf ihren mehr als verliebten Bräutigam, der schon seit einigen Minuten — was er, ihren Ermahnungen zum Trotz, öfters that — starr nach den vielgeliebten Augen hinblickte und über ihnen die ganze übrige Gesellschaft vergaß.

Sie kam in Angst und wollte dießmal endlich zürnen. Indem sie ihm einen Strauß

Feldquendel, den er für sie gebrochen hatte, abnahm, sagte sie etwas leise: „Das sind schöne Blüten, lieber Lierry — man athmet jetzt schon ihren Duft in der ganzen Gesellschaft — und so sollte auch der Mensch seine Gedanken nicht bloß sich oder dem einzelnen Freunde weihen, sondern vielseitig mittheilen.“

Aber der Herzog hatte sich während dessen zum Horchen geneigt. „Nu, nu, (lachte er) eine solche Lektion kann wohl zuweilen nichts schaden — aber, sage mir, wünschest du denn wirklich seine Besserung, so ernstlich, mein Töchterchen?“

„Immer muß mich doch Dagobert, und nur Dagobert ins Unglück bringen!“ sagte die Geschlagne, und warf unserm jubilirenden Freunde zornige Blicke zu.

Man ergötzte sich ziemlich lange an den Wundern dieses Ortes. Euphrosine und Guntram waren ihnen mit Beeren, Kirschen und andern Erfrischungen nachgezogen, und fragten bei jedem Zweifel Dagoberten mit so lieblicher Naivetät um Rath, wie sie sich zu verhalten hätten, daß Jedermann den schönen Geschwistern von Herzen gut ward.

Die Prinzessin konnte und wollte sich aus der Unterhaltung mit dem alten Herrn so wenig loswickeln, daß der Herzog endlich zum Aufbruch mahnte, und den alten Herrn nach Tempe zu kommen und dort die Unterredung fortzusetzen bat. Marcellus antwortete durch eine sehr artige stumme Verbeugung, die aber weder zu= noch absagte.

Als die Gesellschaft fortgieng, verbeugte sich Isidora, um noch zurückzubleiben. „Ich muß (sagte sie und winkte Euphrosinen) jetzt noch ein kleines Blumengespräch mit meiner neuentdeckten Kollegin halten."

Sobald sie allein waren, schob sie einen kleinen Ring an Euphrosinen's Finger und sagte: „Nimm dies für deine liebe Bewirthung, und versprich mir, gutes Mädchen, daß du recht bald und recht oft zu mir ins Schloß kommen willst. Ich werde Dir auch einige Blumen herauf geben, die mir unsere Gärtner fast haben verderben lassen. — O behalte das Reifchen, Liebe — behalt' es mir zum Angedenken!"

„Ach, meine Eltern werden nicht zürnen — ich lasse den Ring nicht wieder von meinem

Herzen, bis ich sterbe! — Ihre Durchlaucht sind so schön, wie ein heiliger Engel seyn mag!“ Sie kniete in reinem Entzücken vor ihr hin, umfaßte ihre Gewänder und sah zum Himmel.

„Liebes Kind, du bist ja viel schöner, und doch viel demüthiger, als ich. Komm, steh auf, sage mir, ob du mich lieb hast.“

„Du mein Gott und Vater — wie glücklich bin ich armes Mädchen noch geworden!“ Sie schmiegte ihre süßen Lippen an die schöne dargebotene Hand und blickte frey und selig in das Auge der Gebieterin. — Isidora hatte sie heute, Dagoberten gegenüber, beobachtet, und fand ihre neuliche Vermuthung nur allzuwohl gegründet. — Aber Euphrosine schien jetzt nur allein im Anschauen der reizenden Fürstin zu leben. — Wenn zuweilen das Gespräch und die Handlungsweise mancher Menschen nichts als trübe Erinnerungen aus der Ferne wieder herbey zu führen, ja selbst jede längst geheilte Wunde des Herzens wieder aufzureißen scheinen, so giebt es dagegen andere selige Wesen, die schon durch ihre Nähe, durch ihr bloßes Da- und

Umwußseyn, ihnen selbst unbewußt, wohlthuend auf uns wirken. Bilder aus der Kindheit und Götterzeit des Lebens scheinen dann plötzlich wieder vor unserm Blicke aufzusprossen — im Herzen tönt es, wie Auferstehung — der Schmerz versinkt — das Grab der Vergangenheit giebt unsre werthesten Todten frey — und über ihrem Wiederaufblühen vergessen wir Alles, was unsern Busen drückte. — Zu diesen göttlichen Seelen gehörte unsre Isidora. Mit ihrer holden Erscheinung und Nähe standen die jugendlichen Bilder besserer Zeiten und Räume in der sanftesten Verknüpfung. Ihre Nähe wirkte balsamisch auf das liebewunde Herz des schwermüthigen Mädchens — und vor den Tönen ihrer Freundlichkeit sank die Leidenschaft in Schlummer.

„Euphrosine! (sagte jetzt die Holdselige feyerlich und mit leiserem Tone — denn der zurückgebliebene Cavalier ließ sich in der Nähe hören) Wenn du wüßtest, wie gut ich dir bin — und warum ich dich liebe! O, ich möchte dich um Vieles fragen — ich will dir vieles vertrauen, was ich außer dir keiner Seele sagen darf — und du wirst verschwie-

gen seyn, und mir ewig treu — denn ich liebte dich ja schon im ersten Augenblick als ich dich sah!"

„Ja, treu — das bin ich!" sprach Euphrosine schwärmerisch — und ihr Auge, der holde Lichtspiegel ihrer Seele, sprach es himmlisch glänzend noch einmal nach: Das bin ich!"

„Kannst du morgen schon nach Tempe kommen? (fragte Isidora) Aber du darfst dich jetzo wohl nicht oft vom Hause entfernen — Eurer Fremden wegen?"

„Ach — er geht bald fort!" — Sie schwieg und athmete tiefer.

„Dagobert? — (flüsterte Isidora) Ach, und das thut dir so unaussprechlich wehe, meine Arme!"

„Unaussprechlich? — (fragte sie, wie erschreckend über das Wort) Ja, so ists!" — Sie seufzte und ein hoher Schmerz bildete sich in ihren Zügen.

„O du treue Seele, sey nicht mehr schüchtern! Glaubst du, eine Fürstin könnte nicht

mit dir lieben — nicht mit dir leiden?“ — Sie breitete die Arme aus, die wankende Euphrosine fühlte sich zart an eine menschlich wallende Brust gedrückt und schluchzte selig und sanft an dem besten aller Herzen.

„Er soll es nimmermehr erfahren (sagte jetzt das Mädchen leise unter bittern Thränen). Aber die Mutter Gottes wird mir wieder ihren Frieden geben.“

„Den hast du — der wird dein ewiges Erbtheil seyn, frommes Mädchen. Sieh, du freundliche Gestalt — wahrlich, ich will treu für den Frieden deiner Seele beten. Gedenke auch du meiner in deinem Gebete zur heiligen Jungfrau. Auch ich bedarf des Friedens.“

„Ich that es immer, am Morgen und am Abend,“ sagte das redliche Kind.

„So lohne dir es Gott und seine Heiligen! (schluchzte Isidora melodisch) Du bist meine Getreue — lebe wohl — wir sehen uns morgen wieder!“

Die hochbewegte Fürstin eilte fort. Euphrosine sah in heiligem Schauer der Ge-

liebten wie einer englischen Erscheinung lange nach. Dann sanken ihre Kniee nieder, und das fromme Auge hob sich himmelwärts. — Schon begann es zu dämmern. Das blasse Licht des kaum erglänzenden Abendsterns leuchtete freundlich in ihr Gebet. Aber aus der himmlischen Höhe über allen Sternen, sank jetzt vom Stern der ewigen Liebe ein Freudenstrahl in die trauernde Seele nieder.

Isidora.

Zweytes Buch.

Das Licht des Morgens glänzte noch in jugendlicher Frische aus zahllosen Thauspiegeln wieder, als Isidora schon mit der Hofmeisterin und Eulalien den Pallast verließ. Unter sieben alten Linden, die schon in früher Kindheit sich schwesterlich zur ungeheuern Laube vereinigt hatten, war ihr Frühstück bereitet.

Munter flatterte Eulalia in der Laube umher, und verwünschte sich bald in eine Nachtigall, bald zum Bienchen oder zum kleinen Siebenpunkt, um sich auf den zartesten Zweigen zu schaukeln und von der allerfeinsten Würze des Blütenhonigs, tief aus seinen ächtesten aromatischen Quellpunkten zu kosten — wobey sie über die dumpfen Wohn- und Schlafstätten des Menschen und seine tausendfach zusammengemischte, kolossale und unfeine Kost so viele Sarkasmen vorbrachte, daß die lachende Serena ihr endlich durch eine ernstliche Erinnerung an den höheren Ge-

müthswerth der reichbegabten Menschheit Einhalt thun mußte. — Und eben schnappte, zum Unglück für Eulalien, die nahe sitzende Nachtigall mitten im herrlichsten Gesange nach dem lieben Siebenpunkt und schluckte freundlich schnalzend den Armen in der Blüte seines Lebens lebendig hinunter, — worauf sie noch viel reiner und sanfter als bisher fortsang.

„O du abscheulicher Vogel!“ rief Eulalia höchst mißmuthig und kniete vor ihre Gebieterin hin, um ihr die entsetzliche Gemüthlosigkeit des Bösewichts zu klagen.

Aber die Fürstin, sonst so theilnehmend, saß heute still und sinnig am Eingang der Laube da und lächelte nur schwärmerisch in den Morgenglanz hinaus, ohne die Scherze der Freundinen zu theilen. „Verzeiht mir, (sagte sie, als Jene ihre Besorgnisse hierüber äußerten) daß mein Geist jetzt so fern von Euch war — ein schöner Traum aus der heutigen Morgendämmrung hat ihn ganz gefangen genommen.“

„Ein Traum? rief Eulalia) Ach, wüßten wir ihn doch schon! Ich verstehe mich sehr auf Träume!“

„Ihr sollt ihn wissen — (sagte Isidora erröthend) und nur Ihr Beyde werdet ihn erfahren. — Mir träumte, ich stehe auf einer Höhe, von welcher man ein unermeßliches Land überblickte. Aber alles war in graue Düfte gehüllt und lag kalt und farbenlos vor mir da. Indem ich aus Bangigkeit hierüber tief aufseufzte, zeigte sich mir an der äußersten Ferne des Horizonts ein heller lichtblauer Streif, der am Himmel herauf allmählig nach mir zuwuchs und auf der Erde zuerst blaue Hintergründe, dann nähere und nähere Berge und Thäler aufdeckte. Alles schien nach und nach sich neu zu erschaffen — so wie etwa unter der Hand eines Malers auf blasser Leinwand eine Landschaft aus der Ferne nach der Nähe her langsam vorwächst und ins Leben tritt. — Sobald die Erscheinung näher auf mich zu rückte, ward sie lebendiger und immer herrlicher — die Waldungen ergrünten schon, indem kaum der Schnee zerflossen war — die Sonne gieng auf — da wurden die Seen und Ströme blau — ferne Chöre von Vögelstimmen ließen sich hören — die Thäler schmückten sich mit dem reichsten Blumenschmelz — alles tönte

süß und laut wie aus himmlischen Kehlen mir zu: „der Frühling kommt!“ — alles feyerte ihn — und endlich fühlte ich, daß auch mein Hügel um mich her in seinem Innern selig erzitterte — seine Quellen sprangen melodisch tönend hervor — das junge Leben einer schönen Blumenwelt wand sich in himmlischem Gedüfte von seinem Busen los — mir wollten in der süßen Betäubung die Sinne vergehen — denn auch ich fühlte einen neuaufspringenden Lichttropfen im Herzen — da schien mir die neue Welt um mich her nicht mehr fremd, sondern innig befreundet, und ich eilte hinab und tauchte tief in die Blumenthäler. — Mein Pfad führte mich an einen stillen Strom, der zwischen den lustigsten Gestaden spiegelglatt hinabzog. Ein bunt bekränzter Nachen schwamm auf mich zu und nahm die Glückliche ein. So floß ich sanft dahin zwischen den blühenden Ufern und an kleinen Inseln voll Orangengesträuch vorüber, aus welchem mir die erquickendsten Düfte entgegenwogten — der Strom ward bald unermeßlich breit — die Lieblichkeit der Gerüche berauschte meine Brust — ich befand mich endlich im weiten blauen Meere und sank in seliger Trunkenheit

auf die Blumen meines Kahns zurück, indem ich die Arme zum Himmel ausbreitete. — Der Himmel war leer und grau, als ich wieder zum Bewußtseyn gelangte — das Meer war verschwunden — ich schwamm hoch im frischen Grau der Morgendämmrung — und neben mir sang unaussprechlich rein eine Lerche, die sich in der Nachbarschaft meines Kahns stets höher und höher mit diesem in die Lüfte emporhob. Immer wunderbarer lösten sich jetzt die Strahlen des Morgenlichts in der Farbe der Liebe auf. Ach, da sah ich über mir zwey Wölkchen aus Morgenroth werden — und sie wurden zu lichttraufelnden Flügeln — und zwischen ihnen bildete sich ein Engelsangesicht, das, so wie es sich mir enthüllte, sehnsüchtig und unsäglich liebend in mein Auge blickte. — O ihr guten Seelen, könnte ich euch nun beschreiben, wie mir da ward! Aber die Erde hat keine Zeichen für jenen Wonneschmerz, für jenes in der seligsten Kraft aufstrebende Sehnen, mit dem ich mich nun emporhob, um das himmlische Bild, dessen Gestalt jetzt auf einmal wie ein zuckender Strahl der Wonne zu mir niederfuhr, ganz und ewig zu umfassen! Es war, als

schlüge mein selig sterbendes Herz zum letztenmal im Busen — und doch, als spränge dort im Schauder unbekannter Himmelsluft eine neue Ader des erquicklichsten Lebens auf. — Aber, ach, dieser schnellvernichtende süße Augenblick tödtete auch meinen Traum! — Mit ausgebreiteten Armen erwachte ich, als man die Thüre meines Schlafzimmers leise öffnete, durch die meine Kammerfrau auf den Zehen hereinschlich. Sie trug ein kleines rundes Körbchen aus Schilf geflochten, dessen Rand mit weißen Rosen ausgelegt war. Mitten drin stand eine blendend weiße Lilie, ringsum von Granatblüten dicht umgeben. — So wie Camilla bemerkte, daß ich erwacht war, überreichte sie mir das Körbchen. Eben hatte es ein kleiner Knabe, welcher leise das Vorzimmer geöffnet, schweigend in ihre Hand gegeben und war schnell verschwunden. Mein Name, zierlich aus buntem türkischen Grase geflochten, lag oben auf den Blumen. Die Kammerfrau war über die Erscheinung erstaunt, da sie den Knaben so schön geschmückt sah. Er trug eine allerliebste Larve vor dem Gesicht und an den Schultern kleine Flügel. — Ich sandte sie sogleich fort, um ihn wo

möglich noch zu ereilen — aber vergebens! Keine Seele, außer ihr, hatte ihn im Schlosse erblickt. Ich schickte sie zur Wache — diese hatte wirklich einen solchen Knaben bey'm Anbruche der Morgendämmrung eingelassen, ohne ihn zu befragen, da er dem Hofe anzugehören und ein festliches Geschenk zu tragen schien. Zum Schlosse heraus war er aber noch nicht wieder, und ich sann eben darüber nach, was ich thun wollte, als mir Camilla ein Versehen entdeckte, welches heute frühe bey der hintern Gartenwache vorgegangen war, und wodurch es uns wahrscheinlich wurde, daß der kleine Genius sich längst durch den Park geflüchtet habe. Der Herzog ahndet militärische Fehler sehr strenge — ich hätte einen Menschen unglücklich gemacht — und so beschloß ich, die Sache, die am Ende unwichtig ist, lieber zu unterdrücken, legte also dem Mädchen Stillschweigen auf, und erbitte dies auch von Euch, meine Guten."

„Sonderbar genug ist der Vorfall!" sagte Serena, indem sie einige Besorgtheit in ihren Mienen zeigte.

„Und am seltsamsten dabey ist das, (fuhr

die Prinzessin freundlicher fort) daß ein so hübsches Geschenk mich gerade aus einem so hübschen Traume wecken muß. — Aber, man darf nicht Alles untersucht und klar gemacht wissen wollen. Genug, die Blumen sind schön — und wer den Dank für sie einernten will, der wird sich schon melden. Ich bin dafür, daß wir die Sache vergessen. — Sinne nicht so sehr darüber nach, Eulalia!"

„Hier in Tempe (sagte diese) ist kein solcher Knabe. Aber übrigens verstehe ich Etwas von der Blumensprache. Die Lilie ist eine reine königliche Jungfrau — die zudringlichen Granatblüten rufen ihr irgendwoher feurig zu: „Ich brenne für Dich!" Die weissen Rosen setzen empfindsam dazu: „In allerreinster Liebe!" Und der ganze Rosenkranz, ja selbst das runde Körbchen, rufen noch aus zwey kreisförmigen Mäulchen auf einmal, hinterher: „Ewig, ewig!" — — Ey, ey, da hätten wir ja eine förmliche Liebeserklärung!"

„Du bist nicht klug!" sagte jetzt die still aufmerkende Isidora lächelnd und zerstreut.

„Ich weiß nicht, (fuhr Jene fort) warum mir bey dem geflügelten Knaben immer der kleine Guntram einfällt — "

„Was fällt dir heute nicht alles ein!“ sprach Isidora in merklicher Bewegung, während sie das erröthende Gesicht abwandte.

„Wir sollten es doch dem Herzoge sagen — (fieng jene wieder an) — zwar, das soll ja nun einmal nicht geschehen — aber Dagoberten müssen wir tüchtig auf den Zahn fühlen —“

„Dagoberten?“ rief die Prinzessin in der höchsten Spannung.

„Ich meine nur so. (fuhr Eulalia fort, und wandte sich zu Serenen) Oder glauben Sie, daß der Knabe etwa gar der kleine Amor in eigener Person gewesen sey? — Aber ich schließe so: (sie kniete wieder vor die glühende Isidora hin) Guntram ist ein Diener und Anhängsel von Dagoberten. Dagobert will zwar weder ein Diener, noch Anhängsel, noch Kenner des Hofes von Straland seyn — aber wer kann das so eigentlich wissen? Eins aber wissen wir Alle und könnens nicht läugnen, wenn gleich der Hof von Straland sehr ferne von hier ist — daß nemlich dort ein gewisser liebenswürdiger Prinz leben soll, dessen geheime Bevollmächtigte —“

„Lassen Sie sie schweigen, Serena!“ sagte jetzt die Prinzessin etwas empfindlich; aber

ihre ganze Fassung kehrte in diesem Augenblicke zurück, und sie fuhr heiter fort, indem sie das Fräulein auf die Finger klopfte: „Du schließest so, kleine Närrin — ich aber schließe so: Eulalia sieht seit einiger Zeit in jedem losen Vogel den kleinen Amor, und ist schon längst dessen Dienerin und Anhängsel geworden. Nun wissen wir Alle und können's nicht läugnen, daß gegenwärtig am Hofe zu Tempe ein gewisser liebenswürdiger Kammerherr lebt. Dieser hat unsern heutigen kleinen Amor für Eulalien herausgeputzt und zu ihr gesandt. Aber ein boshafter und mir ergebener Cavalier hat das Vögelchen unterwegs aufgefangen, statt ihres Namens den meinigen auf das wohlriechende Sendschreiben gelegt, und durch diesen kleinen Betrug seiner Prinzessin zu einem vortrefflichen Blumenstrauße verholfen, den ich nicht wieder herausgeben werde."

Ihr Gespräch ward durch eine Sendung der Fürstin von Oran unterbrochen, welche die Prinzessin zu sich bitten ließ. Aus einer Ladung zu so ungewöhnlicher Zeit schloß Isidora sogleich auf etwas Schlimmes — denn

in Tempe war Jedermann unumschränkter Herr der Frühstunden, und man vermied alle Morgenbesuche. — Wirklich theilte die Fürstin unsern Damen die traurige Nachricht mit, daß ihr Gemahl so eben die Abreise von Tempe schon auf morgen frühe festgesetzt habe. Ein aus Oran eingetroffener Courier sollte ihn hierzu bestimmt haben — doch wollte er nicht über die nähern Ursachen befragt seyn, die seine Gegenwart in Oran nothwendig machten. Aus der Niedergeschlagenheit der Fürstin konnte indessen ihre Freundin diese Ursachen sehr leicht errathen, welche eigentlich keinesweges in Oran, sondern lediglich hier in Tempe zu suchen waren. Der Fürst hatte unter andern Schwächlichkeiten auch die Schwachheit, eifersüchtig zu seyn — und diese Untugend artete oft mitten unter den schönsten gesellschaftlichen Verhältnissen in die ängstlichste Feigheit aus. Ob nun die bisherige freundliche Annäherung der Fürstin an unserm Dagobert es war, was ihn ängstigte — oder ob die neuliche astronomisch-galante Bemerkung, die dem Herzog in der Felsengrotte entfahren war, den bösen Samen in sein Herz gestreuet hatte? Das konnte niemand wissen!

Nur so viel erfuhren sie, daß, sobald der Herzog seine innige Trauer über die allzufrühe Trennung zu erkennen gegeben, der Fürst sogleich die Zeitfrist zur morgenden Abreise noch um zwey Stunden früher angesetzt hatte.

Man überließ sich eine Zeitlang ganz dem Schmerz über die nahe Trennung, und kam dann auf allerley gute und leidige Aussichten in die künftige Zeit zu reden. — Es schien der Fürstin großes Vergnügen zu gewähren, daß sie Eulalien in Zukunft an ihrem Hofe besitzen sollte. Die Zeit dieser Verheyrathung war nicht mehr fern. Der Herzog, der die Braut „sein Töchterchen" zu nennen pflegte, hatte bereits solche Befehle gegeben, welche erwarten ließen, daß er jetzt in Rücksicht ihrer Ausstattung einen ächtfürstlichen Gebrauch von der Gewohnheit jener Benennung machen werde. Zu diesen Seligkeiten des Fräuleins fügte jetzt die Fürstin noch die Nachricht von einem unbegrenzten Urlaub, welchen sie für ihren hier zurückbleibenden Bräutigam vom Fürsten ausgewürkt hatte. — Immer weicher aber ward unter diesen Verhandlungen die zärtliche Isidora, besonders als man endlich daran gieng, auch den Tag von Eula-

liens Abreise zu bestimmen. Das Fräulein war aus einer Gespielin der Kindheit, gleichsam in den Armen der Gebieterin, zur Hofdame herangewachsen. Sie selbst suchte jetzt die trauernde Prinzessin mit der baldigen Ankunft des Fräuleins Olympia zu trösten, welche statt ihrer unter die Zahl der Hofdamen eintreten sollte, und über deren hohe Liebenswürdigkeit nur Eine Stimme war. Die Fürstin kannte sie persönlich, und sagte sehr Vieles zu ihrem Lobe. Als sie bey dieser Gelegenheit auch äußerte, daß Olympia einige Zeit am Hofe zu Straland gelebt habe, machte Eulalia schnell die Bemerkung, „es sey doch sonderbar, daß Dagobert, sobald er den Tag von Olympiens Ankunft erfahren, sogleich die Zeit seiner Abreise aus dieser Gegend um einige Tage früher angesetzt habe — und doch habe er von keiner Verbindung mit ihr und dem ganzen Hofe von Straland wissen wollen. Man müsse daher nicht vergessen, Olympien über diesen hier unbekannten Herrn auszufragen.“

„Sollte ich Dagoberten bey unserer heutigen Abschiedscour nicht mehr sehen, (sagte die Fürstin mit freundlicher Wärme zu Isi-

doren) so sey ihm aus dem schönsten Munde der schönste Gruß geweiht, den ein liebenswürdiger Dichter sich wünschen mag. Sage ihm, Geliebte, daß ich seiner schönen Gespräche lebenslang mit inniger Rührung gedenken — daß ich mich hoch erfreut und geehrt fühlen werde, wenn ihn sein Reisepfad recht bald zu uns nach Oran führt."

Die Prinzessin war so tief bewegt, daß sie nur mit einer zitternden Umarmung antworten konnte. An den Lippen der Freundin flüsterte sie leise: „Warum ist doch das ewige Wort der Erde: Scheiden! und überall und ewig: Scheiden!"

Man meldete so eben Isidoren insgeheim die Ankunft einer jungen Bäurin. Trauernd begab sie sich nach ihren Zimmern, wo Euphrosinens süßer Blick dem Gruße des ihrigen schon entgegenschmachtete. Feyerlich ergriff sie die Hand des Mädchens, und indem sie das gute Kind in ihr Kabinet zog, sagte sie mit himmlischer Weihe im Blick: „Komm, gute Seele, Du hast mir gefehlt — komm nun, wir wollen uns erquicken!"

Un-

Unruhig, wie ein Mann, der Etwas auf dem Gewissen hat, wandelte Dagobert am heutigen Abend vor seiner Felsengrotte hin und her. Laut tönte zuweilen seine Guitarre — lauter schallten die mächtigen Töne seiner Stimme hoch über die schöne Land- und Wasserwelt hin. Alle Saiten der Seele schienen auf einmal zu erklingen im Innern des hochbewegten Mannes.

An seinem Busen lag glühend warm ein himmelblaues Busentuch Isidorens. Noch gestern spät hatte er im Sternenschimmer die süße Beute hier gefunden, mit Entzücken erkannt, sich auf ewig zugeeignet, und darauf die halbe Nacht unter göttlich schönen Träumen im frischen Walde und in Tempe's Gärten verschwärmt. — Als ihm am Morgen Euphrosine sagte, sie trage Blumenstöcke nach Tempe, bat er sie in der Trunkenheit seines Herzens, dort der Prinzessin zu sagen, „es sey vor der Felsengrotte ein vergißmeinnichtblaues Tuch gefunden worden — allein der Bewohner dieser Grotte habe es bereits als sein Eigenthum angesprochen und werde dasselbe nie wieder herausgeben, möge

der vorige Besitzer seyn, wer er wolle, ja der Landesherr selbst!"

Nun schlug dem Kühnen das Herz. Am Nachmittage sich zur Abschiedscour zu stellen, dazu fühlte er doch keinen Muth. Auch hatte man ihn bereits zur morgenden Frühpartie eingeladen, die auf einem nahen Jagdschlosse seyn sollte, bis wohin der Hof die Oranschen Herrschaften begleitete. Dort wollte er sich von der Fürstin beurlauben — aber — dort war auch Isidora — — und wie konnte er dem Blicke der Herrlichen gegenüber bestehen!

Die Sonne sank. Friedlicher Schatten ruhte schon über allen Thälern. Nur hier an der hohen Felsenlaube spielten noch die Strahlen des scheidenden Sonnenbildes mit dem lieblichen Dunkel der Epheuranken. — Alle Bilder seines Gemüths flossen allmählig in Eins zusammen — in den Einen, flammenden Gedanken der Liebe. Bewegungslos blieb er jetzt stehen — fest und sehnsuchtsvoll schaute sein Blick auf das dunkle Eckfenster im Pallaste von Tempe. Sein Herz war nicht mehr in seinem Busen — dort schlug, dort lebte es!

Aber indem er auf die traurige Finsterniß jenes dem Lichte geweihten, und doch jetzt von außen so schwarzen Fensterraumes zürnte und schalt, erschien dort plötzlich eine glänzendweisse lebende Gestalt über den zierlichen Blumenscherben. Sein Athem stockte — vielleicht war sie es — denn oft verließ die Holde das verhaßte Spiel, um geschwinde ihre Blumen zu grüßen — ja sie konnte — sie mußte es seyn — ach, sie war es, die himmlische Isidora! — Freundlich schien das königliche Haupt sich zu den duftenden Freundinen niederzubeugen. Dann hob es sich auf dem Schwanenhalse langsam und stolz empor — es glänzte Etwas seiner Seele entgegen, — himmlisch glänzte es, wie ihr Angesicht. — „O du bist es, schönes Licht meines Lebens — du hast gnädig deine Sonnen zu mir heraufgewandt — du siehst mich — du weißt, daß mein lechzendes Auge jetzt einzig nach dir hinblickt — und gnädig entfliehest du dem Ueberseligen nicht — o sey mir tausendmal gegrüßet, schönes, elysisches Bild!“

Halb wahnsinnig riß er das Tuch aus seinem Busen hervor und breitete das hochwehende Zeichen in die Lüfte. Da verschwand

das zarte Wesen vor der Kühnheit des furchtbaren Mannes — aber, diesem Augenblicke der zagenden Furcht folgte bald ein unendlich schönerer — denn tiefer aus jenem Dunkel leuchtete noch einmal sanfter und blasser die weiße Gestalt herauf und — vor ihr wehte blöd' und leise ein hellblaues Friedenszeichen! — Ach, er sank auf seine Kniee und rief schluchzend durch die Abendlüfte hinab: „O so vergiß mein nicht, du reinste, du zärtlichste von allen Frauen!“ — Aber nur noch einmal wehte es dort sanft grüßend im Verschwinden — und das Fenster ward schnell wieder zum leeren, schwarzen Raume.

Er sprang empor — zum lichtglühenden Seraph fühlte er sich umgeschaffen — er sog dürstend die nächtlich heranziehenden Blumendüfte ein — er küßte brünstig die Abendwinde — sein Leben schien ihm ewig und herrlich in sich beschlossen, und er wünschte jetzt lusttrunken hinabzutaumeln in die blaue Fluth, die unter ihm süßfunkelnd aufwallte. — Dann überfiel ihn wieder die Schwermuth der Lust! — Er blickte angstvoll über sich in die sapphirne Tiefe des Himmels und seufzte zitternd aus voller Brust.

„O du.— (rief er zuletzt und breitete die Arme nach den südlichen Himmelsgegenden aus) — Du, der jetzt in Stralands Orangengärten wandelt und träumt — du, den ich Freund, ja Bruder nennen darf — verzeih' dem Betrüger! Du liebst ihn ja, den Unwürdigen, du liebst ihn, wie das Kleinod deines eignen erhabnen Lebens —.— ach, dein großes Herz fehlt mir zu diesem Abend!"

Silberlichter des kommenden Mondes schossen jetzt hinter Dagoberts Felsen hervor und neben dem Staunenden vorüber in die fernsten Spiegel des Wallersees hinab. Ueber der Fluth bildeten sich feine Nebeldämpfe mit diamantenen Spiellichtern, und im Schatten der Thäler sprangen, vom Monde geweckt, die bleichen Riesenbilder des Nachtschimmers empor. — Aber aus dem nahen Würzgärtchen klang jetzt das fromme Abendlied der sanften Euphrosine leise herüber.

Dagobert ergriff das Saitenspiel und klomm höher die Felsen hinan, zur festlicheren Weihe der freyen Nacht in den Höhen.

Kaum begrüßte die Lerche den reinen Morgenhimmel, als schon das Schmettern der

Posthörner die Abfahrt des Hofes verkündigte.

Das Herzogliche Jagdschloß war nur eine halbe Stunde von Tempe entfernt und lag mitten im Walde des großen Thiergartens auf einer schönen Höhe. Die Umgebungen desselben bestanden theils aus uralten Anlagen von ungeheuren Bäumen, theils aus neuangelegten lustig blühenden Buschpartieen. Der Saal, in welchem man das Frühstück nahm, war mit vortrefflichen Jagdgemälden geziert, und zu seinen Fenstern reichten blühende Sommergewächse ihre Blumenzweige vielarmig herein. Da das Schloß ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs war, so fehlte es hier nicht an Verzierungen, bequemen Unterhaltungsmitteln und anmuthigen Beywerken aller Art. Zunächst um das Schloß her war die Fasanerie angelegt, worin sich auch die schönsten und größten Arten von anderm Hausgeflügel befanden. Eine Menge Truthühner durchschwärmte den Wald. Viel ganz gezähmtes Wild lief in und außer dem Schloß umher, und alle Singvögel erfreuten sich in diesem Bezirk einer unverletzlichen Freystätte.

Isidora hatte hier der Fürstin so man-

chen ihrer gefiederten und vierfüßigen Bekannten vorzustellen, daß beyde unsern Dagobert erst im Saale grüßen konnten, wo sie ihn mit dem Herzog und dem Fürsten in tiefer Betrachtung eines alten Wandgemäldes vom heiligen Hubertus fanden. — Es war ein ängstlicher Augenblick. Der verwegne Mann wagte es, das süße, zagende Mädchen ganz ins Auge zu fassen — doch schnell sank sein kühner Blick vor der hocherrötheten demüthig zu Boden. Sie lächelte nur schmerzlich und hatte nicht den Muth, aufzublicken. Sobald sie neben ihm vor dem Bilde stand, ward es besser — doch ihre Herzen schlugen hörbar. Aber das Bild des Heiligen, der, von einer fürchterlichen Kuppel Hunde umringt, fromm und friedlich da stand, war Isidoren seit Dagoberts Erzählung ein ganz neuer Gegenstand geworden, dessen Betrachtung beyde sich jetzt ganz überließen.

„So schön, wie heute, fand ich es hier noch nie. (sagte sie nach einiger Zeit sanft und melodisch) Sind wir nicht mitten in der Hubertushege? Grünen nicht die Buchenbäume, — o, Dagobert, blühen nicht die Waldblumen noch eben so herrlich, wie in

jener heiligen Zeit, nach welcher mich eine brennende Sehnsucht ewig hinzieht? — Und scheinen nicht die Vögel und das Wild dieser friedlichen Haine noch eben so fromm und zahm, als wäre der Heilige auch heute, wie damals, ihr milder Beschützer? — Ja, mir ist so wohl vor dieser guten Gestalt — mir ist, als blickte sie jetzt freundlich auf uns nieder!"

„Ja, er lächelt, der Verklärte, (fiel Dagobert entzückt ein) er lächelt, jetzt, da jenes auserkohrne Kind der Heiligen, jene fromme Maria, auch heute wieder in der Enkelin — so unschuldig und reines Herzens, wie sie — verjüngt vor sein Bildniß hintritt —"

„Ach nein! So ist es nicht!" hauchte die demüthige Isidora mit fromm kindlichem Schmerz hervor.

„O dürfte ich jetzt knieen! (fuhr ihr Freund fort, indem er einen geheimen Moment haschte) Und ach, dürfte ich sterben, — wenn das reinste aller Herzen dem gestrigen Glücke des armen Dieners zürnt, der ewig treu zu seyn wünscht und schwört, wie jener treue Medorus war."

„Ich sollte es zurückfordern — (flüsterte die glühende) aber nein, — “

Eben nahte die Fürstin wieder, und man unterhielt sich von neuem über das Hubertus-bild. Der Herzog fand sein Gemüth immer lieblicher von jener alten Geschichte angezogen und beschloß jetzt an jedem Jahrestage des Heiligen, hier ein frohes Fest zu feyern. Zum ersten, in diesem Jahre bevorstehenden wurde sogleich der fürstliche Jäger von Oran feyerlichst eingeladen.

Allzufrühe für unsre zärtlichen Freundinnen fuhren die Reisewagen vor. Die Trennung ward ihnen schwer; denn die Fürstin gieng nicht blos dem alten, sondern einem durch die unschuldige Lust in Tempe noch trüber gewordenen Schicksale entgegen. Isidora wußte und fühlte dieß, und ihr eignes Herz lebte seit kurzem zum erstenmal nicht in vollem Frieden mit sich. Ihre süßgeängstigte Jugend schmiegte sich bey der Trennung fest an die Geliebte und wollte sie nicht lassen. Und als die Fürstin noch im Abfahren sich aus dem Wagen bog und schmerzlich nach ihr blickte,

da ward es dem zarten Herzen zuviel. Sie blieb mit verschränkten Armen bewegungslos stehen und sah lange starr in die Gegend hinaus, in welcher die Wagen verschwunden waren.

Der Herzog begleitete die Gäste bis zur ersten Station, und Isidora wollte mit dem Hofe seine Zurückkunft hier erwarten. Die Damen liessen sich auf die unter den Bäumen befindlichen Moosbänke nieder und hofften lange vergebens auf die Theilnahme ihrer Gebieterin an der Unterhaltung. Sie schwebte endlich langsam herzu — aber die Oberhofmeisterin glaubte über das schöne verweinte Antlitz mit gehörigem Anstand erschrecken zu müssen. „Wie werden Ihre Durchlaucht grössere Schmerzen ertragen, (sagte sie mit vieler Würde) wenn das Gemüth bey der Unbehaglichkeit einer kleinen Trennung schon solcher Eindrücke fähig ist?“

„Ich will ja mit Freuden Unrecht haben!“, sagte Isidora bittend und nahm Serena's Hand an ihr Herz.

„Es ist wahr, (versetzte diese) daß die Fürstin bey uns so heiter und himmlisch froh war, wie sie nun wohl lange nicht wieder

seyn wird — die Arme! Aber wir alle wissen ja auch, mit welcher frommen Liebe ihr friedebeglücktes Gemüth jeden gemeinen Zwang und Druck der Verhältnisse, zu ihrem freyen Willen zu erheben und umzuzaubern vermag."

„Sie ist eine treffliche, musterhafte Fürstin. (fuhr die Oberhofmeisterin fort) Sie hat besonders eine Regel in ihrer Gewalt, auf welche ich viel halte, die ich vor Zeiten von einem holländischen Grafen gelernt habe, und die zugleich meinen ganzen lateinischen Sprachreichthum ausmacht. Sie heißt: minus gaudebis, minus dolebis. — Was meynen Sie, Herr von Dagobert?"

Dagobert, welcher dieß erklären mußte, gab einen entschiedenen Abscheu vor dieser Regel zu erkennen. „Aber Ihre Excellenz haben vollkommen Recht — (setzte er dazu) es ist die wahre und ächtphilosophische Warnungstafel, welche auf den blos vornehmen Höhen der Menschheit stehen und dort die arme nach Wahrheit und Leben dürstende Seele schützen und fühllos machen muß."

Mit diesem Nachsatze war die Excellenz schon zufrieden. Denn niemand ist gegen alles wahrhaft geistige Raisonniren duldsamer,

als Hofleute, sobald man ihnen in ihrer Hauptsache (der äussern Form) Recht giebt. Die Wahrheit der Sache selbst muß nur immer ein unbedeutendes Nebenwerk bleiben. Und so ist es auch in der Ordnung. Daß aber jenes Sprüchlein, aus einem höhern Gesichtspunkt, als dem der bloßen Lebensklugheit betrachtet, sich auf das vollständigste rechtfertigen lasse, davon ahndete der guten Dame nichts, und Dagobert war entweder in seiner jetzigen leidenschaftlichen Stimmung für diese Ansicht des Weisen weniger empfänglich, oder fand es sonst nicht nöthig und rathsam, ihrer zu erwähnen. — Aber Isidora sagte wehmüthig: „Lieber sollt Ihr uns gemein schelten, statt daß Ihr uns endlich auch die Thränen nehmt!"

„O nicht so tragisch, meine Allerbeste! (rief Eulalia.) Aber freylich — so bald wir die Verhältnisse der Fürstin betrachten, muß es uns höchst tragisch vorkommen, daß das Schicksal ein so zärtliches, reines, wahrhaft schönes Herz an einen so starren feuerspeyenden Eisberg — den es einst in seiner Freyheit schon verabscheute — auf ewig festschmieden konnte!"

„In solchen Fällen (erwiederte die Ober-

Hofmeisterin) lassen wir uns nur gar zu leicht, vermöge unsers Wohlwollens für den bessern und zarteren Theil, weit mehr gegen den andern einnehmen, als die Gerechtigkeit erlaubt — und, für den, welchen wir einmal lieben, überspannen wir überhaupt gern unsre Forderungen an das Glück. Es bleibt doch immer wahr, daß im Bewußtseyn frommer Unterwerfung unter den elterlichen Willen, und in dem schönen Gefühl „das Segen bringende Opfer für Tausende zu seyn" ein tiefer, unerschöpflicher Quell der Zufriedenheit verborgen liegt, dessen Labung recht eigentlich für gute Fürstinnen rinnt, wenn sie nur mit friedlicher Seele erst einmal die rechte Achtung für das Große und Unabänderliche gewinnen konnten."

Eben ließ ein alter Hofbedienter, der die Gewohnheit der Oberhofmeisterin kannte, einige Spieltische herbeyschaffen. — „Ich glaube schwerlich, daß Ihre Durchlaucht hier spielen wollen," sagte sie mit zweifelhaftem Frageton.

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten, meine Damen," antwortete Isidora zerstreut.

„O nein, thut weg! (rief die Oberhofmeisterin). Es ist so schön hier — kommen Sie, Gräfin, wir machen einen Gang durch die Allee."

Sobald die Oberhofmeisterin einen „Gang machen" wollte, zeigte dieß immer an, daß ihr Verstand fürchtete, aus seiner ewigen Fassung zu kommen. — Nach ihrer Entfernung sagte die Prinzessin: „Ich konnt' ihr dießmal unmöglich helfen. Ihr wißt, wie oft ich dem ewigen Spielgeiste zu Gefallen lebe — aber heute — und hier — nein, das war zuviel verlangt! — Dagobert, Sie sollen jetzt der beste Spieler am Hofe seyn — sagen Sie uns Ihre Gedanken über das Spiel. Aber ich bitte, etwas Tröstliches! — Sagen Sie mir, werden die Kartenspiele ewig dauern?"

„Man könnte dieß wohl mit Recht bezweifeln, (meynte Dagobert) da seit zwanzig Jahren bekanntlich bey den Franzosen die Lust am Kartenspiel — als Unterhaltungsmittel für die eigentlichen gebildeten Zirkel betrachtet — so merklich abgenommen hat, daß man während der letzten zehn Jahre diese auffallende Abnahme auch selbst in unsern deutschen, aller politischen Klagen ungeachtet,

äffischer als jemals gesinnten Gesellschaften, schon häufig genug wahrnimmt. Da nun, allen Nachrichten zufolge, eine so merkliche Abnahme im Ganzen, vorher noch nie Statt gefunden hat, so ist dieselbe allerdings ein denkwürdiger Umstand, woraus man wohl auf die allmählige radikale Ausrottung der Gesellschaftskartenspiele schließen darf, die ohnehin durch Zunahme der wahren Bildung des menschlichen Geistes, sicher und einzig bewürkt werden muß. — Allein, welche hindernde Umstände können noch dazwischen treten — und wie weit mag es noch bis zu diesem Ziele seyn!"

„Aber Ihre Gedanken über das Kartenspiel selbst, wie es in großen Zirkeln herrscht, wünschte ich zu wissen," sagte die Prinzessin ferner.

„Ich soll also freymüthig seyn? (lächelte Dagobert und sah voll Mitleiden nach den spazierenden Damen hinaus) Gut, ich will daher vorerst die Frage meiner Gebieterin näher bestimmen. Es ist hier nicht von jener personificirten ewigen Sehnsucht nach dem Tod der Zeit, nicht von jener ewig trägen Geistesarmuth die Rede, welche sich auf eine Lhombre-

partie ordentlich invitirt oder am dritten Orte zusammenfindet, um sich einmal „eine Güte zu thun," um recht angenehm „unterhalten zu werden" zu gewinnen, den Andern einmal recht gründlich in den Sack zu stecken, sich im Lhombre zu üben u. s. w. Auch ist nicht die Rede von Spielern von Profession. Auch nicht von jenen selten gewordenen Spielpartieen weichgeschaffner Fürsten, die „großmüthig" jeden Tag im Jahre eine gewisse Summe an diesen oder jenen armen Kammerjunker zu verlieren pflegen, der dreyzehn Kinder hat und forthin unmöglich eine andere nochmalige Besoldungszulage erhalten kann, als eine solche. — Wollte ich von diesen und vielen andern Spielarten des Spiels reden, so würde ich Ihre Durchlaucht zur Verzweiflung bringen. Solchen Privatspielern kann man über ihre Neigung wenig sagen. — Der Mensch ist nur glücklich, in sofern er spielt. — Ist es nun mit einem menschlichen Geiste so weit gekommen, daß er kein höheres, schöneres und reizenderes Spiel mehr kennt, sucht und vermag, als das mit Karten — gut, so muß er sich eben zum Lhombre, oder zum Whist, oder gar zum

Boston, oder gar zu noch etwas Kleinerem niedersetzen!“

„Das ist aber doch entsetzlich, Dagobert! (rief die kleine Eulalia halbzornig) Wissen Sie wohl, daß ich auch, und zuweilen gar nicht ungern, spiele?“

„Laß ihn doch!“ lachte die Prinzessin, mit freundlichen Seitenblicken auf einige Damen und Herren.

„Uebrigens (fuhr Dagobert fort) kann ja jener träge Spiellustige ein recht guter Mann — jener Fürst kann ein Muster von Trefflichkeit seyn, so lange er nur durch seine tägliche Spende keinem Würdigern Etwas vergibt. Interessant aber wird uns Keiner dieser Beyden werden, sondern nur der Dritte — der Spieler von Profession, dessen Leidenschaft, wenn sie ins Große geht, allerdings das menschliche Erstaunen zu erregen vermag und dadurch bey dem Kartenspiele die Eigenschaft der Nichtswürdigkeit aufhebt. — Befänden sich nun solche Menschen etwa nicht wohl bey ihrer Neigung und fragten mich um Rath, so würde ich statt des Kartenspiels, unmaßgeblich, den jungen Männern z. B. das Kegelspiel — den Damen und Her-

ren zusammen, und insbesondere jungen bildenden Künstlern, das vortreffliche und wohlthätige Billard oder andere Kunstspiele — alten Leuten, die nicht schlafen können, und Kindern, deren allzulebhafte Phantasie durch Stillsitzen, gelindes Nachdenken und Anfertigen kleiner Plane gezügelt werden soll, allenfalls das weitläuftigere, langweiligere und oft so schön verwickelte Einerley des Schachspiels, empfehlen. — Aber ich komme nun zu dem Gegenstande, von welchem eigentlich die Rede ist — zu dem sogenannten nothwendigen Kartenspiel in den sogenannten gebildeten Zirkeln der sogenannten großen Welt. — Der Müßiggang hat es mit der Langeweile erzeugt — die Furcht hat es zu jener Riesengröße erzogen, und, mit dem Köstlichsten der Menschheit, bis zu jener unbeholfenen Breitleibigkeit genährt, hinter welcher sie selbst sich nun so behaglich versteckt, und noch so lange verstecken wird, bis es dem geistreichen Freymuth gelingt, sie samt ihrem läppischen Ungeheuer zu verscheuchen."

„Ich bitte mirs aus, lieber Lierry, (fiel Eulalia wieder ein) daß Sie diesen kühnen Menschen widerlegen, der so eigenmächtig

über das zu entscheiden wagt, was der Menschheit überhaupt ziemt und Noth thut!"

Der Kammerherr nahm sich zusammen. „Da nur der ganz poetische Mensch (sagte er), das allerhöchste Spiel, welches im völlig freyen Walten der Phantasie besteht, spielen kann, gleichwohl aber die nothwendig weit größere Anzahl solcher Menschen, die, in den Kombinationen des gewöhnlichen Lebens befangen, sich über dieselben nicht selbstständig, sondern nur an der Hand eines Andern — des Dichters — emporheben können, auch zu Zeiten spielen, das heißt, Zwecke, die ihnen nicht durch das Bedürfniß der sinnlichen Umgebungen aufgedrungen werden, sondern die sie sich mit freyer Willkühr selbst gesetzt haben, verfolgen soll: so kann dieß fast nicht anders geschehen, als indem man solche Zwecke in jenen, aus den einfachsten Elementen der Sinnenwelt, wie sie sich unserm Gemüthe darstellt, nemlich aus den Zahlenverhältnissen, hergenommenen Combinationen selbst sucht. — Und, da fast alle Menschen den Hang fühlen, wenigstens einen Theil ihrer minderwichtigen Angelegenheiten dem zur Entscheidung zu überlassen, was sie Zufall nennen, und wor-

in sie eben dadurch eine höhere Macht schon anerkennen: so wird die erste Combination des Spieles diesem Zufall überlassen, wodurch auch hier die poetische Natur des Menschen gleichsam ihren Repräsentanten erhält. Aber diese erste Combination kann durch die freye Thätigkeit der Spielenden besser oder schlechter benutzt und dem vorgesetzten Ziele entgegengeführt, oder doch näher gebracht werden. In allem Diesem ist das Wesen des Spieles an und für sich vollkommen erschöpft, und dieß kann schwerlich auf eine dem allgemeinen Bedürfnisse mehr entsprechende Art geschehen, als durch die Kartenblätter, die nicht allein in den Combinationen selbst, sondern auch schon in der Art zu kombiniren, eine so große Mannichfaltigkeit darbieten, daß schon die Wahl zwischen allen bereits erfundenen Spielen einem völlig frey und selbstständig aufgestellten Zwecke sehr nahe kommt; zu geschweigen, daß es einem mit den Arten des Kartenspiels genau bekannten Rechnungsgeiste gar nicht schwer werden kann, nach Belieben neue Spiele zu erfinden. — Hieraus läßt sich schon ungefähr begreifen, daß, so lange unser gesellschaftliches Leben keine totale Revolution

erfährt, das Kartenspiel in den größern Vereinigungen nicht aufhören wird, kann und darf!"

„Vortrefflich! (lächelte Dagobert) Nur lassen sich zwischen den von Ihnen angenommenen beyden Extremen, nemlich zwischen der Poesie und den Kartenblättern, noch ganz andere frey und selbstständig aufgestellte Zwecke auffinden —"

„Ganz und gar nicht! (rief Eulalia) Und wie käme es denn, daß so viele liebe und scharmante Menschen gern ihr Spielchen machen, wenn es etwas Besseres gäbe?"

„Die Welt (fuhr Dagobert fort) ist voller Geist und Klugheit. Der Einzelne ist es nicht — und doch soll er keinesweges blos seinen Antheil an ihrer Bildung nehmen, sondern auch sein eignes Scherflein zu derselben beytragen. Beydes muß durch das Spiel gesellschaftlicher Unterhaltung geschehen. — Nun mag der junge Weltmann gern müßig seyn. Er sucht also die Gesellschaft — ja er ist genöthigt, ihr beyzuwohnen. Dort heißt man ihn willkommen, und die ewig unterhaltungslustigen Frauen (die so selten das Spiel lieben) machen freundlich sogleich Mie-

ne, ihn zu unterhalten. Aber, man prätendirt auch, daß Er unterhalte — das ist beschwerlich. Er soll im äußern Betragen zeigen, was er im Innern ist und vermag — das ist schon erschrecklich. Man beobachtet ihn und scheint aus seinem Betragen auf der Stelle Schlüsse machen zu wollen — das ist nun gar entsetzlich! Er sucht zu entkommen — man hält ihn nicht — in allen Fenstern und an den Wänden herum findet er ja schon seines Gleichen schüchtern da stehen und warten, ob nicht bald die Erlösung von der schrecklichen Langeweile nahen will? — Aber, indem er zu den Brüdern tritt, geht eben die Karte herum — die Blöden und Faulen verlassen schnell ihre Schlupfwinkel — die Frauen müssen sich größtentheils auch zum Spiel entschließen, da keine bessern Aussichten vorhanden sind — man setzt sich, und scheint neu aufzuleben. Seine eigne Lage dünkt ihm nun bedenklicher zu werden. Er blickt fragend in der übrigen Gesellschaft umher, und von allen Seiten erhält er eben so fragende Blicke zur Antwort zurück. — Jüngling, rette dich dort an den Theetisch zu jenen lieblichen Mädchen! — Wirklich tritt er hinzu und wird

nochmals gütig empfangen. Aber ein berühmter Mann treibt dort sein Wesen — er erzählt ihnen eine für unsern Neuling gerade gar nicht interessante Geschichte, und fixirt diesen während derselben ein paarmal. — Das genirt. — „Ey, (denkt er jetzt und betrachtet die Spieltische in gemüthlicher Ruhe) ich hätte doch das Spielen nicht verreden sollen! Ich hatte einen so hübschen Anfang gemacht — und — seht doch, wie glücklich sind auf einmal alle diese Menschen! — Wie grimmig darf dort der Gelbschnabel von Lieutenant nun selbst dem Minister zurufen: ich passe! Als wäre er seines Gleichen! Und wie nachlässig und frey blickt er jetzt gar der vorübergehenden Prinzessin ins Auge! Die Prinzessin selbst redet leiser — denn bey jedem lauten Worte fahren wüthende Gesichter — als wären sie im tiefsten Nachdenken begriffen — gröblich starrend herum — ja manche thun das auch absichtlich und verlangen noch obendrein, ihre Kinderpossen in heiliger Ruhe und unverbrüchlicher Stille zu treiben — auch haben sie das Recht dazu — denn die Spieltische sind ja die Hauptsache und dürfen nicht gestört werden! — Wie barsch behauptet je-

ner Hofjunker dem göttlichen Dichter, vor dessen bloßem Anblick er sonst beständig zittert, nun ins Angesicht: Nein, ich bekomme Viere! Er hat das größte Recht in den Händen — und wie höflich bittet ihn jetzt der unsterbliche Koloß um Verzeihung wegen seines dummen Irrthums. Wunderseliger Hofjunker! Wer an deiner Stelle säße! — Aber, wirft sich nicht am Ende der Minister weg — und noch mehr der geistvolle Graf — und noch mehr der große Dichter, der außerdem auch miserabel spielt? — Nein, nein, bald hätt' ich mich geirrt! Sie haben ihre guten Ursachen zum Spielen. Minister und Graf fürchten sich ein bischen vor jenem berühmten Manne, uud der Dichter ebenfalls, und außer jenem graut ihm noch vor einem halben Dutzend fremder Gecken, mich ungerechnet, die alle schlechterdings heute noch seine Bekanntschaft machen wollen. Da müßten diese hohen Drey nothgedrungen der Gesellschaft ein Stück von ihren staatsklugen, weltweisen und schönen Seelen zum Besten geben — und das Extemporiren ist nicht nur beschwerlich, sondern auch verdammt schwer! Sie können es ja viel bequemer haben — es

heißt dann: „Sie haben eben gespielt, und man hat ihrem Ruhme durch Aufhaschung einer albernen Antwort dermalen nichts anhaben können.“ — Doch halt! Eben hat der berühmte Mann seine Geschichte geendigt und wendet sich wirklich zu unserm Träumer, der einigemal dazu gelächelt hat, mit einer Frage, die ihn ein wenig in Verlegenheit setzt. Doch hilft er sich so gut als möglich, und die Damen — die ihn in Rücksicht des Spiels schon für gerettet halten — unterstützen ihn mit größter Zartheit und trocknen gleichsam seinem Geiste den jungfräulichen Angstschweis des ersten Unterhaltungsexamens liebevoll ab. — O ihr göttlichen Seelen, wie wohl thut ihm das! Er wagt sich mit ein Paar Worten heraus — es wird gehen! — Man schlägt ein gesellschaftliches Spiel vor — das ist nun wieder hart! Da giebt es zwar süße Blicke, zärtliche Aeußerungen — vielleicht, wenn der Zirkel gemischt ist, noch etwas mehr — aber, da muß ein Mensch auch kluge Antworten aus dem Stegreife geben, sich mit liebenswürdiger Feinheit aus den Schlingen der List und Galanterie loswickeln, ganze Geschichten erzählen, Verse machen, deklamiren — kurz

— er soll schon wieder extemporiren — und das ist schwer! — Schon geht er wankend — ach, auf einen Spieltisch zu! Doch, dort begegnet ihm seine holde Schwester, die ihn bisher nicht aus den Augen ließ und sein ganzes Herz kennt. An ihrem Arme schwebt eine schöne Freundin, der sie den Bruder vorstellen will. Das geschieht, und er findet sich gerührt von der heitern Aufnahme. Das liebe Mädchen ermuntert ihn, an ihrem Spiel um so eher Theil zu nehmen, da jener berühmte Mann das Ganze desselben einzurichten versprochen habe. Welch ein neuer Donnerschlag für den Schüchternen! Sie und die Schwester wollen fortfahren, ihn zu bereden — da wird ihnen zum Unglück ein anderer Herr präsentirt, den sie eben so freundlich empfangen müssen, wie ihn. Während dessen schielt er nach einem nahen Spieltische. In diesem Augenblicke hält ihm dort sein älterer Bruder heimlich seine Karte vor die Augen, damit er über die Größe seines in der Hand habenden Solo's erschrecken soll. Er fühlt mit Behagen, daß man schon durch das bloße Zusehen an einem Spieltische, halb unabhängig von der übrigen Gesellschaft wird.

„Bruder!“ flüsterte ihm die Schwester noch sanft und flehend zu. „Wahrhaftig, seltne Blätter!“ spricht er laut zu seinem Bruder, um der Schwester nicht antworten zu dürfen. „Warum spielen Sie nicht, Herr von N.?“ sagt der Wirth. — „Eben suche ich noch einen dritten Mann!“ ruft endlich die Tochter vom Hause und reicht ihm wehmüthig die Karte. „Ich bin ein Anfänger!“ zischelt er noch verschämt — aber: „Es wird schon gehen!“ rufen ihm die zwey neuen Interessenten tröstend entgegen. — Und wirklich geht es vortrefflich, da der größte Dummkopf weit öfter der klügste und beste, als der schlechteste Kartenspieler seyn wird. — Dort sitzt er nun — fühlt Muth, Rettung und Sicherheit in allen Adern — befiehlt seine Tasse Thee — schaut so trotziglich umher, wie Einer — findet sich bald ganz an seinem Platze, und ist nun für jede folgende Gesellschaft ewig ein gemachter Mann! — Befehlen Ihre Durchlaucht jetzt, ehe ich weiter gehe, zum Gegenstück auch die Verführungsgeschichte einer Dame zu hören?“

„Eine solche wird sich zum Glück viel seltner begeben,“ sagte die Prinzessin.

„Und wird immer weit mehr dem Schicksal der Frauen, das heißt, dem männlichen Geschlechte, als der Schuld des Weibes zuzurechnen seyn," setzte Dagobert dazu.

„Alles gut, alles schön! (sagte Eulalia) Aber wie wollen Sie denn das Kartenspiel ausrotten? Wie sollen z. B. alte Leute —"

„O dieß wäre nun das Leichteste (fiel Serena ein). Man dürfte es nur an den Höfen für unschicklich anerkennen, daß Jemand vor dem dreißigsten Lebensjahre spiele. Wie bald würden die Spieler und Spielerinnen aussterben, da sich nun die jungen Leute an geistreiche Spiele gewöhnen müßten!"

„Sie kommt schon wieder!" rief Eulalia erschrocken, als die Oberhofmeisterin sich sehen ließ.

„Ich denke, wir knüpfen unser voriges Gespräch wieder an (sagte Isidora sanft). Denn wer den Schmerz zu besiegen wünscht, der muß ihn nicht fliehen."

Man kam also wieder auf die Lage der Fürstin von Oran zu reden. Der zärtliche Kammerherr meinte: „So lange das Altarfeuer der Politik noch eben so hoch verehrt und so grausam mit dem Köstlichsten genährt

wird, wie einst die Opferflammen der griechischen Götter, so lange wird es auch noch Iphigenien geben, die sich willig dem Staate hinopfern. Ob das Gefühl der Vaterlandsliebe allein, alle Selbstsucht besiegt — ob es einen Ersatz für das Unersetzliche leistet — oder ob eine von der Gottheit unmittelbar eingegebene Idee den Menschen so groß macht, daß er auf die Privilegien und Gesetze der reinsten Natur mit hohem sittlich freyem Willen zu verzichten Kraft fühlt — das wage ich nicht zu entscheiden. Aber Eins fühle ich, tiefer als je — daß nemlich alle glücklich Vermählten, alle selig Liebenden durch tägliche fromme Gebete bemüht seyn sollten, das Schicksal jener schrecklichen Prüfungen von den Häuptern der Fürstenkinder abzuwenden. — Dieß schöne Geschäft eignet sich für uns, meine theure Eulalia, für uns vor tausend Andern — und, o welche treue Unterthanen wollen wir seyn!" — Es blühte während der letzten Worte des gutherzigen Mannes ein frommes Lächeln in seinem Antlitz auf, wovon selbst die Oberhofmeisterin sich so gerührt fand, daß sie ihm die Hand reichte.

„Uebrigens (sagte sie nach einiger Zeit)

will ich nicht behaupten, daß der Mensch da, wo er keine Neigung fühlt, sich selbst eine Neigung zu geben vermöge — aber so viel bleibt doch wahr, daß er oft nur blind wählen, oft in seinen Neigungen irren muß."

„Niemals, gnädige Frau!" sagte Dagobert fest.

„Sie versprachen neulich, (fiel der Kammerherr ein) uns aus Ihren Manuskripten mit einem Beyspiele von der Untrüglichkeit des sogenannten Instinkts der Liebe zu unterhalten."

„Ich habe die Geschichte mitgenommen, (sagte Dagobert) und bitte nachher vielleicht um ein gnädiges Gehör, da die Zurückkunft des Herzogs sich noch verzögern wird."

„O schön, Dagobert! (rief Isidora in merklicher Spannung) Aber erst erklären Sie sich über Ihr vorheriges „Niemals," welches die Oberhofmeisterin mit Recht zu belächeln schien."

„Der Mensch hat ja sein Gewissen — (wandte sich Dagobert wieder zur Oberhofmeisterin) oder soll ich sagen, sein Gemüth? — Das Gewissen ist die leise, aber ewig untrügliche Stimme jenes himmlischen

Führers im Menschen, den ihm die barmherzige Gottheit für seine kleine Erdenwallfahrt mitgab. Es ist unser einziger wahrer irdischer Gott — und — so wie diese uns umgebenden herrlichen Bäume und Blütenbüsche nach jedem Winter neuergrünend unsre äußern Sinne wieder laben, so erquicklich wird nach jeder Sturm- und Leidenszeit der Trost des Gewissens von neuem in uns aufblühen. — Wie sollte denn aber das Gewissen einzig nur bey diesem heiligsten aller Triebe aufhören, uns vor jeder Täuschung zu schützen, so lange wir auf seine leisen Töne hören und reines Herzens sind? — Das Ideal unsrer Liebe steht, von Gott erbaut, in uns da. Sobald wir nun eine vollkommen reine und freudige Sehnsucht fühlen — nemlich eine Sehnsucht nach Vereinigung, bey welcher das Gewissen in gänzlichem Schweigen ruht — sogleich weissagt uns nicht allein diese Sehnsucht eine volle ewige Befriedigung, sondern selbst die Gegenliebe ist auch schon wirklich vorhanden im Gemüthe des geliebten Gegenstandes. Dieser Gegenstand komme zu uns über Berge oder Meere — sein Wegweiser heißt Gott — und die Ziffern

seiner Beglaubigungsschrift stehen in unserm Gefühl."

„Ich habe gegen diese Sätze wenig einzuwenden (sagte die Oberhofmeisterin). Aber, passen sie für unsre Welt? Gewiß, es würden, wenn man sie praktisch machen wollte, entweder die seltsamsten Bündnisse, oder gar nur höchst selten eine Ehe geschlossen werden."

„Und nie eine unglückliche!" rief die Prinzessin schnell und erröthete leise über ihre Wärme.

„Wozu auch all dieser menschliche Aufwand an Menschen, (fuhr Dagobert fort) wenn doch nur ein so unsäglich kleiner Theil von ihnen seine Bestimmung, das Glück, finden soll? Wer wagt es, über die Frage zu entscheiden, ob die Gottheit diesen Aufwand will? oder nur über die geringere Frage, ob er der Natur gemäß ist — den Gesetzen der heiligen Allverschwenderin — der heiligen Allvertilgerin — bey deren Regeln ohnehin der Mensch so oft als die einzige große Ausnahme dasteht? — Und — waren denn etwa unsere Urväter Thoren oder Bösewichter? Sie haßten ihre sogenannten Hagestolzen so gut, wie wir die unsrigen. Aber, sie wußten die-

selben aus der Gesellschaft zu vertilgen. Sie bauten heilige Mauern, milde Pflegestiftungen für das Alter, selige Freystätten für jene unselige Liebe, welcher Schicksal und menschliche Schuld entgegen waren. Dort sollte (o gewiß war das ihr reiner erster Zweck!) jeder Mensch, welcher dem höchsten Glück der Erde entsagen mußte oder wollte, sein Herz und seine Liebe reinigen, heilen und — durch Gebet, heilige Betrachtung, Predigen des Evangeliums, Krankenpflege und Kinderlehre — zur himmlischen Liebe über den Sternen, zu Gott, erheben."

Die Oberhofmeisterin meinte, das Alles sey bekanntlich längst vorüber. — Dagobert müsse aber dennoch seine Behauptung zum richtigen modernen Satze vollenden; und sie begreife nicht, wie er seine untrügliche Liebe vor den Verhältnissen von Geld und Gut, Stand und Rang und tausend andern Dingen retten wolle? — „Oder — (fuhr sie fort) die Königstochter, welche den Hirten liebt, muß also doch verzweifeln?"

„Oder, (sagte Eulalia leichthin) wie soll es werden, Dagobert, wenn der kleine Guntram der Prinzessin seine Liebe gesteht?

Oder, (fuhr sie schneller fort, als eine Purpurröthe sein Angesicht überflog) wenn nun gar der Bruder die Schwester liebt?"

Dagobert hatte, seiner hohen Bewegung ungeachtet, die Prinzessin angeblickt, welche, in geheimer Angst bebend und kaum athmend, die Augen niederschlug. Schnell ermannte er sich aber bey Eulaliens letzten Worten und sprach mit Feuer: „Noch einmal: alle diese Menschen haben ja ihr Gewissen, das nie fehlt, nie gänzlich schweigt, und nie aufhört, friedliche Resignation da zu fordern, wo Schicksal, oder Menschenschuld, oder diese beyden vereinigt, dieselbe gebieten. Bey allen strafbaren, verfehlten, ungerechten, ja unbequemen und unschicklichen Liebesbündnissen, werden stets die Theilhaber für schuldig erkannt werden müssen; denn ihre Liebe wird unwahr seyn — sie haben ihr Gewissen nur zu hören geglaubt, aber nicht gehört und seinen Warnungen keine Folge geleistet. Die edle schöne Menschenseele wird mit der göttlichen Idee der Liebe niemals jenen unreinen, flüchtigen, irdischen, ja thierischen Instinkt verwechseln, der keine Befriedigung verdient, weil er nichtswürdig

ist. — Da aber, wo das Gewissen des reinen Menschen in gänzlicher Ruhe selig und friedlich schweigt — da soll die Königstochter getrost auf ein Wunder hoffen — da, (setzte er lächelnd hinzu, und gab der erschreckenden Eulalia eine volle Lage aus seinen Flammenaugen) da darf die Prinzessin kühnlich hoffen, daß im Schatten des kleinen Guntrams ein Bild verborgen lebt, das durch eines Gottes Kraft sich zur würdigen Gestalt erheben wird. — Und, was endlich Ihre sogenannte Liebe zwischen Bruder und Schwester betrifft, mein Fräulein, so bitte ich jetzt unsre holde Gebieterin, mir die Mittheilung der vorhin erwähnten kleinen Geschichte zu vergönnen, mit welcher mich vor kurzem ein junger liebenswürdiger Franzose beschenkte, und die für mich, zwar eine Menge historischer Unwahrscheinlichkeiten, aber desto tiefere poetische Wahrheit enthält."

Dagobert zog hierauf einige Bogen hervor und las den Damen Folgendes.

Die Liebe hat Recht.

Eine Novelle.

Im Glanz der heitern Abendsonne schoß die hellblinkende Rhone freudig vorüber. An ihrem felsigen Ufer saß still in einer Rebenlaube des Schloßgartens Octavie mit Elisen. Starr blickte die erstere über den Strom hinweg in die Dunkel eines jenseits in der Tiefe sich mächtig verbreitenden Waldes, und kalt schienen ihre Blicke ein unwiederbringlich verlornes Glück in der Ferne zu betrachten. Lebendiger war das Bild der jüngern; ruhig bewegte sich jeder ihrer Athemzüge, wie der stille Aushauch eines sanften aber vollen Lebens; emsiger strickten die zarten, küßlichen Hände, während ihr Auge jetzt freundlich der eintretenden Abendkühle entgegen zu blicken schien und in abwechselnder Betrachtung, bald auf den Landschaften der unabsehbaren Ferne verweilte, bald wieder sich mitleidsvoll auf Octavien richtete.

„Beste Mutter! (sagte sie endlich, gerührt von den Bildern der abendlichen Welt) Es waltet doch ein gütiger, freundlicher Schöpfer in dieser wunderbaren Natur! Müssen nicht

mit seinen göttlichen Abbildern auch sonnige Gedanken in unser Herz dringen?"

Octavie drückte schmerzlich lächelnd ihre Hand, sah flehend zum Himmel, dann wieder in die ewig forteilende Fluth, und seufzte. — Von neuem trat die vorige Stille ein.

Zwey männliche Gestalten wurden bald darauf am jenseitigen Ufer sichtbar, in der Gegend wo die Heerstraße vorüberzog. „Mich dünkt, (sagte Elise) dort winkt Jemand sehr eifrig nach dem Kahne herüber, vielleicht ein Nothleidender auf der Reise." — Octavie schauderte im Hinblicken zusammen und rief Elisen zu, sie möge eilen. Aber indem diese zum Gestade hinablief, sahen sie schon den Schiffer hinüberfahren. Es stiegen zwey Männer mit einigem Gepäck ein. — Während ihrer Ueberfahrt behielt Elise die mütterliche Hand, welche heftig zitterte, in der ihrigen, und lehnte das stillbetende Weib an ihre Brust.

Nach einiger Zeit erschien der Fährmann nebst einem wohlgekleideten Fremden, dessen Arm in Tücher gebunden war, und einem Bedienten, der seine Sachen trug. Mit leidenden, aber doch heiter lächelnden Mienen machte der junge Mann den Damen Entschuldigun-

gen wegen seiner plötzlichen Erscheinung. Er war ein Seemann, Namens Orsan, dessen Güter gegenwärtig im Hafen von Toulon vor Anker lagen, und der auf einer Lustreise, die er zu Fuße von da nach Paris machen wollen, so eben bey einem unglücklichen Sprunge den linken Arm zerbrochen hatte, weshalb er jetzt einige Hülfe und ein Nachtlager auf diesem Schlosse suchen wollte.

Beydes ward ihm von den erschrocknen Frauen zugesichert. Elise eilte ängstlich voraus in das Schloß, weil sie dort einen geschickten Wundarzt, der wegen einer kranken Magd gerufen worden, noch zu finden hoffte. Wirklich brachte sie ihn mit. Man führte den Kranken (der seinen Unglücksfall wenig zu beachten schien) in ein bequemes Zimmer des Schlosses. Rührend war es für Octavien, als sie den ältlichen Bedienten insgeheim bittre Thränen über das Unglück seines lieben Herrn vergiessen sah. Höhere Bildung und reine, unschuldig erhaltene Menschheit sprachen aber auch aus jedem Wort und Gesichtszuge des schönen Fremden. — Der Chirurgus erklärte den Armbruch für gutartig, das Einrichten geschah ohne große Schmerzen und der

starke gesunde Seemann befand sich am andern Tage so wohl, daß er, des kleinen Wundfiebers ungeachtet, um Erlaubniß bitten ließ, den Damen bey Tische Gesellschaft leisten zu dürfen. Der Wundarzt erlaubte ihm sogar, noch heute in das nahgelegene Städtchen zu gehen, wo er ein Paar Wochen ruhig bleiben, und dann seine Fußreise in kleinen Märschen dennoch fortsetzen wollte.

Unglücksfälle bringen oft gute Menschen gar schnell einander näher. Der junge Capitain war von der menschenfreundlichen Aufnahme, die er bey der Gräfin von Montignan gefunden, so innig entzückt — und Mutter und Tochter fanden sein stilleinnehmendes Betragen so liebenswürdig, daß man beyderseits wirklich mit schwerem Herzen an die heutige Trennung dachte und das Gefühl derselben insgeheim Jedem schmerzlich vorkam, wenn gleich alle sie höchst natürlich finden mußten.

Der Fremde bat noch vor dem Abschiede Elisen, von den Fingern seiner linken Hand zwey Brillantringe vorsichtig abzunehmen, welche ihm eine unangenehme Empfindung zu verursachen schienen. Sie zog sanft und in

merklicher Angst die kostbaren Reife ab. Er überreichte diese, indem er erröthend lächelte, den Damen. „Es würde (sagte er mit unwiderstehlicher Gutmüthigkeit) mich höchst unglücklich machen, wenn Sie es versagen könnten, diese kleinen Pfänder, die mir in mehrern Lagen meines Lebens werth geworden sind, zum Andenken eines Menschen aufzubewahren, den das Gefühl ihrer freundlichen Güte bis ans Ende seines Lebens, ja bis jenseits des Grabes begleiten wird.

Elise verlor bey diesen Worten ihre Fassung so sehr, daß sie sich gegen ein Fenster wenden mußte. Octavie, welche dieß nicht bemerkte, ergriff gerührt seine Hand. „Gern wollen wir die werthen Steine zu Ihrem Andenken behalten — (sprach sie) allein nur unter der einzigen Bedingung, mein Herr, daß auch Sie von ihrer Seite uns unsre vorige Bitte gewähren, und die durch Ihren Unfall nothwendig gewordene Ruhezeit nicht in der nächsten Stadt, sondern hier auf dem Schlosse unter unserer ferneren Pflege zuzubringen versprechen.

„Gnädige Frau! (versetzte er nach einigem Bedenken) Warum sollte ich es Ihnen läng-

nen, daß die herrliche Einrichtung Ihres schönen Landsitzes, die unermeßliche Aussicht, die man aus meinem Zimmer sowohl als auf andern Punkten dieser hohen Gartenanlagen genießt — aber noch unendlich mehr Ihr eigner Werth und Ihr unaussprechlich edles Benehmen bey dem Unfall eines Fremden mich ganz bezaubert und innigst gerührt hat! Ohnehin wäre es mir unmöglich, auf meiner Rückreise an diesem werthen Hause vorüber zu gehen, ohne seine trefflichen Bewohner nochmals dankbar zu grüßen. Möge daher auch jetzt Ihr gütiger Wille geschehen — und möge die Hand des Himmels Ihre Wohlthaten belohnen, die ein ehrlicher Mann mit der reinsten Freude annimmt, wiewohl er sie niemals zu vergelten im Stande seyn wird."

„Sie sind in ein Haus gekommen, (erwiederte Octavie) das vom Schicksal seit langen Jahren zur Trauer geweiht ward. Allein wir haben uns längst daran gewöhnt, das Leben zu ertragen, und wir lieben es, über unsern Kummer schweigen zu dürfen — was wir im Voraus auch von Ihnen erbitten. Erheiterung können wir Ihnen nicht gewähren — aber das Tröstliche, was eine so schöne und

edle Sinnesart, wie uns die Ihrige erschien, auch den düstersten Umgebungen still mitzutheilen weiß, nehmen wir dankbar an."

Man nannte sich hierauf von neuem herzlich willkommen, und der Schiffsmann bezog wieder sein Zimmer.

Von dieser Stunde an wurde das Verhältniß der drey Hausgenoßen familienartig. Man sah einander ohne Zwang zu jeder Stunde des Tages. Elise machte ihren Gast mit der Einrichtung des Schlosses und den dasselbe umgebenden Anlagen bekannt. — Der Bau des großen regelmäßigen Hauses schien in Rücksicht auf Stärke für die Ewigkeit, und in Ansehung der bequemen Ordnung für den Geschmack aller Zeiten berechnet. Man konnte die innern Verzierungen und Geräthe nicht modern nennen; aber überall drückte sich nicht blos die rechtlichste Wohlhabenheit, sondern auch eine höchst rein und wohl erhaltne anständige Pracht aus, und nirgends stellte sich dem Beobachter ein schadhafter oder in Verfall gerathner Gegenstand dar. Merkwürdige Familienmeubles und sonstige Antiquitäten wurden in einem eignen Saale aufbewahrt, wo auch die Ahnenbilder des gräflichen Hau-

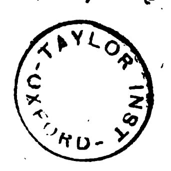
ses der Montignan hiengen. Aber selbst hier war keine unreinliche Verwirrung anzutreffen, sondern alles schien nach einem gefälligen Plane geordnet. — Die dem Schlosse angehörenden beträchtlichen Güter und Einkünfte hatte man verpachtet, und nur die um den Wohnsitz zunächst gelegenen Plantagen zum Obst-, Oel- und Weinbau, benutzte die Herrschaft selbst. — Vom Schloße herab, tief bis an die Fluthen der Rhone hatte die Natur selbst einen wunderbaren Felsengarten geschaffen, dessen reizende Lage alle jene romantischen und malerischen Partieen sehr begünstigte, die man hier, als von der Hand des letzten Besitzers angelegt, bewundern mußte. — Orsan, der viele See- und Landreisen gemacht hatte, wußte diesen seligen Aufenthalt — dessen schönste Punkte noch überdieß die herrlichsten Ansichten eines der anmuthigsten Länder des südlicheren Europa's gewährten — mit nichts in der Welt zu vergleichen. So oft er die Damen im Garten von seinen Reisen unterhielt, so oft er ihnen reizende Gegenden beschrieb, gieng er gewöhnlich zuletzt in den Ausruf über: „Aber solche milde Landschaften, solche heimische Auen und

gleichsam die seligste Ruhe athmende Fluren, wie wir hier vor uns schauen, findet man doch nirgends als in diesem beglückten Lande!“

So eifrig indessen der gute Orsan sich bemühte, die Gefühle seiner eignen Heiterkeit auch den Frauen mitzutheilen, so wenig gelang ihm dieß. Octavie blieb ewig düster, und Jedermann war so sehr an ihr trauriges, kaltes Schweigen gewöhnt, daß man im ganzen Schlosse selten ein lautes Wort, und fast nie einen Ton der Freude vernahm. Selbst aus dem Munde der Hausdienerschaft konnte Orsans Bedienter über die Gräfin nichts weiter erfahren, als daß sie eine Wittwe sey, die schon vor vielen Jahren ein geliebtes Kind, und bald nach diesem auch den Gemahl verloren habe. Bey jeder weitern Erkundigung wies man ihn zur Ruhe — denn Schweigen, war die allgemeine Loosung in diesem dumpfstillen Hause. Zuweilen stand zwar der Capitain im Begriffe, sich von Elison, deren Empfindungen im Aeussern mehr ein freundliches Mitleiden als eigentliche Trauer ausdrückten, über die Geschichte des Hauses Aufschluß zu erbitten — und wirklich hatte das zarte Verhältniß zwischen ihr und ihm mit je-

dem Tage mehr an Vertrauen und Innigkeit zugenommen, da sie oft ganze Stunden lange im Garten allein zusammen lebten. Aber eine gewisse Beklommenheit war auch an ihr stets merklich, sobald er im Gespräche sich dem Gegenstande zu nähern suchte, dessen Berührung die Gräfin doch ausdrücklich verbeten hatte, als sie ihn zum längern Aufenthalt in ihrem Hause so gastfreundlich einlud.

Lange beobachtete er ein bescheidenes Schweigen, wenn gleich seine Empfindungen hierüber mit jedem Tage unruhiger und peinlicher wurden. Einst aber, als er gegen Abend mit Elisen wieder traulich vor derselben Rebenlaube stand, in der ihr liebliches Bild ihm zuerst erschienen war, und das zärtliche Mädchen ihm so entscheidende Beweise ihrer Neigung gab, daß sie sogar mit schüchternem Erröthen und bebenden Lippen das entzückende Geständniß auszusprechen wagte, „ihr Leben habe durch seinen freundschaftlichen Anspruch einen neuen und höhern Werth erhalten“ — da konnte der feurige Mensch nicht länger Herr über seine Gefühle bleiben. Die frohe Entdeckung, daß seine heisse Liebe, die er vom ersten Augenblick ihres Zusammen-



treffens an für Elisen gefühlt, mit so kindlich offner Herzlichkeit erwiedert werde, ließ ihn alles Uebrige vergessen, ausser dem einzigen, schrecklichen Gedanken: Sie sind zwey Unglückliche! — Er faßte lebhaft ihre Hand und rief aus: „Nein, es ist unmöglich, daß ich länger in einem Hause verweile, wo man mir Leben und Gesundheit wieder gab, wo man mir die Blüten des köstlichsten Lebens darreicht, ohne meinem Herzen einige Theilnahme an jenem Kummer zu gestatten, der die besten Menschen auf dieser Erde niederdrückt!“

Elise vergoß bey diesen Worten, (in welchen ihr liebendes Herz einen sehr gerechten Vorwurf zu finden glaubte) unaussprechlich milde Thränen. „Es ist wahr, (sagte sie) Ihre Freundschaft hätte schon längst durch unser volles Vertrauen erwiedert werden müssen. Verzeihen Sie einer Mutter, der auf Erden nicht mehr zu helfen ist — der Mutter eines liebenswürdigen Knaben, den sie einst auf die traurigste Art verlor, der vielleicht den kläglichsten Tod erlitt, vielleicht noch heute im tiefsten Elende die Welt durchirrt, und dessen Verlust auch den Tod ihres geliebten

Gatten nach sich zog! Verzeihen Sie einem Mädchen, die beyde nicht kannte, aber — ja ich will die Mutter mit den heissesten Bitten und Thränen bestürmen, daß sie noch heute ein so edles, theilnehmendes Herz zum neuen Genossen unsers Kummers weihe — was sie schon seit vielen Jahren nicht mehr zu thun gewagt hat. Ja, theurer Mann, augenblicklich gehe ich zu ihr!"

Orsan war über ihrer Rede in tiefes Nachdenken versunken und schien jetzt aus einem Traume zu erwachen. „Sagen Sie ihr, (rief er aus) daß jede Mittheilung zwischen guten Menschen schon an sich beseligend ist. Vergessen Sie besonders nicht, ihr zu Gemüth zu führen, daß wir bey allen wichtigen Ereignissen des Lebens auch die kleinsten Fingerzeige von dem nicht verschmähen dürfen, was der Thor den Zufall nennt, und worin der Fromme ewig nur die alles leitende Hand Gottes erkennt und verehrt — — Denn, gutes Fräulein, eine höchst seltsame Geschichte, deren ich mich in diesem Augenblick erinnere, mahnt meine Seele laut, in solche dringenden Bitten auszubrechen."

Sie sah, wie sein Auge in der schönen

Gluth hülfreicher Menschen aufwärts strahlte, und tiefbewegt verließ ihn das Mädchen mit einem zärtlichen Händedruck, um der Mutter Vorstellungen zu thun.“

Nach einer halben Stunde erschienen Mutter und Tochter in der Laube, wo sie den Capitain noch immer fanden, welcher mit starren Blicken in die Landschaft hinausschaute. Er hob die Hand der trauernden Mutter an sein Herz und bat in den Ausdrücken einer kindlichen Neigung, ihm jene zudringlichen Aeußerungen zu verzeihen, ohne welche er unmöglich noch länger unter ihrem freundlichen Dache hätte leben können.

„Es sind nicht Thränen des Schmerzes, (sagte Octavie) die Sie jetzt in meinen Augen sehen — ach, der Schmerz hat, wie ein langer Winter, die Quellen meiner Augen gehärtet — nein, es sind Thränen einer milden Rührung über die unaussprechliche Güte eines Mannes, zu dem die Freundschaft schon bey'm ersten Anblicke mein ganzes Herz hinzog, und der mit so seltner Sehnsucht nach Theilnahme an meinen Leiden strebt, daß ich mich recht im Innern dadurch erleichtert fühle. Sie sollen alles wissen, mitleidiger Mensch —

Sie

Sie sollen mit uns trauern, und Sie werden durch das Erfreuliche Ihrer Erscheinung, unsern Kummer selbst vermindern, ja einen Theil desselben mit sich fort über Berge und Thäler nehmen. — Und so hören Sie denn!"

„Ich habe die irdische Glückseligkeit in ihrem reichsten Maaße gekannt. Drum fühle ich nun das Leiden tiefer als Andere. — Unbeschreiblich froh und selig lebte ich einst hier an der Seite eines zärtlich geliebten und zärtlich liebenden Gatten. Ein Sohn ward uns — ach, mein Herr, ein Sohn, der an Schönheit und Güte mehr einem Engel als einem Kinde der Erde glich! Mit welcher Freude ruhten unsre Augen auf ihm — in welcher hohen Wonne hielten wir täglich den holden Liebling einander entgegen! — Im sechsten Jahre sahen wir seine Menschheit schon weit herrlicher entwickelt, als man sonst bey einem zehnjährigen Knaben erwarten darf. Seine freundliche und tiefe Herzensgüte machte ihn schon damals im ganzen Umkreise zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung und Liebe — ach, er war beydes, zu schön und zu gut für diese Welt!"

„Wir entdeckten um jene Zeit an unserm

Sohn eine besonders lebhafte Neigung, dort auf jener schönen Wiese, die jenseits der Rhone am Walde hinzieht, sich zu lagern, an ihren höchst mannichfaltigen Kräuter- und Blumenarten Unterhaltung zu suchen, und im Waldschatten zu spielen. Da mein Gemahl selbst jenen Platz vor andern liebte, so war es auch seine größte Lust, dem Kinde fast jeden Nachmittag dieses Vergnügen zu gewähren. Vater und Sohn fuhren oft ganz allein über den Strom. Gewöhnlich begleitete ich sie. Zuweilen, wenn dieß nicht thunlich war, saß ich hier in der Laube und nahm aus der Ferne Theil an ihren Spielen, oder ich blickte wenigstens aus dem Schlosse von Stunde zu Stunde sehnsuchtsvoll zu meinen Lieben hinüber. Jedes Wiedersehn am Abend war ein neues Fest unsrer Zärtlichkeit."

„Einst nöthigten mich häusliche Geschäfte, im Schlosse zurückzubleiben. Mein Mann, dem dieses unangenehm war, bot alles auf, um meine Hindernisse zu beseitigen, und schlug endlich, da es nicht gelingen wollte, dem Kleinen vor, heute lieber ganz von der Lustfahrt abzustehen und den schönen Nachmittag im Garten zuzubringen, da jenes Vergnügen

morgen in der Gesellschaft der Mutter desto grösser seyn werde. Das gute Kind ergab sich mit der gewohnten Willigkeit dem Befehl des Vaters — aber desto eifriger bestand ich selbst nun auf der Lustfahrt. Auch gelang es mir endlich, Vater und Sohn wieder dazu geneigt zu machen. Aber mein Gemahl trennte sich heute in einer gewissen schmerzhaften Empfindung von mir, und das Kind fiel mir bey'm Abschiede weinend um den Hals — was indessen öfters geschah, sobald es nemlich irgend eine Freude, ohne die Theilnahme der Eltern daran, genießen sollte."

„Wenige Minuten nach der Entfernung beyder überfiel mich eine tiefe Schwermuth, von der ich mir schlechterdings keine Ursache anzugeben wußte. Sie wuchs aber so schnell zur fürchterlichsten Angst des Herzens, daß ich die Ahndung irgend einer unglücklichen Begebenheit in mir zu entdecken glaubte, und daher in mächtiger Unruhe hinaus auf die oberste Terrasse lief, um nach den zwey Geliebten zu schauen. Eben landeten sie drüben bey der bunten Au; der Knabe sprang fröhlich ans Ufer, bückte sich nach seinen Blumen, haschte nach seinen Schmetterlingen, und bald

zog ihn, wie es schien, einer dieser Gegenstände nach dem Walde fort. Indem seine Gestalt im hellrothen Kleidchen zwischen den Bäumen allmählig sich verdunkelte und langsam verschwand, fiel die Sehnsucht nach dem Knaben mir wie Zentnerlast aufs Herz. Mir war, als säh' ich ihn nun ewig, ewig nicht wieder. Ich wollte sogar schreyen und konnte vor Schrecken nicht; denn in diesem Augenblicke bemerkte ich, daß mein Gemahl noch immer im Kahne stand und sich mit der Befestigung desselben vergebens bemühte — und ach, jetzt trieb ihn der Strom etwas weiter abwärts von der Landungsstelle!"

„Bis ich hinab ans Gestade lief, und mit dem Fährmanne zu meinem Gemahl gelangte, den wir schon aus seinem Kahne laut nach dem Kinde rufen hörten — bis wir endlich alle drey landen und im Walde rufen und suchen konnten — war schon eine halbe Stunde verlaufen. — O lassen Sie mich kurz seyn! Alles Suchen von uns, von den Landleuten der weiten Gegend, von allen Menschen, war vergebens — jede Nachforschung in öffentlichen Blättern, vergebens!"

„Hätten wir ihn im Strome versinken

sehen — wären wir jemals zu der Felsenschlucht gekommen, in die er stürzte — wüßte ich sein Grab zu finden, oder den Ort, wo seine unbegrabenen Gebeine modern — ach, hätte mir nur das wilde Thier, das ihn würgte, den bluttriefenden Rachen noch gezeigt — dann könnte ich jetzt zufrieden seyn und rasten in stillem Schmerz. Aber — o Gott — — dort sah ich ihn spielen — zwischen jenen zwey Eichbäumen, die sich so traurig gegen einander zu neigen scheinen, dort verschwand unter süßen Scherzen mein Kind, mein schöner Sohn — und niemand hat je seine Spur wieder erkannt — und wir haben ihn niemals wieder gesehen!"

„Kummer und innere Vorwürfe über den ungeheuern Verlust tödteten schon wenige Monate nachher meinen Gemahl. — Der Schmerz, den ich nun fünfzehn Jahre lang trage, kam damals zu den heftigsten Ausbrüchen. Ich lag ganze Nächte lang auf des Gatten Grabe. Von ihm aus drang mein Geschrey über den Strom hin nach dem Verlornen. Mit dem Gelispel des Frühlings mischten sich meine Seufzer, die Sommernächte waren von meinen Klagen erfüllt; und laut heulte ich in

die Winterstürme der Rhone hinab. Ach, es giebt nichts so ungeheures, als diese fürchterliche Ungewißheit!"

„Die Zeit ließ mir meinen Kummer. Aber ihr ewig gleich forthallender Ton hat alle leisen Klagen meiner Seele hinabgedrückt in die Tiefe des Schweigens. — O mein Robert!"

Der Capitain hatte bisher mitleidig zugehört. Er machte jetzt auf einmal eine schmerzhafte Bewegung nach dem kranken Arme und verließ eilig die Damen. Erschrocken boten diese ihm ihre Hülfe an. „Es wird von keiner Bedeutung seyn — (sagte er unruhig) auch sehe ich dort schon meinen Bedienten — ich hoffe bald wieder zurück zu kommen."

Sein Gang schien unsicher. „O lassen Sie uns ihm nachfolgen, beste Mutter — (rief Elise) gewiß ist sein Verband aufgegangen, und der Arm von neuem zerbrochen!" — Die Mutter suchte sie zu beruhigen und war der Meinung, man müsse zurückbleiben, da er ausdrücklich hierum gebeten habe. „Nein, nein, (schrie das Mädchen in hohem Affekt, indem sie die Hände rang) ich muß ihm nach, dem Armen, dem

Herrlichen, dem besten aller Menschen!" Sie wollte fort, aber Octavie hielt sie zurück und betrachtete überrascht und aufmerksam ihr leidenschaftliches Gesicht. Sie konnte sich nicht fassen, und ihre Angst über den Unfall des theuren Mannes wuchs von Minute zu Minute so sehr, daß die Mutter sich endlich entschloß, selbst nach dem Capitain zu sehen. Heimlich erschreckend über die bisher noch nicht geahndete Neigung Elisens gieng sie fort. Aber eben sandte ihnen Orsan schon den Bedienten zurück, mit der Nachricht, sein Verband habe sich allerdings durch eine zu lebhafte ungeschickte Bewegung verrückt — aber alles sey ohne die geringste Beschädigung des Armes abgegangen, und er werde diesen Abend bey dem Essen erscheinen.

Das geängstete Mädchen eilte fort, durchstreifte die Gärten und ließ sich nicht eher wieder vor Octavien sehen, bis die Nacht einbrach und das Abendbrod aufgetragen ward. Ihr Gast hatte während dessen mehrere Briefe durch einen Expressen auf die nächste Post abgeschickt. Er behauptete, vollkommen wohl zu seyn. Aber sein Aussehen war ein wenig blaß.

Nach Tische nahm der Capitain sogleich das Wort und wandte sich mit einiger Feyerlichkeit an die trauernde Mutter. „Wenn ich Ihnen jetzt eine gewisse Geschichte werde mitgetheilt haben, (sagte er) so werden Sie, verehrte Frau, mit mir Gottes Fürsehung inniger und dankbarer als je preisen; und Gottes Hand allein ist es, die Ihnen einen Menschen zuführte — vielleicht den Einzigen auf Erden — der Ihnen einige Hoffnung, ja selbst Wahrscheinlichkeit darüber zu geben vermag, daß Ihr geliebtes Kind schwerlich im Reiche der Schatten wandelt, sondern vielleicht noch irgendwo auf dieser Erde wirklich lebt.“

Octavie blickte ihn starr an. Elise machte eine bange und schmerzhafte Bewegung nach ihm, und setzte sich dann weinend zur Mutter hin. Er selbst verbarg seine tiefe Rührung nicht.

„O Mann! (rief die Mutter) Wenn wir Sie beym Worte hielten — seyn Sie nicht grausam!“

„Statt alles weitläufigen Erzählens, (fiel er ein) will ich Ihnen einstweilen den Aufsatz eines Freundes vorlesen, der, ein Seemann wie ich, auf vielen Reisen mein Begleiter war.

Er enthält einige seiner Lebensumstände, die — o wie wunderbar! — vielleicht Niemanden außer mir bekannt wurden. Die Mittheilung desselben soll ihnen ein neues und ganz eignes Beyspiel von dem wunderbaren Laufe menschlicher Schicksale gewähren."

Bey diesen Worten zog Orsan einige Blätter hervor und las Folgendes.

„Es war auf dem Verdeck eines schönen großen Schiffes, mitten in offner See, wo ich, von der hellen Sonne angestrahlt, mir zum erstenmal deutlich meines Lebens bewußt ward, und, indem ich zwischen Polstern oder Betten da saß, einen leise dröhnenden, aber gleichsam gewohnten Schmerz am Kopfe empfand, den einige um mich beschäftigte Menschen mir zu verursachen schienen. — Vielleicht habe ich nach diesem Verband wieder auf lange Zeit mein Bewußtseyn verloren. — Das zweyte Erwachen meiner Seele, dessen ich mich zu erinnern vermag, war die deutliche Empfindung vom Lärm eines Seesturms. — Zum völligen Bewußtseyn aber kam ich in dem Hospitale zu Triest, wo mein Körper seine volle Gesundheit wieder erlangte. — So bald ich im Stande war, den Aufseher zu verstehen,

der ein Deutscher war, übergab mir dieser rechtschaffene Mann ein Paket mit Kleidern, wobey ein besonders feiner Knabenanzug war, den ich aber, als ich ihn anzuziehen versuchte, schon zu enge für mich fand. Der Aufseher schätzte mein Alter auf acht Jahre, und er glaubte, daß ich jenem Kleide etwa seit einem Jahre möge entwachsen seyn. Dieses Bündel mit unbedeutenden Kleidungsstücken war alles, was ich besaß. Ein Passagier, der mit einem englischen Schiffe gelandet war, hatte mich nebst jenem Paket im Hospitale niedergelegt, und dabey eine Anweisung auf eine bedeutende Summe bey einem dortigen Banquier verschafft, um damit die Kosten meiner Pflege bis zur völligen Genesung zu decken. Er war hierauf nach Venedig abgereist, um Geschäfte zu machen, und hatte mich binnen vier Wochen wieder abholen und nach Sicilien mitnehmen wollen. Allein das kleine Schiff, welches ihn nach Venedig führen sollte, war gleich nach seinem Auslaufen im Angesicht des Hafens auf gräßliche Art gestrandet und mit Mann und Maus gesunken. — Mein Pfleger, der mich nicht in das eigentliche Hospital gebracht, sondern der Privatsorge des Aufsehers

übergeben hatte, schien ein Franzose; wenigstens verstand er die deutsche Sprache nicht. Weiter wußte der Aufseher nichts von ihm zu sagen. Er glaubte, ich sey der Sohn dieses Ertrunknen, und über meine Krankheit hatte ihm der Schiffschirurgus nur die kurze Erläuterung gegeben, ich sey auf dem Schiffe von einer Strickleiter herabgestürzt, und darauf dreymal trepanirt worden. — Ich selbst hatte jede Erinnerung aus meinem vorigen Leben völlig verloren — das köstliche Gedächtniß war verschwunden, welches den ganzen Reichthum meiner Jugend enthielt. — Ein halbes Jahr lang, während dessen sich noch einige Körperschwäche zeigte, erwartete ich vergebens die Rückkehr meiner Erinnerungen. Ich fand aber diese Zeit über, daß mir die Erlernung einiger lebenden Sprachen, besonders der französischen, äußerst leicht ward, und mein Geist zeigte überhaupt ungemein viele Fassungskraft, worüber mein Pflegvater oft erstaunte, und woraus wir auf die Trefflichkeit meiner vormaligen Erziehung schloßen. Kein menschlicher Ton oder Schriftzug war mir bekannt; und doch fand ich mich bald mit allem Menschlichen innig vertraut. — Der gute Aufseher,

der auch dann noch für seines Pflegesohnes Nahrung und Unterricht sorgte, als das zu meiner Cur deponirte Geld schon längst verzehrt war, empfahl mich nun, da einmal die See mein Element zu seyn schien, einem seiner Freunde, der ein sehr reicher Schiffer war, und dessen redliche Bemühung um mich, den ersten Grund zu der Erwerbung meiner nachherigen, durch verschiedene Seereisen ziemlich frühe bedeutend angewachsenen Glücksgüter gelegt hat." —

„Dieß ist alles, (fuhr jetzt der Capitain fort, indem er die Blätter zusammenlegte) was ich Ihnen vor der Hand aus den Papieren meines Freundes hierüber mitzutheilen vermag. Um weitere Nachrichten habe ich bereits heute gebeten. Sie können in Kurzem hier eintreffen. — Ein Hauptumstand aber ist dieser: Mein Freund wußte sich zwar niemals ein bestimmtes Vaterland anzueignen; doch bemerkte er, außer seiner vorzüglichen Empfänglichkeit für die französische Sprache, daß, so oft er auf seinen Seereisen an den Mündungen der Rhone vorüber fuhr, ihn stets eine gewisse Sehnsucht anwandelte. Sobald er sich diesen holden Gestaden näherte,

hob sich sein Herz schneller, er mußte Stunden lange mit süßer Wehmuth hinüber blicken — wie uns zuweilen ein sonderbar gestaltetes Gebirge oder eine tiefe Landschaft plötzlich heimisch erscheint — ja er glaubte einigemal auf seiner Vorüberfahrt ferne anmuthige Töne und süßwinkende Bilder von den freundlichen Ufern her wahrzunehmen — und immer beschloß er dann, dieses entzückende Land einst noch zu bereisen, sobald der Plan seines Lebens es gestatten werde."

Welche Bewegungen diese Worte des Capitains in dem mütterlichen und schwesterlichen Herzen erregten, das läßt sich nur fühlen, aber nicht beschreiben. Man bestürmte Orsan mit den lebhaftesten und seltsamsten Fragen, deren Beantwortung er aber ablehnen mußte. „Warum sollte ich (sagte er) einer so hohen, würdigen Seele Etwas noch wahrscheinlicher zu machen streben, als es ohnehin schon ist — ach, Etwas, das dennoch vielleicht bald wieder in ein trauriges Nichts zerrinnen muß?" — Uebrigens gab er den Frauen zu bemerken, daß der Freund, dessen Geschichte er ihnen jetzt mitgetheilt, keinesweges derselbe sey, den er für den Sohn des Hauses halte; sondern

dieser sey ein ganz anderer, der aber eine in anderer Rücksicht eben so wunderbare Geschichte erlebt habe. — Er bat sie sogar, ihm die Beschreibung der Kleider, welche das verlorne Kind an jenem Tage getragen, zu verschweigen, damit aller Betrug unmöglich werde. Drauf beschwur er die Frauen, sich zu beruhigen, bis er im Stande sey, ihnen nähern Bescheid zu geben. Und so trat denn das vorige tiefe Schweigen zwischen ihnen von neuem ein.

Orsan hatte den Damen, in jenem angeblichen Aufsatze seines Freundes, keine fremde, sondern seine eigne Geschichte vorgelesen. Er selbst war eigentlich jenes unglückliche in Triest zum ersten Bewußtseyn gekommne Kind. Er glaubte aber diesen und noch einen andern Hauptumstand verschweigen zu müssen, um nicht ihre Vermuthungen etwa auf seine eigne Person zu lenken, die doch nach seiner Ueberzeugung hier ganz außer dem Spiele bleiben mußte. Bald nach seiner Wiederherstellung in Triest war nemlich ein Mann, in Begleitung eines Knaben, der beynahe Orsans Alter hatte, bey dem Hospitalaufseher erschienen. Die auffallenden Gesichtszüge die-

ses Mannes erinnerte sich der Aufseher unter jenen Männern bemerkt zu haben, welche vorher den kranken Orsan in das Hospital gebracht hätten. Dieser Mensch hatte sich durch Zeugnisse darüber legitimirt, daß er den mit sich führenden Knaben vor längerer Zeit hart verwundet in einem Walde an der französischen Küste unter den Händen einiger Seeräuber gefunden und befreyt habe. Hierauf hatte er gebeten, man möge ihm ein gewisses hellrothes Kleid, welches sich unter Orsans Sachen befinden müsse, wieder geben, da es nicht diesem, sondern seinem Knaben gehöre, und dasselbe sey, worin er diesen an der Küste von Frankreich gerettet habe. Er beschrieb den Anzug so genau, und alle seine Angaben waren so bestimmt, daß man nicht weiter daran zweifeln konnte, er habe sich mit Orsan auf demselben englischen Schiffe befunden, und beym Ausschiffen in Triest müsse eine Verwechslung vorgegangen seyn. Durch diesen Umstand bekam nun Orsan ein anderes Kleid, das schlechter und blau war, und zwar ebenfalls für seine Statur nicht völlig paßte, aber doch gegen sein voriges angenommen ward, da dieses dem fremden Knaben

wirklich zu passen schien. Orsan erinnerte sich zwar weder der Gesichtszüge des Pflegevaters noch des Kleinen; aber jener erläuterte, daß das englische Schiff ihn erst in Neapel aufgenommen habe, worauf dann gleich nach der Abfahrt Orsan von der Strickleiter gestürzt sey. Von Orsans Vater oder Pflegevater wußte er nur den Namen zu sagen; und daß er ein Kaufmann gewesen sey, der sich auf dem Schiffe immer sehr düster und verschlossen betragen habe. — Der Kleine aber bezeigte bey'm ersten Anblick Orsans sogleich eine herzliche Freude, da er auf dem Schiffe den Kranken sehr oft gesehen, mit ihm gespielt und eine so innige Neigung zu dem leidenden Kinde gefaßt hatte, daß er sich jetzt nur unter den bittersten Thränen wieder von ihm trennen konnte.

Mehrere Jahre nachher fand Orsan unvermuthet diesen jungen Menschen, der sich Soligny nannte, in Newyork wieder, wo er bereits ansehnliche Geschäfte machte. Sie traten in nähere Bekanntschaft, die sich in der Folge zur innigsten Freundschaft erhob. Keiner hatte indessen über seine Herkunft einigen Aufschluß erhalten. Beyde waren aber

vom

vom Glücke sehr begünstiget worden, und Jeder führte auf allen seinen Reisen den kleinen Anzug beständig mit sich, der allein ihn vielleicht einst noch in die Arme seiner Angehörigen leiten konnte. — Soligny (dessen frühere Geschichte mit Orsans Begebenheit manche Aehnlichkeiten hatte, die aber nicht hieher gehören) war gleich nach ihrem ersten Begegnen in Triest, mit seinem Retter nach Frankreich zurück geschifft. Allein auf dem Wege hatte er das neue Unglück gehabt, bey einer kleinen Affaire mit einem Caper plötzlich seinen Pflegevater durch einen unglücklichen Schuß zu verlieren; und so stand er denn ebenfalls völlig vereinzelt da und konnte nur für ein Mitglied der Menschheit im Ganzen angesehen werden.

Dieser Freund nun war es, welchem Orsan, da er ihn gegenwärtig in Bordeaux vermuthete, schleunig die gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte; denn Orsan war erst vor wenigen Wochen von einer langen Reise aus Westindien nach Europa zurückgekehrt und in Toulon gelandet, um endlich die längstgewünschte Landreise zu machen.

Es war wohl natürlich, daß zuweilen der

und heilige Scheu. Sie konnte seine Mutter seyn — sie war es — denn sie mußte es durch die Geliebte werden. Aber Elise — seine Schwester? Sie, aus deren leisesten Zügen und Bewegungen ihn überall die brennendste Liebe zur süssen ewigen Vereinigung so himmlisch lockte *)? Sie, deren Fingerspitzen durch ohngefähre Berührung plötzlich alle Pulse seines Herzens in die Doppelschläge eines seligen Erschreckens umwandelten? Deren verlangende Lippen einst im schnell erröthenden Angesichte so süß erzitterten, als das zärtliche Mädchen die Kraft seines entblößten Armes unter den Händen des Wundarztes schaute? deren Auge in jedem neuen Wechselblick sich mit dem seinigen in der geheimen Sprache des Sehnens, der verschämten Wünsche, ja der reinsten und innigsten Geschlechtslust zu unterreden schien? — War wohl hier irgend eine Spur von prosaischer Freundschaft, von der ewigen Körperschen der Blutsverwandtschaft

*) Es versteht sich von selbst, daß unser Erzähler hier die Worte der Geschichte oft abändern und der Beschaffenheit seiner Zuhörer anpassen mußte. Wir aber geben das Manuskript so, wie wir es fanden.

zu erblicken? War nicht hier der Sittlichkeit alles so unschuldigfremd, und der Liebe alles so heimathlich und hochbegehrlich? Konnte das sittenbegabte Gemüth der Menschheit lügen — das gottentsprossene Gewissen schweigen? Konnte die Liebe Unrecht haben? — Er lachte zuweilen, wie verächtlich, laut auf, wenn ein solcher Gedanke sich aus den Nebeln der Ahndung in seiner Seele zu bilden drohte — und immer ward er dann am fröhlichsten und wiegte sich stolz und selig auf den Blütenzweigen einer schönen unzerstörlichen Sicherheit seines eignen Gemüths.

Elise erkrankte ihm gegenüber sichtbar an der zarten Wunde, die ihre überraschte Jugend im Streit mit der Liebe empfangen und nun auf ewig zu tragen hatte. Die besorgte Mutter that alles Mögliche, um sich ihr Vertrauen zu erhalten, welches sie bis zum Augenblick der Erscheinung des Geliebten unumschränkt besaß, das aber jetzt auf einmal gänzlich verschwunden war. Bey jeder liebevollen, leisen Einleitung Octaviens in die Geschichte ihres neulichen Betragens, glühte das Mädchen augenblicklich in heller Schamröthe auf, beschwur sie, an ihrer kindlichen Liebe

so wenig als sonst zu zweifeln, aber nur jetzt nicht weiter von dieser Sache zu reden — fiel endlich vor ihr auf die Knie, das weinende Angesicht in ihrem Schooße bergend, und um Nachsicht mit ihrer Schwäche bittend, und entfloh zuletzt ängstlich in die tiefste Einsamkeit des Gartens, um dort dem holden Freunde von neuem zu begegnen und durch seinen theuren Anblick die sehnsüchtige Seele noch tiefer zu verwunden.

Einst saß das Mädchen still unter Blumen des Stromgestades da, schmerzlich hinablächelnd mit den schwärmerischen Lippen, und die liebeheissen Blicke labend am wallenden Silberschaum in den Brandungen der Rhone. — Drüben stand melancholisch die Mutter mit dem Freunde unter jenem trauernden Eichenpaare, dessen Dunkel einst den theuren Sohn auf immer verschlungen hatte. Jede Stelle dieser reizenden Waldauen war jetzt ein Lieblingsplätzchen des Capitains geworden. Fast alle Zeit, die er nicht mit Elisen verleben konnte, brachte er dort zu — dort, wohin noch heute alle Blicke und Wünsche dieser guten Menschen gerichtet waren — wo sie in ihre Heimath zu blicken wähnten — von wo

aus sie täglich gleichsam die Rückkehr ihres verlornen Lebensglücks zu erwarten schienen — und wohin stets das zärtliche Mädchen aus Garten und Schloß dem Geliebten viel tausend zarte Grüße in Blicken und Winken zusandte, wenn ihr der Zwang seine Nähe versagte.

Jetzt brach der Abend ein, und Orsan trat seine Rückfahrt mit der Mutter an. Der volle Strom schien ruhiger als sonst zu fliessen, und Elise, die in der Nähe der Landungsstelle saß, unterschied einige Töne der redenden Mutter, die ihr eine höchstseltne und frohe Erscheinung waren. Schon näher den Schiffenden glaubte sie zweymal den Klang ihres eignen Namens zu vernehmen, und kurz vor dem Landen hörte sie Octavien die Worte sagen: „Er hatte blaue Augen.“ — Die Mutter trat ans Land. Sie hatte mild geweint und schloß jezt Elisen mit voller Zärtlichkeit an ihr Herz, blieb auch den Rest des Abends, zwar stille, wie immer, aber viel heiterer als sonst. Sie hatte sich heute zum erstenmal wieder recht von Herzen ausweinen können, und dankte Gott dafür.

Des andern Morgens traf Orsan die

Freundin bey der Rebenlaube. Sie schien heute ängstlich, und ward es noch mehr, wie sie auch ihn so starr vor sich niederblicken sah. — Die Nennung ihres Namens in seinem gestrigen Gespräche mit der Mutter hatte das Mädchen — und die „blauen Augen des Verlornen“ hatten ihren Freund in jenem Gespräche beunruhigt. Erst Abends auf seinem Zimmer war es ihm mit ganzer Schwere aufs Herz gefallen, daß Soligny auch als Kind niemals blaue Augen gehabt hatte. Er selbst hingegen war, wie ihm sein Pfleger in Triest als denkwürdig mitgetheilt hatte, wirklich mit schönen blauen Augen in das Hospital gekommen, die sich aber während seiner Cur völlig geändert und ganz verdunkelt hatten.

Die möglichen Resultate, welche diese neue Entdeckung zur Folge haben konnte, liessen sein Herz zum erstenmal heftig vor dem Gedanken erzittern, daß er dennoch vielleicht der Sohn des Hauses sey! — Ein anderes Ereigniß spannte noch überdieß seine Erwartung auf das Aeusserste. Er hatte diesen Morgen beym Durchblättern älterer Journale eine Auffoderung gelesen, worin, schon seit vorigem Jahre, der Kaufmann Soligny in

Bordeaux seinen Freund, den Schiffsherrn Orsan, bat, sich sogleich bey seiner Wiederankunft auf dem festen Lande zu ihm zu begeben, weil er ihm Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe." — So bestürmt und umgetrieben von den widersprechendsten Gefühlen, stand er jetzt vor der Geliebten da, die während seines langen Schweigens heftig zu zittern begann.

„Ach mein Freund — (flüsterte endlich ihr bebender Mund) mein Herz sagt es mir laut, daß es mit uns allen nicht mehr so ist, wie gestern!"

„O meine theure Elise, was haben Sie mir zu sagen!" sprach der Geängstete mit abgewandtem Antlitz.

„Nur eine einzige Frage habe ich zu thun! (fieng sie leise an.) Sagen Sie mir, ist dieser Verlorne, den Gott durch Ihre Hand uns wiederschenken wird — ach, wir haben zwar einander gelobt, nicht von diesem Verlornen zu reden — aber ich beschwöre Sie, mir zu sagen, ob er Ihr wahrer und inniger Freund ist?"

„Er ist Gottes Freund, (sprach Orsan feyerlich, indem er die Hand auf das redliche

scheinlich, daß jener Mann doch wohl ein Betrüger gewesen seyn mußte, welcher — sey es aus Eigennutz, oder aus Liebe für den kleinen Soligny — die damals ihm vielleicht zu Gesicht gekommenen Anzeigen und Versprechungen in den öffentlichen Blättern, mit Gelegenheit und Zeit hatte benutzen wollen. Soligny hatte auch, wie er jetzt selbst gestand, in Triest nur auf Ueberredung und Befehl seines Retters, und nicht aus eigner Ueberzeugung, vielmehr mit bittern Thränen das rothe Kleidchen gegen sein eignes angenommen und sich nachher vorgesetzt, mit Orsan in lebenslänglicher Verbindung zu bleiben. Soligny hatte also doch aus Dankbarkeit mehr verschwiegen, als die Freundschaft erlaubte. — Kurz, es blieb kein Zweifel mehr übrig — Orsan war der verlorne Montignan.

Lange saß der erschreckte Mensch, kraftlos an die Wand der Laube gelehnt, in wildem Kampfe da. Jetzt zog ihn die gewaltige Natur fort in die Arme der Mutter — jetzt sah er wieder vor dem umdunkelten Auge, die Schwester, wie sie, tödtlich getroffen von der ungeheuern Entdeckung, niedersank — bald

klangen ihm die ersten Segnungen der Erzeugerin süß wie Lautentöne ins Herz — bald sah er sich, fliehend vor ihrem entsetzlichen Fluch, in menschenleeren Wüsten umherirren. — „Gott! (rief er wie ein Verzweifelnder aus) Großer, schrecklicher Führer der Weltereignisse! Wie reich und arm, wie selig und elend, lässest Du oft im Raum eines einzigen Augenblicks das edelste Deiner irdischen Geschöpfe werden! — Aber ach, was ist denn dieses stolze Geschöpf — dieser Mensch, dessen Herrlichkeit ich während meines halben Lebens so sehr bewunderte — der mir durch sein heiliges, in schöner Menschenbildung entwickeltes Gemüth und Gewissen wie ein halber Gott erschien — den ich im sichern Besitze von jeder augenblicklichen Ahndung des Rechten oder Bösen glaubte? Was hat er nun vor den Thieren weiter zu gut, als daß er ihre klügste Gattung ausmacht? Ach, so wären also dennoch jene schrecklich romantischen Geschichten wahr, deren Dichter ich immer als schlecht, gemein und ungebildet belächelte und schalt, wenn sie schöne Geschwisterseelen in unnatürlich aufflammender Liebe zu einander, entbrennen ließen? Ist der

Mensch so unbegabt und arm an jeder göttlichen Ahndung der Sitte und seiner eigentlichen geschlechtlichen Verhältnisse, die doch Gott selbst geheiligt hat? Muß ich ihn dem erbärmlichen Hunde vergleichen, der nicht Mutter, noch Schwester noch Tochter kennt? — Ist nicht der Elende, der frey im Inceste lebt, eben so würdig, als der sittlich Schöne, der nur ein wenig darüber erschrickt — und ist nicht dieser eben so nichtswürdig und unglücklich und thierisch, als Jener? Beyde haben ja nichts von jener heiligen Stimme in sich — von jenem Letzten, Einzigen, das ich im Gemüthe des Menschen noch allein vom Ebenbilde der Gottheit übrig und gerettet glaubte — unter dessen himmlischer Leitung ich selbst mein sittliches Leben so sicher wähnte! — Großer Gott, ich liebe sie noch in diesem Augenblicke heißer, als jemals! — Und sie?" — —

Hier kam endlich ein Gedanke des Trostes in seine Seele. Ihre vorigen letzten Worte: „Mein Herz ist längst verschenkt" deuteten, wie es schien, auf ein Geheimniß. Sie liebte wohl einen Andern, als ihn — die Mutter war nicht mit ihrer Liebe einver-

standen — im Fall der Wiederkehr ihres Bruders wollte man sie zu einer andern, für die Familie anständigeren Verbindung zwingen — vielleicht ahndete die göttliche Seele schon jetzt in ihm selbst diesen Bruder — sie wollte ihn im voraus zum Freund und Fürsprecher bey der Mutter für sich gewinnen — — hier sah er einigen Trost — nur seine Seele allein war bedroht, aber die ihrige gerettet! —

Ein neuer Kampf begann aber, als der Erstaunte jetzt Elisen mit wankenden Schritten sich der Laube wieder nähern sah. Er mußte schlechterdings noch schweigen. Die augenblickliche Entdeckung des Geheimnisses würde die Mutter getödtet haben. Alle mußten erst vorbereitet werden. Und er selbst — wie konnte er vor sie treten?

Ihr ganzes Wesen schien, halb aufgelöst, in Scham und Liebe zu brennen. So schön sah er die Geliebte noch nie. Starr blieb er vor ihr stehen. Aber bald nahm sie alle ihre zarten Kräfte zusammen und fieng zitternd an: „Staunen Sie nicht darüber, daß ich, nach meinen letzten Worten jetzt wieder komme. Ach, mein Freund — da, wo es das Theuerste des Lebens gilt, kennt ein Mädchen nichts

als ihr Gefühl, und wagt freudig alles. Die Angst — die fürchterliche Ahndung, Sie könnten mich vorhin mißverstanden haben, trieb mich zu dem schrecklichen Gange. Ewig von allen Menschen möge ich verkannt werden — nur dieß einzigemal nicht vom besten aller Menschen! — Orsan! Was Ihnen auch die Mutter gesagt: — was sie von Ihnen verlangt hat — o seyn Sie nicht großmüthiger gegen Ihren Freund, als gegen ein schuldloses Mädchen, dessen Herz schon jetzo bricht —"

„Elise, du liebst — (rief er hastig) wen liebst du?"

„O der grausamen Frage!" flüsterte die Erschrockne mit halber Stimme und setzte sich erblassend auf die Gartenbank. Das rührende Schmachten in ihrem Blick ließ ihn über die Ungerechtigkeit seiner Frage und über die fürchterliche Tiefe ihrer Liebe zu ihm nicht länger im Zweifel. Er wandte die Augen ab. Aber die gesunde weibliche Natur ermannte sich bald wieder und sammelte neue Kraft zur Rede. „Sterben kann ich — (sagte sie mit hoher Feyer) aber Wahrheit und Freyheit sollen mich bis zum Grabe nicht verlassen — und so höre denn —"

„Nein

„Nein — (schrie er mit Entsetzen) sprich es nicht aus — das Furchtbare — das Ungeheure! — Ich bin — —“

Er warf sich auf einen Stuhl und verhüllte mit seinen Armen das Angesicht.

Im reinsten menschlichen Schmerz rang sie jetzt die schönen Hände und flehte brünstig zu Gott auf. „Du allein, (rief sie) Du kennst dieses arme Herz! Gehe ich dem Unglück entgegen, so kommt es von Dir — wandle ich auf dem Pfade des Bösen, so wirst Du mich aus der Irre leiten — und wie könnte ich je fallen, so lange deine heilige Stimme in meiner Seele wiederhallt! Du bist die Liebe selbst — und auch ich will einzig jener Liebe, die Du selbst in mein Herz legtest, still und ruhig folgen. Aber nimm, o Vater, nimm von dem Freunde das Leiden, das sein Herz zermalmt! Oeffne mir sein Vertrauen, laß mich seine Schmerzen tragen, oder mit dem sterben, den meine Seele liebt!“

Sanft wollte jetzt die Heilige dem zerrütteten Manne nahen — denn sie fühlte nun kein anderes Leiden mehr, als einzig das seinige. Aber in diesem Augenblick unterbrach

das plötzliche Erscheinen eines Bedienten die traurige Scene.

„Gnädiges Fräulein! (rief er eilfertig) So eben steigt Ihre Frau Mutter im Schloßhofe aus.“

„Meine Mutter! (schrie Elise entzückt, indem der starre Freund emporschauderte) Guter Gott, das kommt von Dir! Du sendest mir die einzige Brust, die meine Thränen faßt. — Ich beschwöre Sie, mein theurester Freund, folgen Sie mir bald — es wird, es muß alles gut werden!“

Sie flog fort. Orsans Gemüthsbewegung war so groß, daß er kaum noch Kraft genug hatte, den Bedienten zurückzurufen. — „Wer ist angekommen?“ stammelte er.

„Die Mutter unsers Fräuleins, die Frau Marquise von Villiers aus Marseille. Sie und die Gräfin sind Geschwisterkinder. Aber verrathen Sie mich nicht, gnädiger Herr — unsre gnädige Gräfin kann das Plaudern gar nicht leiden!“ — Ohne sich weiter einzulassen, sprang er fort nach dem Schlosse.

Die Marquise war eine ältliche, aber ungemein heitere und interessante Wittwe von Orsans Bekanntschaft. Er hatte sie einige-

mal auf dem Schloß einer Freundin in der Gegend von Marseille gesehen und erinnerte sich jetzt mit höchstem Erstaunen, daß sie ihm die versprochene Lösung eines gewissen Räthsels noch schuldig geblieben war. Er hatte sie nemlich gefragt, ob sie kinderlos sey. Sie gab zur Antwort: „Ich habe eine Tochter, die Sie vielleicht liebenswürdig finden würden. Aber ich darf sie nicht bey mir haben — ja, ich darf mein eignes Kind nicht mehr Tochter nennen, wenn ich nicht eine gewisse geliebte unglückliche Verwandte tödten will, die sie zur Tochter angenommen hat — die sie mit fürchterlicher Sehnsucht zu ihrer Schwiegertochter verlangt, ohne daß die Arme einen Bräutigam für sie hat! — In einer ernsteren Stunde will ich Ihnen einmal dieß Räthsel lösen."

Jetzt hatte die bloße Nennung ihres Namens auf einmal das ganze Geheimniß vor seinem Blick aufgedeckt. — Bey Octaviens Gemüthszustande und der Heftigkeit ihrer unglücklichen Launen hatte hier niemand wagen dürfen, ihm Elisen anders, als die Tochter des Hauses zu nennen. Elise selbst hatte keine Ahndung davon, daß er der Verlor-

ne sey — sie fürchtete diesen, seitdem sie Orsan liebte — die Mutter hatte ihre Liebe zu ihm vielleicht entdeckt und das unglücklich liebende Mädchen an ihr Versprechen erinnert, die Gattin des Wiederkehrenden zu werden — seit gestern hatte Elise geglaubt, die Mutter habe sich an ihn selbst und seine Großmuth gewandt und ihm alles offenbart, und nun stehe er selbst zwischen seiner Liebe und der Pflicht gegen seinen Freund im Kampfe u. s. w. — — Wer vermochte so viel Glück zu fassen, als diese unverhoffte Entdeckung dem entzückten Orsan auf einmal darbot — und wer vermochte Elisens zärtliches Gemüth, diesen himmlischen Abgrund von Liebe zu durchschauen! — Er sank auf seine Kniee, um Gott mit kindlichen Reuezähren jeden seiner Zweifel abzubitten, und den weisen Schöpfer für die hochbeglückende Gabe der fühlenden Menschheit und ihrer heiligen Ahndungen von neuem zu preisen.

Da schien des Schöpfers holde Sonne so alltröstend, so freundlich durch die traubenbelastete Laube herein — und mit ihrem Morgenglanze floß ein ewiges Licht des Glaubens in die Brust des Betenden! — Tief ruhte

seine Seele jetzt in den Erinnerungen an die melodischen Worte des vorhinnigen Gebets seiner Elise — jenes reinen Aushauches einer schönen, Gott ergebnen Seele. — „Du allein, (rief er endlich laut zum Ewigen empor) Du Gott im Himmel, Du Gott im Menschen, Du leitest recht, von Dir will ich nimmer weichen!"

Was hätte den seligen Menschen hier noch zurückhalten können. Er eilte, das Päckchen mit dem Gewande seiner Kindheit ans Herz gedrückt, in den Saal des Schlosses, wo die Freundinnen sich begrüßten.

„O, ein seliger Bote!" rief Octavie entzückt bey seinem Anblick. Denn wie hätte wohl dieser schöne, wahre, kräftige Mensch seine Mienen verstellen können! Das neugeborne Glück des Hauses strahlte, wie süßfunkelndes Morgenlicht, aus seinen Augen.

„Ja, beglückte Mutter, (rief er mit wankender Stimme) ich habe mich nicht getäuscht — Gott erhörte unsre Wünsche — der Sohn ist gefunden — ja, er ist schon nahe — er wird nach einigen Augenblicken in unsern Armen seyn! — Hier, o zärtlichste der Mütter — hier ist sein Kleid — Da siehe;

ob es Deines Josephs bunter Rock
sey!"

Seine Thränen flossen jetzt mild, indem er der Mutter die wohlbekannten Kleider herauswickelte und übergab. — Aber Octavie konnte die theuren Gewänder nur schweigend an ihr Herz drücken. Schnell ahndend, fuhr sie mit der andern Hand nach dem Haupte des Sohnes. — Dort befand sich ein kleiner Auswuchs, welchen das gütige Schicksal mitten unter den Narben des Trepans freundlich hatte erhalten wollen. — „Ich bins!" lispelte er. — „Du bists, mein Robert!" rief sie, und sank, wie vom Blitz getroffen, in seine Arme.

Aber die Küsse des holden Sohnes ließen die Mutter nicht ohnmächtig werden, und die Schläge seines Herzens stärkten die Schwankende für diesen seligsten Moment ihres Lebens — während Elise in den Armen ihrer erstaunten Mutter mit ihrem Entzücken himmlisch kämpfte und das süße Geständniß ihr zuflüsterte: „Ich bin auf ewig sein! —"

Es trat eine lange selige Pause ein, in welcher alle das kleine ausgebreitete Kleid

stumm betrachteten, küßten und mit Thränen süßer Wehmuth benetzten.

Dann führte die Mutter den Sohn zum Bilde des edlen Montignan, auf dessen Lippen jetzt der aus bessern Regionen herabgestiegne Vatergeist zu lächeln schien.

Robert faßte Elisens Hand, und die liebenden Kinder knieten vor dem Bilde nieder. Dort empfiengen sie den Segen der Mütter für ihre ewige Vereinigung.

Serena hatte schon einigemal während des vorigen Gesprächs, und noch öfter während Dagoberts Erzählung, ängstlich bald auf ihre Uhr, bald in Isidorens Angesicht, bald nach der Gegend hingeschaut, woher der Herzog kommen sollte. — Jetzt, da alles dem liebenswürdigen Vorleser für die Mittheilung seiner Geschichte dankte, war sie sichtbar bemüht, die Wiederanknüpfung jenes Gesprächs zu verhindern. Sie versicherte, es sey schon über die Mittagszeit — der Herzog müsse sogleich kommen — und endlich erinnerte sie die Prinzessin, daß sie vor der Abfahrt noch dem Kammerherrn einen Gold-

fasan von besonderer Schönheit habe zeigen wollen.

Aber aus dem Antlitz der holden Isidora waren alle schmerzhaften Züge der Abschiedsempfindungen gewichen. Heiter und wie sonst in süßen Phantasieen verloren, erschien wieder ihr ganzes Wesen, und mit dankbarem, seelenvollem Lächeln blickte sie lange in das Auge des Freundes. Sie verlangte nach keinem Gespräche mehr. Aber ihr Gang, wie die Träumende jetzt willig am Arme Serenens fortschwebte, glich wieder dem leichten Schwunge der anmuthig geschürzten Horen — und Jedermann mußte laut die Schönheit der Herrlichen preisen.

Sobald der Herzog erschien und mit trauernder Miene den letzten Gruß der Freundin, die auch die seinige war, überbrachte, ward die Stimmung wieder ernst. Man eilte nun nach Tempe zurück.

Dort fanden sie bereits mehrere aus der Nachbarschaft nach Hofe geladne Familien versammelt. Es waren diesen Morgen so viele Briefe und Depeschen eingelaufen, daß der Herzog mit seinen Geheimenräthen noch eine Stunde im Cabinet arbeiten mußte.

Während dessen theilte die Prinzessin die Nachricht mit, daß übermorgen die neue Hofdame, Olympia, hier ankommen werde — und jetzt sah Dagobert zum erstenmal, wie tief und innig Eulaliens Liebe zu ihrer Gebieterin war. Das arme Mädchen ward plötzlich bleich wie eine Leiche — bitterer Jammer überbebte die sonst ewig lächelnden Lippen — und sie mußte sich wegbegeben. Mit hoher Anstrengung hielt die Fürstin ihren eignen Schmerz unterdrückt.

Bey Tische machte der Herzog bekannt, daß er morgen einen großen Ritt zu einem fernwohnenden Edelmanne zu machen gesonnen sey. — „Wollen Sie mich begleiten? (fragte er Dagoberten) Wir kommen zu einem Ritter von ächt altdeutschem Schrot und Korne.“

Unser Freund lehnte die Einladung ab, weil ihn heute erhaltene Briefe nöthigten, seine Abreise aus dieser Gegend schon morgen Abends anzutreten.

„Und das ist unabänderlich?“

„Leider, gnädigster Herr, da ich außerdem einen Freund, dessen Reise die meinige durchkreuzt, verfehlen würde.“

„Gut denn — oder freylich schlimm!“ (sagte der Herzog) Aber machen Sie wenigstens ihre Anstalten gleich heute fertig. Denn morgen, guter Dagobert, müssen Sie noch mit uns essen. Ich verschiebe ohnehin gern meine Reise bis auf übermorgen.“ — Dagoberts Scheiden gieng dem edlen Fürsten nahe. Er ließ ihn jetzt nochmals das feyerliche Versprechen ablegen, welches er schon früher gegeben hatte, im nächsten Frühling gewiß wiederzukommen. Jedermann freute sich laut auf diese Wiederkunft — und manches reizende Gesicht blickte den schönen Mann freundlicher an, als je.

Die Ankunft eines Couriers unterbrach das Tafelgespräch und erregte bedeutendere Verhandlungen. Ein Vetter des Herzogs, mit welchem dieser in allerley wichtigen Tractaten stand, schlug ihm eine Zusammenkunft in einem gewissen großen Badeort vor, welche Einladung dem Herzog so willkommen war, daß sie sogleich angenommen werden sollte. Schon nach einigen Tagen wollte er abreisen und die Prinzessin mit ihm. — Da zur Begleitung, des Geschäftes wegen, viele Männer und wenige Frauen bestimmt wurden,

so sollte noch heute an die neue Hofdame eine Staffette gesandt werden, um ihr den Urlaub zu einer Reise, die sie vergebens vor ihrer Hierherkunft zu machen gewünscht hatte, nun noch zu rechter Zeit entgegen zu bringen.

Die Befehle zu den Reiseanstalten setzten nach der Tafel sogleich Alles in Bewegung, und unser Dagobert gieng ebenfals, um sein Haus zu bestellen.

Zum letztenmal wollte jetzt Dagobert seiner schönbelaubten Felsenwohnung noch eine Viertelstunde weihen, nachdem er mit Marcellus die morgende Reise verabredet hatte.

Als er den Gang an den Felsen hin beynahe zurückgelegt hatte, hörte er oben mit der Hacke arbeiten und bemerkte, daß Euphrosine still mit Anshelmen den Weinberg besorgte. Sie standen höher, als er, nur wenige Schritte weit von ihm, und arbeiteten in traulicher Nähe eifrig fort. Die dichte Zaunhecke verbarg unsern Freund, und er blieb jetzt stehen, um sich ihres nähern Zusammenlebens zu freuen und um zu hören, ob keines dem andern etwas zu sagen habe.

„Aber ich darf doch wenigstens ein Wörtchen reden?“ fieng Anshelm nach einiger Zeit an.

„Soviel du willst, Anshelm.“

„Nun, so sage mir, was hattest du gegen mich?“

„Ich wußt' es nicht, Anshelm — es ward mir wehe, wenn ich den Herrn ansah — es ward mir wohl, wenn ich dich ansah — ich wußte nicht, was Du wolltest, bis es mir der Herr sagte. Da wurde mir mein Gemüth so schwer — denn ihn hatte ich, wie es mir damals vorkam, viel tausendmal lieber, als dich —“

„Ach, ich wußte es wohl — (seufzte Anshelm schwer und lehnte sich auf seine Hacke und blickte wehmüthig das Mädchen an) aber sage mir, Herzenskind, ist dir nun auch gewiß anders zu Muth? — Ach, ich hab' dich nicht verdient!“

„Du denkst, Anshelm, ich wollte dich mit meinem Lieben betrügen — das ist wohl nicht Recht!“

„Gott sey mir gnädig — nein — du gutes Mädchen betrügst mich nicht! Ach, sieh mich nur noch einmal so freundlich an —“

„Lieber Anshelm, schau mir nicht immer so hart ins Auge — es treibt mir all das Blut in die Wangen. Sieh, ich bin nun einmal nicht so wie die andern Mädel — meine Mutter sagt immer: du bist nicht für die Welt.“ Ihr Blick wandte sich ab.

Anshelm ließ seine Hacke sinken und hielt die gefalteten Hände gen Himmel: O du bist eben für mich, Euphrosine — ich bin auch nicht für die Welt — wir schicken uns zu einander — und — bin ich dich nicht werth, so hängt doch mein Herz und Sinn getreu an dir, nun und ewig. — Sey nicht so schüchtern, Euphrosine. Bücke dich nicht so von einem ehrlichen Kerl weg. Du denkst, ich wollte dich wieder küssen — nein, aber sieh mich nur einmal an, wenn du mich lieb hast. O du bist mein Mädel, mein Alles auf der Welt!“

Sie sah ihn an, reichte ihm lächelnd die Hand, schlug dann verschämt die Augen nieder und sagte in der rührendsten Melodie ihrer sanften Stimme: „du mußt nicht zürnen, wenn ich so schüchtern bin — du kannst es doch glauben, daß ich ehrlich und treu mit dir leben will bis in den Tod.“

So gut war es wohl dem redlichen Jungen noch nicht geworden. Er vergaß ihr Zagen und Alles — er zog die Geliebte mit unwiderstehlicher Kraft an den treuen Busen — und willig ließ sie ihn unter den Erstlingsperlen ihrer Liebe die süßen Erstlinge ihrer Lippen rauben. — Wie wohl ward unserm versteckten Freunde bey der reinen, heiligen Umschlingung!

„Wenn du wüßtest — (sprach Anshelm, und hielt über ihrem Haupte die schmerzlich bebenden Lippen dankhauchend zu Gott empor, während das Mädchen jetzt fest und herzlich an seiner Brust ruhte) — wenn du wüßtest, Euphrosine, wie reich mein Herr ist! — Aber doch hat er nicht, was ich nun habe von Gott! Und, weiß Gott, er wäre auch das noch werth!"

„Sieh, Anshelm, (sagte sie jetzt schwärmerisch) das gefällt mir so, daß du ein treuer Knecht bist. Wer dem Herrn treu ist, denke ich, der wird auch im Lieben treu seyn. — Glaube es nur, Anshelm, ich war auf bösen Wegen — aber ich habe zu Gott und seinen Heiligen gebetet Tag und Nacht — da hat mir die himmlische Jungfrau meine brave

Mutter zum Troste geschickt, und noch einen schönen Engel auf Erden — ach Anshelm, ich darf dir nicht alles sagen — aber, darauf ist mein Gemüth wieder gesund geworden — und ich lebe nun gar wohl und glückselig, seitdem meine Eltern in unser Verlöbniß gewilligt haben. Das Herz wird mir brechen, wenn du mich von ihnen nimmst — aber ich gehe doch mit dir fort in deine Heimath. Sieh, ich hätte dir das Wort nicht gegeben und gienge nicht von hier, wäre mir nicht besser geworden in meinem Gemüth. — Und Gottlob, ich denke nun, bis Guntram einmal freyt, sind meine Eltern noch immer rüstig. Drum soll auch Alles seyn, wie Du gesagt hast. — Die Erde ist des Herrn — und überall sind wir ja in Gottes Hand."

„Wie will ich dich für deine Güte lieb und werth halten! (sprach Anshelm, in ihrem Blick verloren) Sieh, so ist es Recht! Das Mädel muß in die Fremde — aber der Bursche muß seines Vaters Erbe nehmen und bauen und bessern, und muß Leib und Leben dafür lassen. So soll es Guntram machen und ich auch. — Vater und Mutter (stammelte er weich) sind mir nicht so lieb als du — aber

ich will dich gern mit meines Vaters Brodt nähren, und meiner Mutter Hand soll dir Gutes und Liebes thun — ach, es ist doch so schön daheim! — Und, siehst du — keinen Heller nehm' ich von deinen Eltern mit dir an — das soll alles dem Guntram bleiben — ich will's ihnen heute noch sagen — und, sieh, wenn dich meine Eltern das mit einem Sterbenswörtchen irgends entgelten lassen, sieh, so will ich nicht ihr Sohn heissen!"

„Du bist gut, Anshelm, aber das sollst du nicht — du mußt meiner lieben Eltern auch froh werden — dazu habe ich dich nun zu lieb."

„Schweig mir doch, Euphrosine, schweig mir doch von zeitlichem Gut! Auf meines Vaters Gütchen liegt der Segen — und unser Segen — o mein Vater ist von gar braven Eltern, nun, du wirst sehen, wie uns die Leute lieb haben! Aber eins sag' ich dir — von meinem Herrn gehe ich nicht weg, bis er mir selber den Abschied giebt. Ich kann ihn weiß Gott nicht fordern! — Nun du wirst sehen — er kommt zuweilen in unser Haus — aber er ist nicht, wie andere große Herren, die den jungen Weibern nachstellen."

„Anshelm, da brächtest du mich im Leben nicht mit dir fort. Aber das ist nun auch vorbey — er erfährt es nimmermehr — ich bin nur froh, daß du es weißt!“

„Herzensmädel, Euch Beyden trau' ich mein Lebenlang wie ein braver Kerl! So ein ehrliches Mädel — so ein ehrlicher Herr — nein, ich verlasse ihn mein Lebtage nicht!“

„Ey du frommer und getreuer Knecht! (flüsterte Dagobert und trocknete seine Augen) Du sollst eingehen zu deines Herrn Freude!“ — Er schlich zurück und nahte dann mit dem Geräusch eines Ankommenden. — „Anshelm! (rief er, als sie ihn bemerkten) Du mußt einpacken — morgen reisen wir. Aber ich höre, es steht alles gut mit euch — kommt herab zu mir! — Grämet euch nicht, Kinder — im Frühling kehren wir wieder, und da ist Hochzeit. — Nun? ist euch wohl zu Muthe?“

„Gottlob ja, gnädiger Herr! sagte die wackre Euphrosine mit schöner Freudigkeit.

„Oh, lieber Gott! (stammelte Anshelm aus dem übervollen Herzen und kreuzte seine Hände auf der treuen Brust) Warum sollte mir nicht wohl seyn! Hab ich doch meinen Gott, und meinen Herrn, und mein Mädel!“

„Nun so sey mir gesegnet, du treuer Knecht und du holde Magd! (sprach er sanft und küßte beyde auf die Stirne) Ich will euch lebenslang nicht verlassen. Verlaßt mich auch nicht — so wird Gott diesen Segen eines ehrlichen Dienstherrn an euch erfüllen!“

Leise schluchzend sanken die Gesegneten vor ihm nieder und umfaßten seine Kniee. Aber er hob das selige Paar in seine Umarmung herauf.

Schon war bey Hofe die Tafel aufgehoben, an welcher Dagobert zum letztenmal auf lange Zeit das werthe Gastrecht bey seinem fürstlichen Freunde genossen hatte. Er fühlte das mit tiefer Wehmuth, als der Herzog noch eine Zeitlang Arm in Arm mit ihm den Saal auf und nieder gieng, und, voll

deutscher Herzlichkeit ihm wieder die alten schönen Worte zurief:

„Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für euern Zuspruch danke!“

Und als der gute Fürst, welchen mehrere Boten schon in sein Arbeitszimmer forderten, jetzt noch einen poetischen Briefwechsel zwischen Dagobert und der Prinzessin vorschlug, und dann endlich sagte: „So geht denn mit Gott, Freund — aber ich wollte, wir blieben jetzt und ewig beysammen!“ da brach unserm Freunde das Herz, und seine Fassung war so ganz verloren, daß er sich bey'm Austritt aus dem Saale fragte: „Woher nun noch Kräfte nehmen, die uns erst jetzt am nothwendigsten sind?“

Er hatte sich nämlich bereits vom ganzen Hofe, und selbst von Serenen und Eulalien beurlaubt — nur die Prinzessin fehlte noch! — Zum Glück wies man ihn, als er den traurigen Gang wagte, in den Park. Die reine, himmlische Luft, die, nach einem Mor=

gengewitter, höchst erquicklich bewegt war, stärkte seine Brust, und des Himmels Heiterkeit theilte sich auch seiner Seele mit. Er trat endlich, festen Ganges, wie ein Mann, zum Hubertusbrunnen hin, an dessen Blumenrande er das königliche Mädchen mit Serenen und Eulalien gewahrte.

„Da kommt Einer, der auf bösen Wegen geht! (rief ihm Eulalia entgegen, die heute ausgelassen lustig darüber war, daß sie noch nicht ausser Dienst kommen sollte) Aber nichts vom Abschiednehmen, lieber Dagobert!“

„Lassen Sie uns noch ein wenig plaudern!“ sagte die Fürstin im leichtesten Tone, den sie zu fassen vermochte.

In diesem Augenblick ward aber Serena zur Oberhofmeisterin gerufen, die sich nicht wohl befinden sollte. Es war nicht zu ändern — sie versprach bald wieder zu kommen. — Eben zog schon in einiger Entfernung der ehrliche Anshelm, tiefgesenkten Blickes, mit Dagoberts Reitpferden vorüber. — Schmerzlich lächelnd zeigte die stille

Isidora, auf das traurige Bild, dessen ganzen Sinn sie kannte, und sah der guten Seele schwermüthig nach.

„Seyn sie kein gewöhnlicher Reisender! (sagte Eulalia) Sondern denken sie auf der nächsten Station nochmals an diese Zaubergärten! Sie wissen, mit wem ich heute die Schmetterlinge verglich. Vor zwey Minuten wollte ich hier einen fangen, um Ihnen Ihr Ebenbild entgegen zu halten — aber, da ist er ja wieder — nein, dießmal entgehest du mir sicherlich nicht!“ Sie sprang ihm nach in die Hecken.

Dagobert selbst erschrack über Eulaliens Unart, und Isidora sah zur Erde nieder, um ihre Fassung schnell wieder zu gewinnen. Aber beym ersten Aufblick verschlimmerte sich das Uebel — denn sie mußte bemerken, daß sein starrer Blick wie dürstend an ihrem linken Arme, welcher entblößt war, fest haftete. Sie hatte ihn hierüber schon einigemal betroffen. Dort war noch jetzt die Stelle sanft geröthet, die er einst geheilt — geküßt — aus deren lebendigem Quell sein

Mund jene Purpurtropfen gekostet hatte, deren Himmelsfeuer sein ganzes Wesen zum ewigen Durst der Liebe entzündete.

„Ich fühle einen brennenden Durst — (sagte sie matt) haben Sie auch heute ihr Reiseglas nicht vergessen?“

Er zog es hervor. — Da flammte das liebende Auge in der heiligsten Weihe zu ihm herüber! Sie schöpfte schnell, und brach zwey Vergißmeinnicht — und mit fester Hand führte sie den heiligen Trank zum Munde. — „Wiedersehen, Dagobert!“ flüsterte sie, zum Himmel blickend — und trank — und bot ihm die letzte Hälfte freudig dar — und mit derselben eins von ihren Blümchen. Das andere nahm sie an ihre Brust, während er in zuckendem Wahnsinne den Becher leerte.

Tochter des Himmels — „lispelte er ohne Bewußtseyn. Denn, selig in ihr Antlitz hinüber lächelnd, wollte er jetzt auf die Knie sinken.

„Ruhig, mein lieber Freund! (tönte es

sanft in sein Ohr) Fassung, guter Dagobert!" — Es durchklang ihn eine so himmlische Melodie in ihrem Tone — ach, all ihre Anmuth lag ja in dem holden Tone — und er hätte Todte wieder beleben müssen — aber er hob auch den sinkenden Freund empor.

Schnell verbarg seine Hand das Glas. Aber er blickte sehnend nach jener Blume am hochaufwallenden Götterbusen, und reichte die seinige zum Wechsel hin. — Seine ganze Seele schien, aus dem Stern seines liebenden Auges herüberblickend, um die heilige Blume zu bitten.

Sie nahm bebend. Sie gab zitternd. Sie hatte keinen Willen mehr. — „Wiedersehen!" rief er in sanfter Feyer, als jetzt ihre Thränen rannen. — Tief beugte er sich, und riß sich fort, und winkte im Entfliehen der kommenden Eulalia seinen Abschiedsgruß zu.

„Ach, steht es schon so traurig mit uns!" sprach Eulalia erschrocken, und ihr Mund zog sich zu sanftem Jammer. — Sie hatten ihn alle so sehr geliebt!

„Komm!“ sagte die Fürstin matt und lehnte sich an das gute Mädchen.

Eben winkte Dagobert zum letztenmal, und verschwand hinter den Mauern der Marienabtey.

Isidora.

Drittes Buch.

Längst war der inbrünstig liebende Sommer den Armen der Natur entflohen — schon hatte der Herbst, ihr kühlerer Freund, die Holde mit seinen Silberfäden umsponnen, und schien nun mit Macht das heilig ernste Werk ihrer Verpuppung zu beginnen, als eines Morgens Isidora mit Serenen die Hauptstadt verließ, um vor dem Eintritt der rauhen Zeit noch einmal Tempe's selige Matten und labyrinthische Schattengärten zu durchirren, deren Schmuck sich bereits zum Abfallen neigte. — Der Aufenthalt unserer Fürstin im Bade war durch mancherley Vorfälle sehr verlängert worden und hatte obendrein noch weite Umreisen durch einige schöne Länder zur Folge gehabt, so, daß der Hof erst im Spätherbste wiedergekehrt war — aber nun nicht mehr nach Tempe, sondern zur Residenz. — Ehegestern hatte endlich auch Olympiens Ankunft Statt gehabt. Die

Dame war aber noch zu sehr mit ihrer Einrichtung beschäftigt, um heute sogleich die Prinzessin hieher zu begleiten. Da nun auch die traute Eulalia schon längst an der Seite ihres Gatten in Oran lebte, so konnte die Fürstin unter den andern Hofdamen jetzt leider für solche empfindungsreichen Tage, wie der heutige werden sollte, keine Geweihte mehr finden, als ihren noch einzig übrigen Liebling — Serenen.

Alles Schöne und Anmuthige des Lustschlosses und der theuren Gegend ward heimgesucht. — Manches gewährte die lieblichsten Rückerinnerungen — Vieles war noch schön wie sonst — aber Nichts athmete mehr im jungen Lebenshauch der vormaligen grünenden Gegenwart — Alles schien erblaßt und ward zur Elegie!

In den Nischen des Gartensaales waren die herrlichsten Kunstwerke neu aufgestellt — aber, niemand hatte sie geweiht, und ach, dort war ja die verlassene Stelle nun und ewig wahrzunehmen, wo einst Dagoberts mächtiger Gesang dem ganzen Saale und seinen Bewohnern die erste Weihe gab! — Unter den Linden war es so traurig zu wandeln —

im leisen Aufrauschen des schon gefallenen gelben Laubes glaubte sie die Geistertritte des fernen Freundes zu hören. — Am Hubertusbrunnen, wo er sein Mährchen erzählt hatte, ward die Sehnsucht laut. „Lieber Brunnen! (sprach das zärtliche Mädchen und bog sich liebend über die Fluth) Noch niemals bin ich ohne ein Vergißmeinnicht von dir gegangen! Warum versagst du es mir jetzt zum erstenmal!“ — Eine Thräne der innigsten Liebe sank hinab — und freudiger schien der heilige Sprudel aufzuwallen, als das zarte Opfer in seine Fülle niederperlte. — Der Einsiedler trug seine Blumen schon in die Klause zur Winterruhe ein. Er sah blaß und kränkelnd aus, und zitterte mehr als sonst. Sie hatten ihm einige Geschenke mitgebracht, die seinen Winter erträglicher machen sollten. Er dankte mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit — aber er betrachtete die Gaben mit einem zweifelnden Lächeln, und als ihn Isidora mit ihren liebevollen Zusprüchen an den Frühling erinnerte, zeigte er mit freudiger Ruhe auf das um ihn fallende Laub — dann in die Wolken. — Auf den Höhen über der Marienabtey

war es heute heller als sonst, aber leer, unaussprechlich leer — und dunkelblau wogte die vom Winde gekräuselte Fluth des Sees unter dem herbstlichweißgestreiften Himmel. Das nahe Feld war längst abgeleert. Der Schellenklang einer dort weidenden Schafheerde — welchen sie im Sommer gar oft belauscht, und dessen Melodie ihrem Ohr immer so süß und romantischhellfunkelnd getönt hatte — klang nun so leise und in wildfremden Klagelauten herüber, und schien ihr so schrecklich fern!

Tief und tiefer seufzte der zarte Busen unter diesen Klängen auf — und auch die sanfte Serena, die oft nur in ihrer Geliebten zu leben schien, fühlte jetzt die eigne Seele ganz von heiliger Sehnsucht nach dem Freunde geschwellt. — Sanft umfaßten sie sich, und, Blick in Blick gespiegelt, sprachen sie leise zu einander: „Dagobert!“

„O meine theure Serena! (rief die Fürstin nach einiger Zeit aus) Nur hier an der reinen Brust der Natur vermag jedes unsrer Gefühle sich zu reinigen und zum einfachen Gedanken zu gestalten. Hier wird mir heute

auch selbst die Sehnsucht zur schönen stillen Freude am Leiden. Welche unaussprechliche Angst lebte oft in diesem Herzen während des bisherigen lärmvollen Andranges der Welt und ihrer eiteln, ewig fortwährenden Ergötzlichkeiten! Wie schmerzhaft rächte sich dann stets das gewaltsam niedergedrückte Andenken des Freundes! Jede Freude fühlte ich von einer geheimen Angst durchzuckt — und ach, nur einigemal — es war auf den Gipfeln hoher Berge — da, Serena, da sprang sie wieder so mild im Herzen auf, die süße Wunde — und alle Angst verblutete so lieblich — und jeder hohe Gedanke, den der Freund mir einst gab, schien dort sein Bild anzunehmen, und nahte mir aus des Freundes ferner Heimath und zog mit den Wallungen der Himmelsluft friedlich wieder in den selig bewegten Busen ein! — Aber nie fühlte ich noch, seitdem er schied, das Andenken an ihn mit so heiligem Bewußtseyn des Friedens in der Seele fortblühen, wie heute — nie war er mir wieder so nahe, wie hier, wo einst seine erhabnen Gedanken uns allein geweiht waren, wo er für uns lebte, zu uns redete und sang. — O kehre wieder, du schöner Jüngling —

komm zurück, du gute Seele — o Dagobert, mein Freund!“

Aber es vermag keine Sprache die himmlischen Melodieen ihrer sehnsüchtig nachrufenden Stimme, noch die Anmuth und Gewalt ihrer heiligen Thränen zu schildern. — Serena sank, aufgelöst in Mitleid, an ihr Herz. — „Kind des Himmels! (rief sie) Du bist zu gut, zu reich und selig für diese unselig darbende Welt! — O daß ich die Last des Thrones von deinem Herzen nehmen — oder dir meinen Namen opfern — ja ganz für dich sterben und dein theures Wesen in mich aufnehmen und Dir zum Glücke wiedergeben könnte! Ich wollte ja willig von Leben, Glück und Liebe scheiden, für dich, mein Alles!“

Die Treue, welche in diesen Worten lag, deutete auf mehr als menschliche Treue. Denn Serena war schon seit einigen Jahren einem theuern Mann in der Ferne verlobt, der sich so liebend und heiß an ihr Herz sehnte! Aber das holde Mädchen konnte und wollte vor der Vermählung der Gebieterin, deren Rechte älter waren, nicht von ihr scheiden.

Fester drückte Isidora die Freundin an sich. Sie hatte jetzt mitten in ihrer Hülflosig-

keit den wonnevollen Gedanken der Freundschaft in seiner schönsten Fülle empfunden — darum schwieg nun ihre edle Liebe dem hohen Bilde gegenüber einen Augenblick.

„Aber ach! (fuhr Serena trauernd fort) Warum muß ich dich himmlische Seele nun so grausam aufschrecken aus deinen Träumen — aus der Weihe seines Andenkens! — Er ist ja nicht für dich geboren! Deine Bestimmung ist eine andere — sie ruft mächtig deinen Namen aus — sie will dir nicht allein deine irdische Hülle abfordern — sie verlangt auch, daß du deine Ruhe mitbringest — deinen Frohsinn — sie will dich ganz, du — Arme!“

„O stille deine Angst! (sprach Isidora mit sanfter Freudigkeit) Sey ruhig, du treueste aller Freundinnen über mich und meine Bestimmung! — Willig werde ich folgen — kein Murren gegen die Verhältnisse soll mich entwürdigen — und Gott und seine Heiligen werden mir den Frieden meiner Seele erhalten. Aber, Ihn vergessen, Serena? Ihn, welcher mir zum schöneren und besseren Theile meiner Gedanken ward? Das will und vermag ich nicht! — Sieh, meine Beste, ich

will ja seiner nur gedenken wie eines Verstorbenen — wie einer geliebten Freundin — ja, ich will seinen Namen nicht mehr aussprechen — ach, mein Herz bedarf auch dessen nicht! — Aber nur zuweilen, Serena, nur dann, wenn ich dich allein habe und ans Herz schließen darf — dann will ich leise den geliebten Namen nennen."

Unter Serena's Tröstungen ward sie immer heiterer, und beklagte sich nur über Daguberts langes Schweigen, da ihm doch ihre Rückkunft ins Vaterland schon aus öffentlichen Blättern bekannt seyn müsse.

Als sie wieder zum Schlosse gelangten, meldete ihnen der Officier, daß eine junge Bäuerin ihrer schon lange warte. Es war Euphrosine, welche ihre Hieherkunft erfahren hatte. Sie brachte ein reiches Geschenk an vielfarbigem Obste, Herbstblumen und goldnen Trauben aus den väterlichen Weinbergen. Ihr frisch blühendes Antlitz zeugte von der Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele.

„Hast du keine Nachricht von deinem Bräutigam?" fragte die Fürstin.

„Ach ja, Gruß und Geschenk. (Sie holte in heller Schamröthe einen wohlverwahrten

Ring hervor.) Ein Fremder, der neulich auf etliche Stunden bey uns einsprach, brachte mir das mit — und — im Frühling wolle Anshelm kommen. Dabey war ein schöner, überaus schöner Rosenkranz — den schickte mir der Herr. Und, sie seyen gar wohl und gesund in ihr Land heimgekommen."

„Gottlob!" sagte die ungegrüßte Freundin und wandte sich von ihr ab, um ihre innere Wehmuth zu verbergen.

„Kein Gruß für uns? (fragte Serena) War denn nicht wenigstens ein Brief von Anshelm dabey?"

„Nein. — Ach, so ein Herr schreibt wohl gern selber. Aber Anshelm nicht. Er sagte mir: ich kann das Schreiben, und auch das viele Reden nicht leiden. Ich bin doch in Gedanken bey dir, und du bist bey mir."

„Da hatte er gewiß Recht, mein gutes Mädchen (sagte Serena). Und wohl dir, daß du damit zufrieden bist und deinem Anshelm glaubst."

„Er weiß auch, (sprach sie, aus tiefathmender Brust hervorlächelnd) daß ich ihm treu geblieben wäre ohne Ring und Gruß."

Isidora zog sie an sich und liebkoste

dem holden Kinde, um aus jenen schönen, gläubigen Augen Trost für ihre Sehnsucht zu gewinnen. — „Nein, (seufzte sie, als Euphrosine sich entfernt hatte) wir wollen ihn nicht mehr nennen, diesen allzutheuren Freund. Doch auch namenlos, und ohne Handschrift und Gruß soll er still im Herzen fortleben.

Aber ungeachtet dieses Vorsatzes kam noch am heutigen Abend, als nach ihrer Zurückkunft in die Residenz auch Olympia bey der Gesellschaft war, schon wieder die Rede auf unsern Freund.

Eine Dame nannte zufällig Dagoberten, und Olympia nahm die Nachricht von seinem Aufenthalte in hiesiger Gegend mit sichtbarem Erstaunen auf. Das Kind sagte Manches zu seinem Ruhm und Vieles von der allgemeinen Liebe und Achtung, die er in Straland genieße. Ihr ganzes Wesen schien während dessen in hohem Enthusiasmus aufzuflammen, und zu spät bemerkte sie ihr eignes Feuer, welches sich jetzt nicht mehr unterdrücken ließ, sondern durch das glühende

Erröthen ihres reizenden Gesichts nur immer merklicher ward.

Isidora hatte das wunderschöne Mädchen mit starren Blicken betrachtet, und ihr Antlitz war allmählig blaß geworden. Olympia richtete jetzt ihr Auge nach der Gebieterin — und erblaßte wie diese. — Aber die Prinzessin hielt sich nicht länger. „So ist dieser interessante Mann auch Ihr Freund?“ lispelte sie matt hervor, und ruhte mit schwermüthigem Blick auf Olympiens Gestalt.

„Vor zwey Jahren, (antwortete Olympia mühsam, und erröthete von neuem) als ich mich in Straland einige Zeit nach meiner Confirmation aufhielt, gewährte mir sein heiterer Geist viele Freuden — aber seit einem Jahre — habe ich nichts mehr von ihm gesehen — noch gelesen.“

Jene Dame, welche Dagoberten zuerst genannt hatte, that jetzt Olympien eine Frage wegen seiner Herkunft, über welche man hier wenig wisse. Olympia gab ihr zwar genügende Aufklärung hierüber — allein sie that dieß mit einer Art von Stolz und mit einer gereizten Empfindlichkeit, wodurch sie die Blicke der Fürstin und Sereney's von

neuem auf sich zog. — Aber die letztere nahm jetzt begierig das Wort; denn sie war froh, in dieser Wendung des Gesprächs eine Veranlassung zum gänzlichen Abbrechen desselben zu finden. Sie sagte in einem ziemlich officiellen Tone: „Da unser Freund versprach, im Frühlinge wiederzukehren, so hat die Prinzessin neulich gewünscht, dergleichen Gespräche über seine Familie und ihn selbst bis dahin lieber ganz zu vermeiden.“

Mit diesem Worte war Dagoberts Name auf einmal aus den Hofzirkeln von Agathonien vorerst gänzlich verbannt — und nur der Herzog, welcher ohnehin hievon noch nichts wußte, behielt das Recht, ihn zu nennen.

Aber selbst der Zufall übte an diesem Abend noch ein ähnliches Recht aus, und es schien, als sollten unsre Freundinnen heute überall nur an Dagoberten erinnert werden. Denn als nach jenem Gespräch ein Herr vom Hofe den Damen aus allerley Zeitschriften vorlas, stieß er sogleich auf die Ankündigung eines poetischen Werkes von dem Dichter Dagobert aus Straland, dessen die Kritik hier zum erstenmal, und zwar mit der

höchsten Achtung erwähnte. In einem andern Tageblatt erklärte ein Recensent von ihm, jeder Kunstrichter müsse der poetischen Welt zu einer so herrlichen neuen Erscheinung Glück wünschen. — Man las und hörte dieß alles mit bedeutendem und frohem Lächeln — und der theure Name unsers Freundes schimmerte nun, gewebt aus ewiggrünendem Lorbeer, noch heiliger in ihre Seelen, als zuvor. — „O wie schön — (sagte zuletzt die entzückte Prinzessin) wie vollkommen hat sein Genius den angetasteten Namen jetzt an uns gerächt! — Er bedarf unsres Angedenkens nicht — drum laßt uns von ihm schweigen."

Eine Sendung des Herzogs trieb ihr Erstaunen aufs höchste und vollendete die Wunder dieses Abends. Es waren Depeschen vom Straland'schen Hofe eingegangen. Ein dabey befindliches Packet an die Prinzessin enthielt nicht nur das gedachte Werk, sondern auch ein langes Schreiben Dagoberts dazu. Ein ähnliches Packet übergab man Olympien. — Es war schwer zu entscheiden, in welchem von beyden Gesichtern die Züge der Freude sich am reinsten und vollständigsten entwickelten. Olympia war in

ihrer Entzückung aufgestanden und hielt die Finger schon am Siegel — man blickte neugierig sie an, und das arme Mädchen legte zitternd ihr holdes Eigenthum beyseite und setzte sich traurig nieder. — Aber Isidora verließ augenblicklich mit Serenen die Gesellschaft, um den Brief zu lesen. Am Eingang ihres Kabinets wandte sie sich, blickte Olympien mit der innigsten Liebe an und sagte: „O thun Sie doch, wie wir, gute Olympia — man verzeiht uns gewiß diese kurze Entfernung.“ — Himmlisch ergriffen von der melodischen Stimme flog das Kind zur Gebieterin — lange ruhten ihre Lippen auf der Fürstenhand — dann verließ sie in der freudigsten Bewegung den Saal, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

Alle drey kamen bald zur Gesellschaft zurück; doch niemand sprach wieder von Dagoberten, bis der Herzog bey der Abendtafel sich nach ihm erkundigte — und zwar, ohne die Prinzessin merken zu lassen, ob er selbst Briefe von unserm Freunde erhalten habe, oder nicht. Isidora, welche stiller als sonst war, schilderte dem Vater nur mit wenigen Worten ihre Freude über das erhal-

tene Geschenk; und da in diesem Augenblick ein Vertrauter des Herzogs ihm den Wunsch der Prinzessin zuflüsterte, welchen er heute Abends vernommen hatte, so schwieg der Herzog, sah aber lange mit bedeutendem Lächeln vor sich hin. — Er war solcher Wünsche der zarten Tochter schon seit längerer Zeit gewohnt, sobald die Rede auf irgend etwas kam, das den Hof von Straland angieng.

„Nein, Serena — (sagte die Prinzessin einige Tage nachher) ich mag ihn entschuldigen, so oft ich will — immer wird er strafbar bleiben! Und wenn ich auch zuweilen seine sündhafte Seele ganz in die milde Zärtlichkeit der meinigen versenken will — ach, so können doch alle Thränen dieser mächtig fluthenden Liebe seine Schuld nicht abwaschen! — Hatte er denn kein Wort — kein einziges armes Wörtchen für die Freundin, als er diese unsäglich kalte Epistel an die Prinzessin niederschrieb — voll des unseligsten Dankes, der unerquicklichsten Litteratur und der stolzesten Devotion! — Ja, wie mag nur mein Vater — dieser entschiedne Freund der menschli-

chen Wärme — sich so innig angezogen füh-
len von einem Briefe, der mit dem meinigen
fast gleichlautend ist? — Er sprach in tiefer,
ungewöhnlicher Rührung mit mir von Da-
goberten — er gedachte seines anmuthigen
Wesens, so liebevoll, Serena, so sehnsüchtig
und warm! — O der undankbaren Seele! —
Wie hab' ich in jedem Eckchen seines Briefes
ängstlich nachgesucht — ja unter dem Siegel
gegraben, nach einem „herzlichen Gruße für
Isidoren" — nach einem einzigen „Gott-
vergelts für eure Liebe, ihr guten drey" —
denn wir liebten ihn ja alle — oder nach ei-
nem süßen „Denket zurück an unsre geweih-
ten Stunden" — o ich wollte ja zufrieden
seyn, hätt' ich nur auf einem Blättchen, klei-
ner als ein Rosenblatt, den Namen „Isido-
ra!" gefunden — — ach, ich wäre aber dann
zu reich geworden, zu glücklich! — — Nein,
Serena, es ist kein Zweifel mehr — ich spre-
che es aus: Olympia liebt ihn — und er
liebt sie wieder — denn wer müßte nicht die-
sen Engel wieder lieben — und, zweytens —
höre doch, meine Freundin — höre das Schreck-
lichste: Er ist falsch — er sinkt herab — tief
ist sein hohes Bild vor meinem Auge nieder-

gesunken und zerschmettert — und ich sehe nichts mehr vor mir, als — den frechen und treulosen Abgesandten jenes allzugutherzigen Prinzen von Straland!"

Serena erschrack. Beydes hatte ehegestern auch für sie, doch nur auf wenige Augenblicke, Wahrscheinlichkeit erhalten. Mit allen Vorstellungen und Abmahnungen, welche ihre mütterliche Amtspflicht erforderte, war die treue Hofmeisterin längst zu Ende. Sie hatte sich überzeugt, daß diese allzuschnell und tief erglühte Liebe nur beherrscht, aber nie vertilgt werden könne. Und — den Gegenstand dieser Liebe, der ihrem eignen Herzen so werth war, auf Kosten der Wahrheit herabzuwürdigen — das schien ihr nicht nur schlecht, sondern für das liebekranke Mädchen selbst am gefährlichsten. — „Es ist mir lieb, (sagte sie mit Schmerz) daß meine Isidora sich gerade auf das Schlimmste gefaßt macht, da dasselbe leider in Hinsicht auf diese arme Welt als das Beste erscheint — oder wenigstens das Resultat daraus ohnehin als nothwendig betrachtet werden muß. — Aber ach, wie strafbar wäre mein Herz, wenn ich diesen schlimmsten Fall noch wahrscheinlicher

machen, den Freund verrathen und unentschuldigt lassen wollte! — Was hat er denn gethan, meine Beste? Uns sein Verhältniß zu Olympien verschwiegen? Wir hatten ja alle drey vergessen, ihn zu fragen, ob er Olympien kenne? daß er sie liebe, vermuthen wir blos. Vielleicht hätte er uns alles, und selbst dieß, freymüthig eingestanden — und — am besten wäre es wohl, wenn wir Olympien noch heute selbst darüber befragten —“

„Nein, o nein, Serena! Ein solches Geständniß würde ich jetzt nicht zu ertragen vermögen! Laß mich noch fortträumen gute Seele — du entschuldigst ihn so schön — morde meinen Glauben nicht so frühe — sprich noch mehr zu seiner Vertheidigung! Serena! Verrathe mich an die Oberhofmeisterin — an den Herzog — aber vertheidige mir jetzt den Freund!“

Serena blickte seufzend zum Himmel. „Wäre es nicht besser (sagte sie) die Heilung mit schneller und eifriger Strenge zu beginnen? — Doch, wenn ich nun von seinen Verhältnissen zum Stralander Hofe reden soll, so hat er uns in Rücksicht dieser nur geläugnet, daß er zu den Hofleuten von Straland ge-

höre. Auch hier sehe ich daher noch keine Falschheit — und Olympia selbst erklärte ehegestern, er sey in Straland nicht angestellt, sondern lebe dort nur als ein sehr reicher Privatmann und gelte für einen innigen Vertrauten des Prinzen Hugo."

„Ach — (rief die Prinzessin betroffen) erst jetzt fällt mir ein, daß er sich einmal mit dem treuen Diener Medorus verglich — der Rasende! — der unbescheidene, verrätherische Mann! — ach Serena — und welch eine Stimmung entweihte er durch jenes Wort, das ich damals nicht beachtete!"

Die Hofmeisterin sann eine Weile hierüber nach. „Es muß irgend einen Zusammenhang in diesen Aeusserungen geben, (sagte sie) wenn gleich ich denselben jetzt nicht zu finden vermag. Aber das fühle ich fest: Dagobert ist vielleicht ein Sünder — aber kein Verräther!"

„Wer trachtet eifriger nach diesem festen Gefühl, als ich? (sprach Isidora mit inniger Liebe) O wie viel besser als ich ist doch meine gläubige Euphrosine! Keine Rede, kein Schweigen stört ihren stillen Glauben — sie hat sich, nach manchen Kämpfen, endlich dem Freunde ergeben, der sie mehr als Alles lieb-

te — aber, nun ruht auch ihr ganzes Wesen selig im Arme des Vertrauens. Ist sie nicht unaussprechlich glücklich? — Da kommt Olympia — mich drückt etwas auf dem Herzen — und noch einmal muß ich ihr seinen Namen nennen. Dann verschwinde er."

Heiter schwebte das Mädchen herzu. Stille Freude schien jeden ihrer Züge zu beleben. — „Nun — (rief ihr die Fürstin entgegen) ich habe Dagoberts Gedicht schon zweymal seit ehegestern durchlesen. —"

„Ich dreymal, gnädigste Fürstin! —"

„Nein, zum drittenmale les' ich es noch nicht, Olympia. Ich habe zweymal unsern Freund Dagobert in seinem Gedichte gesucht, ohne ihn zu finden. — Es ist herrlich — es ist göttlich, möchte ich sagen — ja das Ganze und die Theile desselben sprechen mich fast auf jeder Seite lieblich an — aber — der Mensch, der hier bey uns lebte, spricht nicht aus seinem Gedichte zu mir, der Mensch war doch ganz anders, als nun sein Werk ist!"

„Unmöglich, theureste Fürstin!" rief Olympia in lebhaftem Erstaunen.

„Ist es Ihnen nicht eben so, Olympia? — Ich begreife das nicht! Ja, manche Stel-

len, (sie nannte diese) können eigentlich, wie ich zuweilen glaube, gar nicht aus Dagoberts Seele entsprungen seyn — sie haben, in der Zusammenstellung mit ihm selbst, etwas durchaus Fremdes, und sie erhielten dieß um so mehr, je länger ich sie erwog."

Olympia fand gerade das Gegentheil. Sie glaubte, es sey nicht möglich, sich selbst bestimmter und individualisirter zu geben, als es Dagobert hier überall gethan habe. Indem sie diese Behauptung durch Stellen des Buches weiter ausführen wollte, hielt sie auf einmal, sich unterbrechend, still, und meynte, das Gefühl lasse sich weder beschreiben noch beweisen. Doch fragte sie Serenen um ihre Meinung, und erstaunte abermal, als diese geneigt schien, sich für die Prinzessin zu erklären.

„Olympia hat ihn früher — und — näher gekannt, als wir! (sagte Isidora sanft lächelnd, aber mit kaum unterdrückter Wehmuth) drum können wir nicht einerley Meinung mit ihr seyn. — Aber noch Eins! (fuhr sie jetzt lebhafter fort) Serena hat vielleicht unsre Geschenke verwechselt. Halten Sie dieß hier für das Ihrige? —" (Serena

hatte nämlich gestern frühe beyde Exemplare, welche vollkommen einerley Einband trugen, auf ihrem Zimmer gefunden, weil jede ihrer Freundinnen sich beeifert hatte, sie an ihrem Genusse sobald als möglich Theil nehmen zu lassen. Nun wußte sie nicht mehr zu sagen, welches von Beyden Isidora, und welches Olympia ihr zugeschickt habe).

Olympia holte sogleich das andere Exemplar aus ihrem Zimmer herbey und meynte ebenfalls, es wäre wohl hübsch, wenn Jede das, was ihr eigentlich zugedacht gewesen, wieder erkenne und besitzen könne. Aber nach langem Betrachten und Durchblättern konnten sie sich doch keines besondern Merkmals erinnern, und Olympia bat daher die Prinzessin, sich Eins zu wählen.

„Haben Sie gar kein eignes Kennzeichen gefunden?“ fragte Isidora mit einer gewissen Feyerlichkeit, die ihre Freundinnen belächelten.

„Nicht das geringste!“ sagte das Mädchen unbefangen und kindlich heiter.

„Ich auch nicht (fuhr Jene fort und legte zur Bekräftigung die Hand ans Herz). Nun gut, so soll uns Serena durch das Loos schei-

scheiden. Geschwind, gute Serena! dreymal soll Olympia ziehen — dann ich dreymal — dann wollen wir erst sehen!"

Ein von Allen für höchst seltsam angesprochner Zufall, wollte, daß alle sechs Ziehungen nur ein und dasselbe Resultat geben mußten. — Isidora die dabey mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen war, ergriff jezt hastig ihr Buch, schrieb ihren Namenszug auf das Titelblatt — Olympia mußte das ihrige eben so bezeichnen — drauf blätterte die Prinzessin heftig einigemal im Buche — drückte laut ihre Freude über das nun entschiedene Eigenthumsrecht aus — entließ schnell und in der frohesten Stimmung die beyden Damen — trug das Gedicht in ihr Kabinet, verschloß es dort eigenhändig in ihrem geheimsten Schreibschranke — und niemand sah es nach diesem Vorfalle wieder. Selbst der Herzog mußte sich mit Olympiens Exemplare begnügen, als er einmal das seinige verlegt hatte.

Die Ursache, wegen welcher unsre Isidora sich mit so großer Feyerlichkeit in den rechtli-

chen Besitz des einen oder des andern Buches setzen wollte, war nicht so geringfügig, als ihre Freundinnen glaubten.

Sie hatte selbst ihr Geschenk Serenen wieder abgefordert, und auf deren Zimmer beyde Bücher neben einander liegen sehen, die man nun nicht mehr zu unterscheiden wußte. Als sie mit der zweyten Durchlesung fast zu Ende war, zog ein Umstand, der ihr das erstemal entgangen zu seyn schien, ihre Aufmerksamkeit an. — Sie erblickte nämlich einige mit Röthel gezogene Striche am Rande des Buchs. — „Wer hat sie gezeichnet? der Buchbinder — der Verleger — oder der Dichter selbst? — Sah ich sie schon bey'm ersten Durchlesen — oder nicht? Warum weiß ich dieß nicht mehr? Warum finden sie sich nur an dieser Stelle?“ — dergleichen Fragen fesselten endlich die nach zärtlichen Beziehungen sehnsüchtig suchende Liebe fest an dieses Blatt. Es war eine Nachrede, welche der Dichter in acht ungemein klangreichen Stanzen dem Schlusse des Werks angehängt, und an eine Freundin gerichtet hatte. Sie enthielt zwar nichts weiter, als eine Apologie und Empfehlung des Gedichts — allein, wenn man die

großen Anfangsbuchstaben der acht Stanzen heraushob (deren jeder — aber auf verschiedene Weise, und nur wie von ungefähr — mit Roth angezeichnet war) so gaben sie die Worte: EWIG DEIN! — Welch ein süsser Schrecken bemeisterte sich des zarten Mädchens bey dieser Entdeckung! Hier ward auf einmal die unläugbarste und unzweydeutigste Beziehung offenbar. Aber, für wen? Wem galt die ganze Nachrede, und besonders jenes Wort der Treue? Denn nur das Eine der beyden Bücher trug die rothen Zeichen — die übrigens ohne Zweifel von der eignen Hand des Freundes herrührten! — Hieraus war dann jener feyerliche Wahnsinn entstanden — jener ängstliche Aberglaube, mit dem das tiefredliche Gemüth sich in duldender Dahingebung dem Schicksal des Looses unterwerfen wollte.

Sie hatte fest geglaubt, das gezeichnete Exemplar gehöre Olympien, und diese werde seinen Sinn längst erkannt haben und es nicht lassen. Daher ihre Anklage und Trauer über den Freund — daher aber auch ihr Schweigen selbst gegen die traute Serena, die sie nicht betrüben wollte, und ihre

Begierde, ihn von dieser noch entschuldigen zu hören. Aber nun, da Olympia jene holden Zeichen nicht einmal verstanden hatte — da diese in der seltsamen Verloosung durch sechs gleichförmige Rechtssprüche unserer Freundin zugefallen waren — nun hüllte sich auf einmal ihre Liebe in den dichtesten Schleyer des Geheimnisses ein — die tiefste Verborgenheit ihres Gemachs mußte jene Ziffern aufnehmen, und auch Serena schien ihr jetzt nicht mehr heilig genug, um das heilige Geheimniß ihres Herzens zu fassen.

Allein, so wie sie ihr Eigenthum sicher geborgen und vor dem Auge der ganzen Welt versteckt wußte, kamen wieder neue Zweifel in das zarte Gewissen, welches nicht durch Zeichendeuterey noch durch den Irrthum ihrer bedauernswerthen Gegnerin gestillt werden konnte. — In diesem Augenblick erst besann sie sich ganz bestimmt auf einen kleinen grünen Fleck, den sie bey ihrer ersten Durchgehung im Buche bemerkt hatte. Sie schloß auf und — fand glücklicherweise den Fleck. — Doch selbst dieß beruhigte sie noch nicht ganz. — „Arme Olympia! (rief sie unter mitleidigen Thränen) Ich war doch nur die Klügere unter uns —

die Arglistige — du aber bist die Bessere — und ach, vielleicht dennoch die Beraubte! — Würdest du nicht an meiner Stelle, wenigstens der Gegnerin alles entdecken?“

Dieser Gedanke riß sie von neuem in ein Meer von Zweifeln hin, aus welchem die geängstete Seele sich nicht zu retten wußte.

Aber Olympia fühlte keine von allen diesen Beängstigungen, sondern bis jetzt war es nur ein leiser Anhauch von Sorge um die Treue des Freundes, den ihr Herz zuweilen empfand, wenn sie Dagoberts Empfänglichkeit für alles Schöne erwog und diese dann dem zarten Wunderbilde der holden Isidora und deren Neigung zu ihm, an welcher nicht mehr zu zweifeln war, gegenüberstellte.

Sein Brief an sie enthielt manches schöne, liebliche Wort — doch übrigens keine Beziehung auf jenes nähere Verhältniß, worin sie vormals mit ihm gestanden hatte. Doch war folgende Nachschrift merkwürdig. „Er habe dafür gesorgt, (schrieb ihr Freund) daß dieser Brief noch vor, oder doch gleich nach ihrer Ankunft in Agathonien, eingehen werde,

damit sie im Stande sey, eine Bitte zu erfüllen, die er ihr nicht wichtig genung schildern könne. Sollte nämlich am Agathonischen Hofe früh oder spät die Rede auf ihn und seinen dortigen Aufenthalt kommen, so wünsche er dringend, daß seine Freundin so viel als möglich es vermeide, von seiner Person, Herkunft, seinem Gedichte — ja selbst von ihren eignen freundschaftlichen Verhältnissen zu ihm, irgend eine Erläuterung zu geben und zu nehmen. Mit einem Wort: er wünsche, dort vor der Hand nicht näher gekannt zu seyn. Es seyen während seiner Trennung von ihm ganz eigne Umstände eingetreten, deren hohe Wichtigkeit ihn zu dieser Bitte nöthigten, wovon er ihr aber erst im Frühlinge die mündliche Erläuterung geben könne, da er es bedenklich gefunden, dergleichen Dinge einem Briefe anzuvertrauen. — Hierbey bitte er aber die Freundin, sich fest zu überzeugen, daß sein eignes innres Wesen mit allen Gedanken und Gesinnungen noch ganz das vorige sey und ewig bleiben werde. Die beste Bestätigung hievon werde sie, wie er hoffe, in seinem Gedichte finden. Im schlimmsten Falle — den er aber nach allen Umstän-

den nicht fürchten dürfe — möge Olympia seinetwegen weder Etwas meinen, noch glauben, noch thun, bis sie ihm darüber geschrieben habe. Ausserdem erwarte er bis zum Frühlinge keine Antwort von ihr."

Hierin lag nun die Ursache, wegen welcher Olympia ihre Vertheidigung des Dagobert'schen Gedichts gegen die Prinzessin, so schnell abgebrochen hatte, eingedenk der Warnung ihres Freundes. Zwar gab ihr seine Nachschrift Stoff zu den seltsamsten Fragen und Vermuthungen. Aber, selbst so gläubig und treugesinnt, wie sie war, überwältigte das Mädchen bald jeden Zweifel durch ihren kindlich leichten Sinn. Die Nachrede des Gedichts nahm sie ohne Umstände, als ihr selbst zugeeignet, mit froher Seele an. Ohne den Sinn der geheimen Buchstaben zu finden, glaubte sie doch aus jeder Zeile seiner Dichtung zu sehen, daß jenes schöne Herz, welches sie liebte, dem ihrigen noch so mächtig wie sonst die Flügel entgegenschlug.

Alles am Hofe liebte schon Olympien. Ihre jugendlich frische, mit so seltnen Rei-

zen prangende Gestalt, ein reicher, glänzend lebhafter Geist — noch mehr aber, ein tiefes Gemüth, dessen reine Fluth in ewiger Beweglichkeit für jedes Hohe und Herrliche aufwallte — das Alles riß die Herzen zu ihr hin. Sie wollte nicht gefallen, und gefiel, weil sie viel war, viel zu geben hatte und, ohne es zu wissen, gab. Die bizarreste Tadelsucht — die sich so oft im Voraus auf ein sogenanntes Nichtgefallensollen obstinirt — widerstand ihr nicht — ja der Neid selbst vergieng vor ihrem Gruße — denn die schuldlose Jugend trat ihm freundlich entgegen, und nahm den Schrecklichen an die Brust, und im Aushauch ihres warmen Herzens zerfloß er lächelnd.

„Wenn nur Olympia (sagte die Prinzessin nach wenigen Tagen zu ihr) alle Seelen, die sie mir schon geraubt hat, durch ihre eigne volle Liebe zu mir, meinem Herzen wiedergeben will, so bin ich glücklich und reich!" — Das Kind erbebte vor Wonne.

Auf alle Gnadenstufen, die sonst eine Hofdame gewöhnlich nach und nach erklimmt, schien Olympia gleich Anfangs verzichten zu wollen — drum hob ihre Gebieterin sie schon am ersten Tage über alle weg, und

setzte sie in Serenens Nähe — in jene Höhe, wo keine andern Verhältnisse mehr geduldet wurden, als das einzige Band der Liebe zwischen drey holden Mädchen. Olympia war erst fünfzehn Jahre alt, eine vater- und mutterlose Waise, und blutarm. Die fünfundzwanzigjährige Serena hatte Eltern und Vermögen. Isidora, die Reiche, stand, siebzehn Jahre alt, in ihrer Mitte und hielt sich für Serenens Tochter und Olympiens Mutter. — „Ich Undankbare! (sprach sie einst zu Serenen) Weißt du wohl, daß ich bisweilen die Tochter fast eben so zärtlich liebe, als dich? Und doch thatst du alles für mich — und doch bist du mehr, als sie — nun sage mir, warum ist sie nicht auch mir weniger als du? Ich Undankbare!“

„Ich glaube, (sagte die Hofmeisterin) daß in der Liebe doch wohl die Mutterzärtlichkeit an Wärme denselben Rang vor der Tochterliebe behauptet, welchen in der gesellschaftlichen Welt die Mutter vor der Tochter einnimmt.“

„Es mag wohl so seyn (erwiederte Isidora). Geben ist seliger, denn Nehmen — spricht der Heiland. — Wärst du nur wenig-

stens arm, daß ich dich reich machen könnte! — Sieh, daß sie so blutarm ist, das reißt mich ganz zu ihr! Und daß sie so unwissend ist, und so viele anmuthige Fehler macht — ach, ich weiß es nicht zu sagen!"

So ward denn Olympia sehr bald der zweyte Abgott des Hofes — für die Prinzessin selbst aber der erste. Beyde schienen keine andere Liebe mehr zu kennen, als ihre eigne beseligende Wechselneigung. Olympiens Naivetät im Betragen brachte man allmählig, statt sie zu tadeln, in die Mode des Hofes — und selbst die strenge Oberhofmeisterin, welche übrigens wenig mit ihr in Berührung kam, ließ jeden Verweis, den sie dem holden Mädchen zu geben gedachte, in gutmüthiges Wohlwollen zerschmelzen. Desto strenger war ihr Serena, und ein jeder Blick von dieser wurde der jungen Freundin zum unverbrüchlichsten Befehl, und jedes Versehen bat sie ihr mit kindlicher Demuth ab.

Es fehlte nicht an vielseitigem Andrange junger Männer um Olympien her. Aber eine höchst leicht aufzuregende Scheu, ein unaufhaltbar schnelles Zurückfliehen in die Regionen der Kindheit, stets begleitet vom vol-

lesten Glanze süßer Schamröthe, machten jede Annäherung zu ihr so auffallend und daher so unmöglich, daß bald niemand sich mehr heranwagte, sondern alle glaubten, dieses Herz sey noch nicht zu rühren, vielweniger zu gewinnen. — „Sie ist schon gerührt (sprach Isidora in ihrem Herzen). Sie kennt aber etwas Höheres, als diese Gestalten.“

Bey den Verhältnissen, worin jetzt die beyden Höfe von Straland und Agathonien gegen einander standen, fand es Isidorens Umgebung nicht ganz schicklich, daß die Prinzessin Dagoberts Brief eigenhändig beantworte. Seufzend übertrug sie es Serenen. Diese Antwort fiel aber dennoch ganz anders, und weit herzlicher aus, als Dagoberts steifes Anschreiben. Denn Isidora diktirte sie fast wörtlich Serenen und übte bey dieser Gelegenheit ihre volle Gewalt über die oft ungern gehorchende Freundin aus. — Kein Vorwurf war darin ausgesprochen — aber es war Vorwurfs genug, daß man ihm mit lebhafter Wärme jeden

schönen Moment seines hiesigen Aufenthalts wieder ins Gedächtniß rief, welchen der kalte Mehsch selbst vergessen zu haben schien! Ueber sein Gedicht äußerten beyde Freundinnen die reinen und wahren Gesinnungen ihrer Herzen; und alle Stellen desselben, die man mit seiner persönlichen Erscheinung nicht zu vereinigen gewußt hatte, wurden ihm treulich genannt. Der größte Theil des Briefes sprach von Olympiens Liebenswürdigkeit — und dieß ohne alle Beziehung, und in der anmuthigsten, reinsten Sprache der Anerkennung ihres Werths. — Mußte nicht der Freund, selbst wenn er ein doppelter Verräther war, beym Lesen dieses himmlischreinen Briefes Thränen vergießen?

Es war zweifelhaft, ob Dagobert hierauf abermals schreiben werde. Isidora selbst wagte dieß nicht zu hoffen. — Und so schwiegen sie dann von ihm, und es fiel bis zum Anbruche des Frühlings nichts merkwürdiges unter unsern Freunden vor.

Gegen das Ende des Karnevals aber, bey welchem dieses Jahr, wegen Anwesenheit mehrerer fremden Herrschaften und einer Menge anderer reichen Fremden, ungewöhnliche

Pracht herrschte, liefen am Hofe bestimmtere Nachrichten von Straland ein. Es war darin von nichts geringerem die Rede, als von einem Besuche der beyden Prinzen dieses Hauses, der auf nächsten Frühling angekündigt ward, und zwar für die Zeit, wo der Hof in Tempe zu residiren pflegte. — Lehnte man den Besuch ab, so galt dieß für eine abschlägige Antwort auf die bisher leise eingeleitete Brautwerbung. Wurde er angenommen, so konnte man in Straland nicht mehr an Isidorens Jaworte zweifeln — und eine Verweigerung würde dann, nach den bisherigen Präliminarien das größte Aufsehen erregt haben.

Schon seit länger als einem Jahre waren die Absichten des Stralander Hofes halbofficiell bekannt geworden. Der Herzog hatte es der schönen Tochter nie verborgen, wie angenehm ihm diese Verbindung seyn werde, und sie selbst fand freylich nicht den kleinsten Grund, etwas dagegen zu sagen. — Der Erbe von Straland hatte bereits gewählt. Sein Bruder Hugo war es, dem man Isidoren und ihr reiches Erbe zudachte. — Bey Dagoberts Anwesenheit hatte man

zwar oft die Rede auf diesen Prinzen gebracht. Aber der feine Freund hatte immer, wie ein Unkundiger nur Muthmaßungen geäußert — und, ihn förmlich über den Charakter des Prinzen zu befragen, das erlaubte damals ohnehin die Delikatesse des Herzogs noch nicht.

Die eingegangenen Papiere wurden sogleich der Prinzessin überbracht. Unmittelbar darauf erschien der Herzog selbst bey ihr, und — fand die Tochter in Thränen.

„Ich hoffte dich anders zu finden, meine geliebte Tochter!“ sagte er und verbarg mit aller Strenge die eigne Stimmung seines weichen Gefühls.

„Es wird vorübergehen!“ rief sie und sank ihm an die Brust.

„Du hattest vormals immer ganz gleiche Gesinnungen mit mir über diesen Gegenstand (fuhr er heiterer fort). Gewiß sind diese Thränen nur ein unwillkührlicher Ausbruch deines leichtbeweglichen Gemüths! — Oder, ist dein alter Wunsch, den Prinzen vorher am dritten Orte einmal zu sehen, oder doch sein Bildniß zu besitzen, nochmals aufgeregt worden? Ich wünschte, dir wenigstens das Letz-

tere gewähren zu können; allein man hat uns darauf nur erklärt, Hugo habe noch nie einem Maler gesessen — und, dabey hatte man auch dein eignes Portrait nicht verlangt. Da nun der Stralander Hof zu den größeren gehört, und ich gewissermaßen von ihm abhänge, so war es nicht schicklich, hierin weiter zu gehen — besonders, da man es dort übrigens an der feinsten Aufmerksamkeit jeder Art nicht fehlen läßt. — Alle meine geheimen Nachrichten stimmen auch mit dem öffentlichen Gerüchte von Hugo's schöner Männlichkeit, seinem hohen Geiste und trefflichen Herzen, so vollkommen überein, als es wohl nie bey einer ähnlichen Verbindung der Fall war. — Die Welt preißt euer Loos selig, und ich selbst bin vollkommen ruhig darüber. — Auch Dagobert, der herrliche Mensch, ist zum Hofstaate des Prinzen gezogen worden — und auf ewig soll dir dieser holde Sänger nahe bleiben. Aber eine andere Aufmerksamkeit, die ich erst heute erfuhr, bewegt mein Herz recht innig: Der Prinz hat sogleich auch Serenens Bräutigam in seine Dienste genommen! Wie zart — und wie rührend für Dich!"

„O gewiß that es Dagobert! (rief Isidora froh erschreckend) Denn er verehrt sie, wie eine Göttin!“

„Soll ich nun — (beschloß der Herzog mit Würde und Nachdruck) — kann ich wohl diesen Besuch noch ablehnen?“

Sie bewegte, langsam verneinend, das schöne Haupt und blickte aufwärts. Der Herzog schloß sie rasch in die Arme und entfernte sich mit freudiger Bewegung.

Aber in Isidorens Seele waren plötzlich Furcht und Zittern gedrungen. Lange saß sie staunend da, und schien sich selbst zu fragen, ob das alles wirklich wahr sey, was um sie her vorgehe. — Längst war ihr ja das bekannt, was geschehen sollte — vielleicht geschehen mußte. Aber bis diesen Augenblick hatte ihr jenes Vielleicht nur ein ungewisses Etwa geschienen — ein fern liegendes, zweifelhaftes und immer noch bequem nach ihrem Sinne zu lenkendes Ereigniß, dessen Näherkommen oder Zurückschwinden man in heiterer Ruhe wenigstens noch abwarten konnte. Und jetzt — war es auf einmal da,

um mit Gewitterschwere die holde Lust ihrer Jugend zu umziehen, den freyen Athem ihres Busens zu drücken und ihre geheime Liebe zu zerschmettern!

„Ist es denn ganz unwiederruflich beschlossen (seufzte die Angsterfüllte), daß ich dich betrügen muß, guter Hugo? Schöne, würdige Seele, womit hast du so Schreckliches verdient! — Und ach, wäre es möglich, daß du selbst mit kindlicher Reinheit und im Unschuldsgewande deiner ersten, vollen Liebe mir nahtest — mir, der Falschen, vielleicht mit wirklicher wahrer Treue entgegenkämest?“

Dieser Gedanke fiel wie Bergeslast auf ihre bange Seele. — Ach, die tägliche Betrachtung jenes traurigen Schicksals, jenes schweren Verderbens, womit sie alle Fürstenherzen ewig bedroht zu sehen glaubte, hatte sie verhindert, diesen Gedanken eher zu fassen, als im jetzigen Augenblick! — Doch nun stieg auch, indem sie sich eine solche Möglichkeit dachte, die Angst ihres redlichen Herzens aufs höchste. Ganz allein, ohne Trost stand die Arme da — aber Gott sandte ihr einen Beystand!

Friedlich, wie ein Genius der Unschuld,

trat in diesem Augenblick Euphrosine in ihr Gemach. Sie brachte aus ihrer und des Einsiedlers sorgsam gehegter Blumenzucht einen vollen duftenden Strauß, und — schon prangten die ersten Veilchen aus den Feldern jener wärmern Ufer Tempe's in ihrer Hand.

„O mein Tempe!“ rief die Fürstin unter Freudenthränen, und küßte leise die Primeln, und lehnte die brennende Wange an den kühlen Sammt des duftigen Aurickelstraußes, und sog langsam die ersten Feldgerüche des Jahres ein. „Wer sandte dich, gutes Mädchen, gerade in diesem fürchterlichen Augenblicke zu mir? Komm an mein Herz, Du Gedanke des Frühlings! Du treues, heitres, volles, warmes Leben! Sieh, wie schön deine Blumen sind! Auch der Mensch ist, wie eine Blume — vergänglich, aber doch lieblich!“ — Sie weinte nun lange an ihrem Hals, ohne ein Wort zu sprechen — und das gute Kind, (vielleicht die einzige Menschenseele auf Erden, die Isidoren ganz durchschaute und verstand) konnte nun, auch ohne nach dem Kummer der Gebieterin zu fragen, redlich mit ihr weinen.

Leider aber würde dieses im Aeußern so ungleiche, und doch so innig verschwisterte Paar jeden Augenblick unangenehm gestört, und bald meldete man gar die Ankunft eines fremden Fürsten, welchen die Prinzessin bey ihrem Vater begrüßen sollte.

„Ich kann dir nicht beschreiben, (sagte Isidora bey ihrer Trennung) wie sehr mich der morgende endliche Anbruch der heiligen Fastenzeit, und das Aufhören dieser entsetzlichen Menge von schaalen Vergnügungen und Festen freut! Ach, Euphrosine, wie heiß sehne ich mich dießmal nach den Tempeln Gottes und ihrer heiligen Stille! Wäre es doch schon Morgen, und ich dürfte dort knieen!"

„Ja beten, beten! (rief Euphrosine) Beten und weinen vor Gott! Es hilft und heilt die Angst des Herzens!" Das Mädchen sprach diese Worte, indem sie gieng, so innig und glaubensvoll, daß Isidora heilig erbebte.

Freundlich begann nun wieder das erneuerte Jahr in zarter Kindheit aufzugrünen. Neue Quellen, die der Sommer nicht gekannt

hatte, mußte jetzt im Drange des Frühlings jeder Felsen frey geben — und ach, neue Quellen hatte auch die Liebe im holden Auge unsrer Freundin geöffnet!

Vor der zärtlichen Serena schien sich jetzt das edle Herz allmählig ganz zu verschließen — denn warum sollte dieses unheilbare Leiden auch noch eine andere geliebte Seele niederdrücken? — Euphrosinen, die vielleicht alles wußte, durfte sie nur äußerst selten allein sprechen, weil sie sonst Aufsehen dabey besorgen mußte. — Man sah daher die Fürstin immer heiter — und nur im göttlichen Dunkel des Heiligthums, unter den Klagetönen der hohen Trauerzeit, und vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter — da ergoß sich ihre ganze Seele. Da trauerte sie um die Blüte des Heils aller Welt, — da büßte sie selbst für ihre irdische Liebe — da schien auch alle Welt mit ihr zu trauern — und fromme Mütter zeigten oft den Töchtern mit Thränen die Betende, als ein Bild der reinsten Demuth und Andacht.

Aber es fanden sich jetzt zuweilen noch andere Momente, in welchen ihr innres Gefühl ausbrach — wenn nemlich Olympia allein

bey ihr war. — Sie schien immer zu fühlen, daß sie Olympien viel zu wenig liebe — daß sie ihr einen ungeheuren Ersatz schuldig sey, den sie nie zu leisten vermöge. Mit der reinsten Liebe betrachtete sie stets das Kind, gab ihr Unterricht, machte sie reich und fühlte eine beständig wachsende Neigung, ihr alles zu geben, was sie hatte. Oft, wenn sie allein waren, faßte sie plötzlich Olympiens Hände, blickte seelenvoll so lange in ihre Augen, bis der eigne Blick von Thränen umdunkelt ward, und rief dann unter heißen Küssen: „Ach, ich liebe dich viel zu kalt — du bist ein reiner unschuldiger Engel — ich aber bin eine große Sünderin gegen dich!“

Olympia ahndete zwar den Sinn dieser Worte nicht ganz; allein in ihrer Seele regte sich fast dasselbe Gefühl, so, daß ihr die Fürstin ewig als eine Gekränkte erschien, deren Schmerzen zwar nicht das Werk ihrer Schuld waren, aber doch von ihr herrührten. — Hätte ein Dritter gesehen, wie innig jeder Blick, ja oft selbst die Worte beyder Freundinnen nur um Verzeihung und Gnade flehten, er hätte ihr seltsam gestimmtes Verhältniß für

die unnatürlichste Ausschweifung einer kranken Empfindsamkeit halten müssen.

Einst kam Olympia erschrocken zu ihr und drängte sich so ängstlich an die Gebieterin, als suche sie irgend einem schreckhaften Gegenstande zu entfliehen. — Isidora erfuhr, daß sie seit zwey Stunden von einem gewissen Herzklopfen überfallen worden sey, woran sie vor einigen Jahren schon einmal gelitten habe. Einer der berühmtesten Aerzte, der sie sehr mühsam geheilt, habe ihr damals gesagt, es sey wohl möglich, daß das Uebel nach Jahren verstärkt wiederkehre, und für diesen Fall rathe er einzig zum wunderbarsten aller Mittel — zum Magnetismus, wodurch sie höchstwahrscheinlich ganz und auf immer von diesem seltsamen Uebel zu befreyen sey, den er aber jetzt schon anzuwenden noch Bedenken finde. Dagobert, der dabey zugegen gewesen, habe viel mit jenem Arzte darüber gesprochen, und sich zuletzt ebenfalls für dessen Meinung beyfällig erklärt.

Isidora — welche dieses Uebel, nur in sehr geringem Grade, selbst kannte — gerieth

hierüber in große Unruhe, sandte sogleich nach dem Leibarzte und bat die Kranke, sich indessen niederzulegen. Ehe Olympia fortgieng, konnte sie nicht unterlassen, nach dem Fenster hinzueilen, und dort an einer Pflanze zu riechen, welche eben im Aufblühen war, und die sie besonders liebte. Die Fürstin, welche weniger Gefallen an diesem Kräutchen fand, versprach, dasselbe ihr sogleich in ihr Zimmer nachzusenden, worüber das Mädchen große Freude empfand.

Der Arzt und Serena erschienen, und mit diesen der Herzog, um sich selbst nach dem zu erkundigen, was mit Olympien vorgefallen war. — Als der Arzt aus ihrem Zimmer zurückkam, schüttelte er mit bedeutendem Lächeln das Haupt. „Ich glaube wohl, (sagte er) daß ihr Uebel, welches allerdings bedenklich werden kann, auch durch andere Mittel als den Magnetismus noch zu heben wäre. Allein sie fühlt einen ganz ungewöhnlichen Widerwillen gegen Arzneymittel jeder Art — sie, die sich bey einer andern Unpäßlichkeit schon das Uebelschmeckendste willig gefallen ließ. Ich glaubte Anfangs, sie bestehe nur, der Meinung eines entfernten Freundes

zu Liebe, auf dieser seltsamen Cur — aber es half kein Abrathen, sobald ich sie erst einmal über die vollkommen anständige Verfahrungsart dabey belehrt hatte, worüber sie vergebens in großer Angst gewesen war."

„Und was halten Sie vom Magnetismus? (fragte der Herzog) Glauben Sie nicht, daß er im besten Falle nichts hilft und nur auf den Geist wirkt?"

„Man hat leider (erwiederte der Arzt) bis jetzt diese neuentdeckte wunderreiche Kraft noch nicht genug untersucht, um darüber abzusprechen. Daß sie physisch wirkt, und Großes zu wirken vermag und schon gewirkt hat, ist keinem Zweifel mehr unterworfen."

„Wie? Sie wollen mir doch nicht etwa weiß machen, daß Leute in diesem Zustande bey wirklich geschlossenen Augen, mit den Fingern oder gar mit der Herzgrube Briefe gelesen, oder aus einer mit abgewandtem Zifferblatt vor die geschloßnen Augen gehaltenen Uhr die richtige Zeit erkannt und angegeben, oder gar durch die Wandmauer ganze Schriften gelesen haben?"

„Ich hätte wohl Lust, gnädigster Herr, (meinte der Doktor) Sie alle hiervon zu

überreden — wenn ich nicht im Voraus am Gelingen verzweifeln müßte. Und was wird es helfen, wenn ich jetzt in vollem Ernste versichere, daß ich dergleichen Kranke mit diesen meinen leiblichen Ohren sogar künftige Begebenheiten, und Ereignisse der abgelegensten Ferne, vollkommen richtig habe melden hören?“

„Ich dächte, lieber Doktor, (lachte der Herzog) wir führen Olympien durch den Sinn und suchten ihr dießmal noch mit Arzneyen zu helfen.

Der Arzt selbst und beyde Damen waren der nämlichen Meinung. Man begab sich zu der Kranken, um ihr Vorstellungen zu thun. Alle waren vergebens. Sie flehte zuletzt so rührend um baldiges Beginnen der Cur, daß man sich dazu entschließen mußte.

Zum Glück war der Leibarzt eben so bereitwillig als körperlich geschickt, um die Cur vorzunehmen. Er gehörte der protestantischen Kirche an, und Olympia hatte sich kürzlich einige lutherische Kirchenlieder von ihm lehren lassen, um die Oberhofmeisterin mit seiner Religion zu versöhnen. Uebrigens war er ein frischer fünfundzwanzigjähriger Mann von

großer Gelehrsamkeit, trefflichem Herzen und blühender Gesundheit, der gerade im Begriffe stand, sich mit einer liebenswürdigen Braut zu verbinden. Olympia hatte diese vor wenigen Tagen zum erstenmal gesehen und eine ganz besondere Neigung zu derselben gefaßt.

Ihr Zustand hatte sich des folgenden Tages, wo die Operation beginnen sollte, beträchtlich verschlimmert, ohne daß sich etwas Fieberhaftes zeigte. Der Herzog hatte indessen seinen eignen Leibarzt, einen würdigen Greis, die Kranke besuchen lassen und ihn dann in Gegenwart ihrer beyden Freundinnen um seine Meinung befragt. Aber auch dieser glaubte, man müsse ihr um so eher zu Willen seyn, da ohnehin die Krankheit wirklich für eine magnetische Behandlung geeignet scheine. „Etwas Besonderes (sagte er) ist hier nicht zu wagen, da ich meinen jungen Freund als höchst vorsichtig kenne, und da er jene beyden Eigenschaften unstreitig besitzt, die besonders der edle und reinherzige Hufeland als die Haupteigenschaften eines Magnetiseurs angiebt — körperliche Gesundheit und moralische Reinheit.

Der Herzog zeigte zuletzt einiges Verlangen, bey einer solchen Operation zugegen zu seyn. Aber der Alte rieth ihm ab, weil gerade bey diesem so zarten Gemüthe jede Störung leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen könne. „Ueberhaupt (fuhr er fort) scheint mir hierbey jeder Zweck, der nicht rein medicinisch ist, jetzt noch unerlaubt; und dieß so lange, bis die Aerzte mit ihrer Meinung über die Sache aufs Reine zu seyn glauben und ihre Resultate den Philosophen zur weitern Verarbeitung übergeben können — welchen Zeitpunkt ich wohl zu erleben wünschte, aber noch für weit entfernt halte. — Sollte es sich bestätigen, daß jeder Mensch zur Theilnahme an dieser geheimnißvollen Verbindung zwischen nahen und getrennten menschlichen Wesen fähig ist, ja sogar durch Hülfe und auf den Flügeln derselben sich zu dem hinüber schwingen kann, das noch nicht physisch existirt, zum Ereigniß der Zukunft — und an Beydem wage ich meines Theils nicht mehr zu zweifeln, seitdem ich selbst mehrere Versuche gemacht habe — —“

„Sie — auch Sie wagen nicht mehr zu zweifeln? (fiel ihm der ungläubige Fürst mit

allen Zeichen des höchsten Erstaunens in die Rede) Doch, fahren Sie fort!"

„Dann, sage ich, wird das holde Kind der Ewigkeit, die schöne unvergängliche Psyche des Menschen unserm Blicke viel reiner, und doch weit wirklicher und gleichsam körperlicher vorschweben — dann wird der Böse vor der in ihm wohnenden göttlichen Kraft der Unsterblichkeit, die er endlich sieht, zum erstenmal erschrecken — er wird fühlen, was es heißt: vor Gott ist keine Zeit, kein Raum — dann wird er von der Wirklichkeit seines eignen Wissens der Zukunft, nicht nur auf eine Möglichkeit, sondern auf die völlige Gewißheit schließen müssen: daß er einst auch das ganze Bewußtseyn seiner Thaten in jenes Land der Wahrheit werde mit hinüber nehmen müssen — aber der Gute wird sich dieses schönen Erbtheils aus seinem Erdenleben dann desto lebendiger erfreuen — ja, das ganze ewige und ewig abgesonderte Seyn des Menschen wird dann uns Allen so hell, so tröstlich, so ewig in sich, erscheinen, wie — — ja, mein Fürst, so wie es schon jetzt vor mir, vor dem Auge meines lebendigen Glaubens dasteht!"

„Sie wissen, (sagte der Herzog jetzt ernsthaft und mit einem kleinen Schauder) daß ich mir seit gewissen Vorfällen auf der Jagd, die Ihnen bekannt sind, es zum Gesetze gemacht habe, nicht mehr so leicht an irgend einem Ereignisse zu zweifeln, als ehemals. Auch ist es wahr, daß ich mich seit zehn Jahren nicht mehr um die Sache des Magnetismus bekümmert habe, welche indessen, wie ich sehe, durch unsre Aerzte von neuem hervorgesucht ward. Aber eben deßwegen sehe ich nicht ein, warum Sie mich abhalten wollen, dergleichen Versuche mit anzusehen?"

„Wollen denn Ihre Durchlaucht (lächelte der Arzt) nur die Heilung durch den Magnetismus, oder vielmehr die dabey sich etwa ereignenden Wunder mit ansehen? — Die erstere geschieht selten so schnell — und gerade in Rücksicht der letztern mußten vorsichtige Aerzte sich bis jetzt noch die Besuche nichtärztlicher Zuschauer verbitten, weil diese nicht allein die Heilung störten, sondern auch manches Unglück anrichteten. Haben wir selbst erst die Gränzen näher kennen gelernt, auf welche die Fragen an magnetisirte Menschen zu beschränken sind — und befindet sich die

ganze Verfahrungsart überhaupt erst mehr in unserer eignen Gewalt — dann, und eher nicht, dürfen wir Andere dazu einladen."

„Ich will ehrlich seyn. (sagte der Herzog) Allerdings ist es mir dabey nur um Wunder zu thun. Das heißt: ich wünsche mich mit eignen Sinnen davon zu überzeugen, daß der Mensch, wenn er im magnetischen Schlafe erwacht ist, zum Sehen oder Hören nicht gerade seiner Augen und Ohren bedürfe, sondern nur irgend eines andern Gliedes — daß er also z. B. mit den Fingern zu sehen vermöge — oder gar mit seinem ganzen Leibe überhaupt, überall und auf einmal so, daß sein ganzer innrer Leib überall aus allen Sinnorganen zugleich besteht, und also auch z. B. ganz Auge ist — oder endlich gar, daß er ohne den ganzen äussern Leib, und unaufgehalten von andern Körpern, sehen könne — also durch einen für gewöhnlich wachende Menschen undurchsichtigen Körper! — Mehr, lieber Doktor, wünsche ich vor der Hand nicht."

Hierzu, meynte der Alte, könne gar leicht Rath werden. Doch sey es noch sehr ungewiß, ob Olympia in den wirklichen magnetischen Schlaf fallen und darin erwachen

werde, da Beydes nur selten der Fall sey, und auch gar nicht immer zur Heilung erfordert werde. Er wolle übrigens das Begehren des Herzogs dem Magnetiseur melden.

„Reden Sie selbst mit ihm. (beschloß Jener) Ich werde jetzt sogleich auf meinem Zimmer zwey leere Couverts in die Hand nehmen, dann blindlings in meine Briefe greifen, zwey davon in die Couverts schieben, diese sogleich eigenhändig versiegeln und dann auf den ersten Wink des Magnetiseurs bereit seyn, mich hinter dem Bette der Kranken zu verbergen, ihm die Briefe heimlich zuzustecken und dann mit anzuhören, wie er die Kranke rathen läßt, von wem diese mir selbst unbekannten Briefe geschrieben sind. — Und damit gut.“

„Ich fürchte mich!“ sagte Serena.

„Ich nicht mehr — (lächelte die Prinzessin) denn der Magnetiseur hat mir eidlich geloben müssen, daß er sie nichts verfängliches wolle plaudern lassen. Und ach — das himmlische Kind weiß ja auch von keiner Sünde!“

Die Cur nahm ihren Anfang, und schon während der ersten Streichungen zeigte die

Kranke sogleich eine auffallende Empfänglichkeit für den Magnetismus, deren Aeusserungen aber der vorsichtige Arzt noch nicht bis zur Ohnmacht zu steigern wagte. Ihr Uebel dauerte dabey fort, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern.

Nach etlichen Tagen ließ Abends der Leibarzt unsrer Isidora berichten, daß Olympia so eben, nach einer kurzen Ohnmacht im magnetischen Schlaf erwacht sey. — Die Prinzessin konnte nicht widerstehen. Sie begab sich an das Bett der Kranken, wo man einen geheimen Winkel für sie und den Herzog eingerichtet hatte.

Der Arzt benutzte sogleich ihren Zustand, der dießmal nur kurze Zeit dauerte, zu Erkundigungen nach ihrem Befinden. Allein sie antwortete auf mehrere Fragen nichts weiter, als „sie glaube, daß sie sich bald besser befinden werde.“ Dabey beklagte sie einigemal den Arzt deßwegen, daß er jetzt ihrenthalben so wenig bey seiner Braut seyn könne, nach deren Gesellschaft er sich doch so sehr sehne. — Er winkte hierauf der Prinzessin, sie möge sich ihr zeigen. Diese stutzte doch — und es graute ihr ein wenig bey'm Anblick der ver-

schlosse-

schlossenen Augen. So wie sie nach und nach sichtbar ward, schien die aufhorchende Kranke ihre Anwesenheit für schon bekannt anzunehmen. Einmal war es auch, als richte sie ihre Rede an Isidoren, indem sie äusserte, "ihr jetziger Zustand müsse wohl für Gesunde, die ihn betrachteten, etwas Fürchterliches haben." Allein, als die Prinzessin sie liebevoll um die Beschaffenheit dieses Zustandes befragte, antwortete sie nicht, und schien sich auch weiter nicht um jene zu kümmern. Drauf wiederholte der Arzt die Frage der Fürstin, und Olympia antwortete sogleich: „Ich fühle mich ungewöhnlich frey; sogar mein Herz schlägt sehr ruhig. Meinen Zustand will ich Ihnen näher beschreiben. Mir ist so, wie mir dann zuweilen ward, wenn ich lange allein in der tiefen Abenddämmerung saß, um an ferne oder verstorbne Lieben zu denken — oder wenn ich allein in einer dunklen Kirche betete — geistermässig, wenn Sie wollen — aber Sie wissen nicht was das heißt. — Diese Stimmung kam mir ehemals, wenn sie vorüber war, immer schauerlich und fürchterlich vor — doch jetzt gar nicht, sondern recht an-

genehm und gewohnt. Ich fühle, daß es mir für diesen Augenblick in Rücksicht auf Aengstlichkeit und Muth vollkommen einerley wäre, ob ich mich bey hellem Sonnenschein auf einer Wiese, oder um Mitternacht in der Schloßkapellengruft zwischen den fürstlichen Leichen befände. Gewiß; ich habe von jeher seltsame Dinge geglaubt. Aber, wie ich mich in meiner Kindheit vor so Mancherley habe fürchten können, das ist mir heute schlechterdings unbegreiflich. Wie konnte mir denn jemals die Wahrheit fürchterlich seyn — halt! Lassen Sie mich weiter darüber nachforschen!" — Sie stockte und athmete heftiger.

„Heute nicht, meine theure Freundin! (sagte der Besorgte im sanftesten Tone) Strengen Sie Ihre Denkkraft nicht zu sehr an. Mich freut es aber, daß ich Sie zu jeder Art von Unterhaltung so geneigt finde, wie sonst. Lassen Sie uns über Musik reden, worüber wir beyde so gleiche Gefühle hegen."

„Musik? — Soll ich Ihnen singen?"

„O wenn Sie das wollten! — Geben Sie mir den herrlichen Gesang: Gott ist mein Lied."

Sie begann sogleich im sanftesten Tone

und in ungewöhnlicher Reinheit den ersten Vers ihres Lieblingsliedes. Aber als sie an die Stelle kam „und alle Himmel Sein Gebiet“ schwang sich ihre Stimme zu einer so hohen, wahrhaft seraphischen Klarheit auf, daß beyde Zuhörer das schöne Engelwesen im Schauer einer heiligen Furcht anstaunten. — Bey Endigung des ersten Verses lehnte sie das Haupt zurück, und erwachte sogleich zum gewöhnlichen Leben, mit der Aeusserung, „sie habe sehr angenehm geträumt und befinde sich ungemein wohl.“ Aber sie wußte sich auf nichts von ihrem Traume zu besinnen.

Einige Tage nachher fiel sie während der Operation in einen längern magnetischen Schlummer, und erwachte in diesem viel heiterer als noch je. Sie gieng dabey mit Leichtigkeit mehrmals im Zimmer umher, vermied alle dortstehenden Geräthe, wie eine Wachende bey offnen Augen thut, und zeigte dann, nachdem sie sich wieder auf ihrem Bette niedergelassen, so viele Klarheit des Geistes, daß der Arzt dem Herzoge das längst erwartete Zeichen geben ließ. — Sobald dieser nebst

Isidoren sich an den gewöhnlichen Platz begeben hatte, nahm ihm der Magnetiseur im Vorübergehen die Briefe ab, bemerkte aber, daß die Gesichtszüge der Kranken seit den wenigen Augenblicken, worin er sie nicht gesehen hatte, von einiger Unruhe zeugten.

„Sie sind heute zerstreut, lieber Doktor!" warf sie ihm sanft vor und that ängstlich.

„Ich will Ihnen die Ursache entdecken, theures Fräulein. Man gab mir zwey verschlossene Briefe, und wünschte, daß sie mir die Unterschriften derselben sagen könnten — weiter ist es nichts. Aber ich weiß nicht. —"

Er zog den ersten hervor. Sie streckte die Hand darnach aus und sagte: „Vielleicht! Aber lassen Sie mich ihn näher bringen." — Sie hielt ihn an ihr Herz und sagte nach einigen Augenblicken, indem sie ihn zurückgab, ganz schlicht und langsam: „Silberberg — vermuthlich der Hofrath." — Aber so wie er den zweyten ihrer Hand kaum entgegenreichte, verklärte sich schon ihr ganzes Angesicht. „Dagobert!" sprach sie wehmüthig und drückte erst dann den Brief zärtlich an ihr Herz und sank, indem sie ihn wiedergab, lächelnd auf

das Kissen zurück, um sich dem seligen Traume ganz zu ergeben.

Aber der Herzog hatte während dessen schon die Hand ausgestreckt um seine Briefe zu empfangen, die ihm der Arzt rücklings reichen mußte. Begierig, seinen Fund schnell zu untersuchen, entfernte er sich jetzt mit einigem Geräusch, wobei die Kranke wieder mehr Unruhe zeigte — aber ihre Züge drückten nicht sowohl Ueberraschung oder Schrecken aus, sondern eigentlichen Verdruß. — Der Herzog verschwand nun und — kam niemals wieder.

Isidora nahte jetzt auf des Arztes Wink langsam und that Olympien eine Frage wegen ihrer Gesundheit. Sie ward wieder zusehends heiterer, schien aber Isidorens Gegenwart heute gar nicht zu bemerken — wenigstens nicht mit dem Sinne des Gesichts und Gehörs. — Alle fremden Berührungen aber hatte der Arzt ausdrücklich untersagt. Dieser fuhr jetzt fort, die Kranke wegen ihres Zustandes zu befragen. Er hielt ihr einige Arzneyen vor — aber ihr Widerwille gegen jede äusserte sich im magnetischen Schlafe noch stärker, als im gewöhnlichen Wachen.

„Sie müssen sich selbst eine Arzney verschreiben," sagte er wie im Scherze.

„O das will ich wohl! (rief sie erfreut) Sehen Sie dort die schöne blühende Pflanze im Fenster?"

„Diese? Ja — aber das ist keine Arzney — sie enthält, wie man mich gelehrt hat, wenige oder gar keine Heilungskräfte."

„Die Fürstin hat mir sie geschenkt. Aber ich meyne auch nicht eben diese, sondern eine ähnliche. Sie wächst sehr häufig in — schade daß Sie jene Gegend nicht kennen!" — Sie beschrieb ihm jetzt sehr genau eine Pflanze, die er mit dem angenehmsten Erschrecken für ungemein heilkräftig erkannte, oft verordnet hatte und auch Olympien jetzt aus dem Nebenzimmer sogleich herbeyholte. So wie er ihr das Pulver vorhielt, erkannte sie es augenblicklich für das verlangte. "Zehn solcher Portionen (sagte sie) werden mich, wenn Sie nur die beygemischten widrigen Dinge davon thun, vollkommen herstellen — aber ich werde einige Tage lang gar seltsam aussehen!" Sie lachte, wie sie schon mehrmals gethan hatte; doch nahm in diesem Zustande ihr Lachen stets einen unbeschreiblich

rührenden Charakter an — wozu schon die ewig verschlossenen Augen viel mitwirken mußten.

Weil nun die von der Kranken selbst verordnete Arzney schon nach wenigen Tagen eine auffallende Besserung ihres Uebels bewürkte, so unterließ dann der Arzt das Magnetisiren allmählig.

Einst erklärte ihr derselbe am Morgen, da sie heute wieder eine verstärkte Portion des bekannten Pulvers genommen habe, so werde er diesen Abend (es geschah immer um sechs Uhr) nicht zum Magnetisiren erscheinen. — Drauf bat er die Prinzessin insgeheim, sie möge an diesem Nachmittage wo möglich allein bey der Kranken bleiben, und diese recht ruhig, und stets auf ihrem Bette zu erhalten suchen. Sollte ja Etwas vorfallen, so möge sie mit der Kammerfrau verabreden, daß man beym ersten Schellenzuge ihn von seinem Zimmer abrufe, wo er den ganzen Abend arbeiten werde. — Man hatte nämlich dem Leibarzt ein eignes Zimmer zu seinem beständigen Aufenthalt im Schlosse eingerichtet, welches

er gegenwärtig bewohnte, da ausser Olympien auch zwey gefährlich kranke bey Hofe zu besorgen waren.

Des Nachmittags war Olympia äusserst vergnügt. Sie saß gemüthlich arbeitend auf ihrem Bette, und neben diesem befand sich die Prinzessin, der sie von Zeit zu Zeit in den wärmsten Liebkosungen die Hand zerküßte. — Eben hatte die Wanduhr vier geschlagen, als die Kranke das Köpfchen langsam zurücklegte und gähnend über Schläfrigkeit klagte. Nach wenigen Augenblicken bemerkte die Freundin, daß es eine von ihren Ohnmachten gewesen war, (die seit einiger Zeit äusserst kurz und leicht vorüber giengen) und daß sie bereits mit geschloßnen Augen wachte.

„Wer ist bey mir?" fragte die Kranke, und Isidora glaubte in diesem Augenblick einen Fieberschauer zu empfinden. Sie hatte, gegen des Arztes Verbot, Olympiens Hand noch mit der ihrigen vereinigt gelassen, und jetzt besorgte sie, durch das Losmachen derselben die Kranke zu erschrecken. Sie schellte daher nicht, sondern blieb in einiger Aengstlichkeit sitzen.

„Kennst du mich nicht, meine Beste?"

fragte sie leise; aber es erfolgte keine Antwort.

„Was macht der sonderbare Mann? (fieng jetzt Olympia von selbst an) Noch nie habe ich mich so innig nach ihm gesehnt, wie jetzt — und diesen ganzen Nachmittag verläßt er mich — und selbst die liebe Fürstin — ich glaube, ich bin allein — — wo ist wohl jetzt mein Dagobert!“

Ihr Gesicht glich dem Antlitz eines seligen Engels. Isidora, von welcher alle Bangigkeit gewichen war, sank auf ihre Kniee und betete leise über dem heiligen Kinde: „Er sey auf ewig dein, — dein, du reine Himmelsseele — aber du, Ewiger, mache ihn ihrer würdig!“ — Es war, als vernähme sie die liebevollen Worte, denn ein höheres Lächeln verklärte das Gesicht der sanft Träumenden.

„Nach wenigen Augenblicken erschien der Arzt ungerufen. Seine Mienen drückten das lebhafteste Erstaunen aus, als er die Kranke im magnetischen Schlafe fand. Schon ehe er das Zimmer öffnete, hatte sich ihr Blick stets fest auf die Thüre geheftet, und nun begrüßte sie ihn mit einem Ausrufe der Freude. „Aber was haben Sie gemacht, lieber Freund!

(rief sie dann) Und warum sind Sie so lange weggeblieben? Ich habe mich ganz unaussprechlich nach Ihnen gesehnt. Geben Sie mir Ihre Hand. So — nun bin ich zufrieden."

„Ich will Ihnen Alles gestehen. (sagte er) Da ich Sie mehr als alle meine bisherigen Patienten für den Magnetismus empfänglich, und besonders ihre vor dem Schlafe vorausgehenden Ohnmachten in der letzten Zeit sogar unbedeutend fand, so beschloß ich, einen neuen Versuch zu wagen, zu dem ich in meiner bisherigen Praxis noch keine Gelegenheit finden konnte. Ich habe Sie nämlich heute um vier Uhr auf meinem Zimmer hier im Schlosse magnetisirt — das heißt: ich habe mich mit so ganzer Seele zu Ihnen her, und überhaupt in unsere gewöhnliche Verfahrungsart beym Magnetisiren so lebhaft hineingedacht, daß, wie ich sehe, dieser Versuch vollkommen gelungen ist."

„Sie sind mein Freund! (sprach sie im zärtlichsten Tone) Ihr Herz ist treu und sanft und rein. — Guter Mann! Sollt' ich irgend einmal in meinem Leben Sie verkennen, so erinnern Sie mich an diese Stunde, — die ich freylich beym Erwachen werde vergessen ha-

ben. — Sie thaten auch in dieser Krankheit so viel für mich, daß mein Herz sich Ihnen auf ewig verpflichtet fühlt. — Nun ist das Uebel gehoben, lieber Freund, und Sie brauchen mich nicht mehr zu magnetisiren — denn diese Kleinigkeit (sie zeigte ihre Hände, an welchen aber der Arzt nichts besonders bemerken konnte) wird bald vorüber seyn — doch werde ich wohl in der Osternacht noch eine Anwandlung von diesen Ohnmachten fühlen."

„Woher wissen Sie das?"

„Woher ich's weiß? das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Flüstert mir Etwas aus der Ferne es zu — oder sagt es mir die eigne Kraft meines Wesens? Ich weiß es nicht. Nur so viel kann ich Ihnen sagen. Alles Nachdenken oder Besinnen hilft in meinem jetzigen Zustande nichts — ja es existirt eigentlich gar nicht. Entweder ich kann Ihre Fragen sogleich beantworten, oder gar nicht. — Aber ich fühle deutlich, daß es eine große Menge von Fragen gibt, mit deren Beantwortung ich verschont zu seyn wünschte, wiewohl ich diese Beantwortung weder verweigern würde, noch könnte — und — daß Sie, mein Freund, dergleichen Fragen zurückhiel-

ten, dieß machte mir Ihr schönes Herz erst recht werth! — Sagen Sie mir aber von dem allen, was ich gesprochen habe, nichts, wenn ich erwacht seyn werde — es würde mich nur vergebens ängstigen."

Sie machte eine lange Pause und fieng dann leiser, aber höchst feyerlich wieder an: „Glauben Sie mir nur sicherlich, es muß ein Mißverständniß hier verborgen liegen — ich weiß es ja, auch sie wird unsäglich froh und glücklich seyn — sie und ich. — Aber es ist doch gut, lieber Doktor, (fuhr sie nach einiger Zeit lächelnd fort) daß sie vorhin bey mir war — ich weiß, daß es auch gut war für sie selbst." — Die Kranke zeigte hier abermals auf die Hände.

„Von wem sprechen Sie?" fragte der Arzt ängstlich, während die erschreckende Isidora sich bereits anschickte, fortzugehen.

„Von meiner engelreinen Fürstin. Sie war bey mir, ehe Sie kamen, und —"

„Sie ist noch jetzt da — sie steht hier vor ihren Augen."

„So?" sagte sie mit der wunderbarsten Gleichgültigkeit, und schwieg wieder lange. — Der Arzt sah jetzt die Fürstin betroffen an und

schien zu erwägen, ob er dieses Gespräch fort-setzen solle? Allein die Fürstin selbst bat ihn eifrig, abzubrechen — sie war in einen Stuhl gesunken, verbarg das Gesicht in ihrem Tuche und entfernte sich gleich nachher. — Die Kranke schien nun heute für keinen andern irdischen Gegenstand mehr Sinn zu haben, als einzig für den Magnetiseur. Sie antwortete ihm auf die unbedeutendsten Fragen, und ließ sich dabey nicht im mindesten stören, wenn man ihr brennende Lichter nahe an die Augen hielt, vor den Ohren mit Papier raschelte, welcher Ton ihr sonst unleidlich war u. s. w. Die ganze Aussenwelt war für sie aufgehoben und ihr Leben schien einzig noch in der zwischen ihr und dem magnetischen Freunde waltenden Geisterliebe fortzubestehen. — Da übrigens die Kranke selbst vorhin den heutigen Tag zum letzten Versuche der magnetischen Manipulation bestimmt hatte, und da ihre Krankheit nicht durch den bloßen Magnetismus, (als Arzney oder p h y s i s c h e s Agens selbst) sondern durch wirkliche Resultate des eigentlichen Somnambulismus (durch die in ihrem erhöhten und verklärten p s y c h i s c h e n Zustande und vermöge des erweckten Divinationsvermögens

von ihr selbst verordnete Arzney) geheilt worden war, so glaubte der Arzt, diesen seltneren Fall jetzt noch so viel möglich zur Untersuchung ihres eignen Gefühles von jenem Zustande benutzen zu müssen, und fragte sie daher öfter als sonst, wie ihr eigentlich zu Muthe sey?

Allein, sie schüttelte fast bey jeder solchen Frage das Haupt und lächelte blos. — „Ich wünschte wohl, (sagte sie zuletzt) daß ich Ihnen beschreiben könnte, wie mir ist — allein Sie vermögen das nicht zu fassen, und es giebt auch keine Worte, die es ausdrücken. Ich höre, sehe und weiß nichts nach Ihrer Art — aber es ist, als ob ich dennoch alles weit klarer als sonst hörte, sähe und wüßte. Daß ich viel, viel mehr höre, sehe und weiß, als Sie, und als ich selbst im gewöhnlichen Zustande, das leidet keinen Zweifel. Aber Sie verstehen es nicht, mich darüber richtig zu befragen. — (Sie schien hier empor zu staunen und fuhr langsamer fort:) Ich will Ihnen einige Bilder geben. So ist mir zu Muthe, wie es Ihnen war, als Sie einst vom Berggipfel zur Abendröthe hinüber weinten. — so, wie es Ihnen war, als sie zuerst

das reine Herz ihrer Geliebten wahrnahmen — heute wird es ein Jahr, als Sie in der Abendgesellschaft bey Ihren Schwiegereltern sich zum erstenmal von jenem holden Gemüthe gerührt fühlten — und — — (der Arzt schauderte zusammen, so, wie Ihnen in der darauf folgenden Nacht war, als Ihnen träumte, Sie hätten ein Kind — und das Kind kam, aus tausend Wunden blutend, und doch wie ein seliger Geist lächelnd — und es kroch, immer wehmüthig zu Ihnen flehend, auf blutbedecktem Boden um Ihr Bett her, und wimmerte in so herzzerreissenden Tönen — — da riefen Sie aus dem Abgrund Ihrer Schmerzen zum Ewigen auf: „O Gott der Barmherzigkeit! Solchen Jammer laß mich nie fühlen!“ — Und mitten in diesem Rufe nahmen Sie Gott wahr, ja Sie fühlten ganz hell und rein Gottes unmittelbare Erhörung dieses Gebets — Sie erwachten zugleich, noch emporlächelnd, und noch immer dem Ewigen wirklich und unbezweifelt nähe, und wiederholten laut jenes Gebet — und weinten laut, aber vor Freude über jene wahrhaft unmittelbare Erhörung — — so, mein Freund —“

Die übrigen wenigen Worte waren ganz

unverständlich — denn sie lag bereits sanft schlafend da. — Aber der erstaunte Mann blickte empor und rief betend aus: „Ja, wunderbar sind deine Werke — und das erkennet meine Seele wohl!“

Erst, nachdem sie erwacht und sehr heiter von ihrem Lager aufgestanden war, wies sich die Ursache aus, warum sie vorhin öfters auf ihre Hände gezeigt hatte. Diese waren nemlich auf einmal sehr roth und warm geworden. Eine ähnliche Röthe zeigte sich auch schon am Gesicht und Halse. Einzelne Flecken konnte man kaum unterscheiden. An dem ganzen zarten Körper war binnen wenigen Stunden ein röthlicher Ausschlag entstanden, und der Doktor erklärte denselben für eine der gutartigsten von jenen materiellen Crisen, durch welche, wie unsere Aerzte sagen, „die wirkliche Krankheit, die bisher immateriell war, nun auf einmal sich verkörpert und dadurch heilbar wird.“ — Olympia war jetzt voll Verwunderung über diese seltsame Röthe, die sie doch kurz vorher selbst angezeigt hatte, befand sich aber so vollkommen gesund, daß sie mit den

leich-

leichten Verhaltungsregeln, die der Arzt wegen des Ausschlages gab, ihren Scherz trieb. „Mir ist heute Abends so, (sagte sie) als sey mein Herzklopfen nun auf immer vorüber; und man kann sich in Rücksicht der Gesundheit nicht sicherer fühlen, als ich in diesem Augenblicke.“

Betroffen stand aber am andern Morgen der Arzt da, als er fast denselben Ausschlag, nur in geringerm Grade auch an der Prinzessin entdeckte. Allein sie lächelte den Besorgten heiter an, und, indem sie ihm die Berührung Olympiens, deren sie sich am vorigen Abend schuldig gemacht hatte, verschwieg, erinnerte sie ihn nur an jene Worte der Ahndung, welche die Kranke gestern in ihrem letzten magnetischen Schlafe über sie ausgesprochen hatte. Die Bedeutung derselben ward jetzt auf einmal Beyden klar, und zerstreute alle Besorgnisse.

Nach wenigen im Bette zugebrachten Tagen löste sich schon ein sehr feines Schuppenhäutchen von den Patientinnen, und der Arzt verordnete ihnen zuletzt noch einige köstliche Bäder. — Beyde hatten durch diesen Schluß der gemeinschaftlichen Cur eine ganz neue und

wirklich verklärte Farbe erhalten, welche — so wie die jugendliche Festigkeit der reizenden Körperformen — von der milden Frühlingsluft noch erhöht zu werden schien, über deren Wunder alle Welt erstaunte. Die Lilienhaut war so unaussprechlich rein, und mit so blendendem Lebensglanze durchwebt, wie ein schneeweisses Gewölk im bräutlichen Anfluge des süßfunkelnden Frühroths. Die Wangen konnte man nicht rosiger nennen, als die übrigen Lebensformen — aber sie schienen stets in geheimer Scham darüber zu erröthen, daß man dennoch in ihnen die sanft verborgnen Quellen jener leisen Rosengluth ahnden mußte. In keinem Reiz aber waren beyde einander so ähnlich geworden, wie in der Farbe ihrer Lippen. Ein lebenswarmes, blasses Incarnat schimmerte auf den Rändern der kleinen feuchten Rosenkelche, und nur aus den geheimsten Tiefen des süßgeschlossenen Spalts flammte saftig ein leises himmlischhelles Purpurroth hervor, in dessen lispelnder Quelle die neugeborne Göttin der Schönheit selbst liebezuckend zu baden schien.

Serena, an welcher man bisher eine stille Traurigkeit bemerkt hatte, da sich in ih-

rer Seele mit jedem Gedanken an eine magnetische Operation etwas Fürchterliches oder doch Unheimliches verband — wovon die Ursache in einigen früheren unglücklichen Erfahrungen lag — Serena lebte erst jetzt wieder von neuem auf, und äußerte einst, als nach der Abendtafel Isidora und Olympia noch bey ihr waren, ihre fromme Bewunderung über die jugendliche Herrlichkeit, zu welcher ihre gleichsam wiedergebornen Freundinnen aufgeblühet waren. „Ich kann es nicht verschweigen (sagte sie entzückt) daß es jetzo schon dann ein voller, wahrhaft göttlicher Liebesgenuß für mich ist, wenn ich Euch einander umschlingen sehe — und — wenn ich dann mich selbst unter Euren Küssen wiederfinden darf — o ihr holden Bilder einer reinen Menschheit — wie schön hat Euch der himmlische Vater geschmückt — wie lieblich strahlet Ihr in seiner Herrlichkeit unter allen Blumen der Welt hervor! — O selig die — wohl jenen Glückseligen, für die ihr aufblühen werdet!“

Isidora schaute erröthend zur Erde, dann liebevoll zu Olympien, dann gen Himmel. „Ach ja — (sagte sie nach einiger Zeit

und faßte zärtlich Olympiens Hand) es ist mir selber auch so, als habe Gott in dieser heiligen Fastenzeit unsre Sünden von uns genommen — als sollten wir nun zu neuem, würdigerem Leben auferstehen. Mein Herz ist so leicht!“

Olympia weinte sanft. „Könnt' ich doch (sprach sie wehmüthig) dem himmlischen Erretter mein ganzes Leben zum Dank- und Lobgesange weihen! — Ach, ich habe sie nun empfunden — zweymal habe ich im Leben gefühlt, welch eine fürchterliche Krankheit schon die leibliche Angst ist! — Ich darf es jetzt wohl sagen — mir war zu Muthe, wie einer Verbrecherin seyn mag. Gestorben wär' ich wohl gern — aber, in so schrecklicher Angst mich hinsterben zu lassen — nein; das konnte mein Gott nicht wollen! — Und wenn ich nun vollends von jener Angst auf das zu schließen wagte, was man Seelenangst nennt — o mein Erlöser, davor wirst du mich bewahren!“ — Sie blickte sehnsüchtig nach einem Bilde des Gekreuzigten, fiel auf ihre Kniee und begann in heißen Thränen, die gefalteten Hände fest auf ihre Brust gedrückt, emporzuflehen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze seyn,
So reiß mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein!“

Sie blieb auf ihrem Angesichte liegen. Es war ihr eine Ohnmacht zugestoßen. Man rief eiligst den Arzt, der sich noch im Schlosse befand, und brachte sie zu Bette. Sobald er erschien, erholte sie sich schon wieder. Der Arzt untersuchte ihren Puls und fand das Mädchen so vollkommen wohl, wie sie selbst zu seyn behauptete. Er erinnerte die Prinzessin leise und mit frohen Mienen daran, daß heute die Osternacht sey, auf welche die Kranke selbst eine letzte Anwandlung von Ohnmacht vorher verkündigt habe. — Ihre erstaunten Freundinnen blieben noch bey ihr bis nach Mitternacht und verließen sie dann im gesundesten Schlafe.

Isidora erwachte nach kurzem Schlummer in der heiligen Morgendämmerung des

Ostertags. Posaunenschall und laute Chöre von allen Thürmen jauchzten schon in die festlich summenden Glockenschwärme hernieder, und verkündigten mit hohem Siegesgeschrey den himmlischen Trost aller Welt — die Auffahrt des großen Gotteshelden aus den Grüften dieser Erde — die selige, göttlicherfüllte Hoffnung der Erlöseten des Herrn: daß der bange Mensch nicht soll vernichtet werden, und zerrinnen im kalten Sturm einer ewigen Nacht, sondern einst wiederkehren aus dem kurzen Grabesschlummer, zu endlosem Frühlingsleben, in das Vaterland seines Retters, zu jenem Freunde und Fürsten aller Seelen, der sie einst um sich her versammeln wird, die geliebten Todten, auf unvergänglichen Blütenauen einer schöneren Welt.

So sanft erweckt zu einer übermenschlich hohen Heiterkeit, betete die fromme Jungfrau leise zum Himmel auf: „O mein Erlöser, wie lieblich erscheinet mir heute wieder der große Ehrentag deines himmlischen Sieges über das Grab! Sey mir tausendmal gegrüßet, du süßes Licht meiner Unsterblichkeit, das einst für uns Arme die Geister der Nacht und Schatten auf ewig überwand! O laß meinen Geist

unter allen Schatten der irdischen Sorge und Angst des Lebens doch immerfort in deinem Lichte freudig wandeln — und aus den kleinen Freuden, aus den kleinen Leiden der Erde ziehe mich stets hinweg und aufwärts zu dir, mein Erlöser! Es vergehe die irdische Liebe um mich her — mein Erbtheil sey das Vaterland der ewigen Liebe!"

Immer herrlicher tönten nun die lauten Chöre in das Ohr der Entzückten, und alle Welt jauchzte in die Melodieen ihrer Seele mit großem Schall:

„Singt: Heilig, heilig, heilig Ihm!
Er hat zerstört des Todes Macht
Und uns das Leben wiederbracht!"

Seliglächelnd blickte jetzt das Gotterfüllte Kind in die Strahlen der Morgenröthe hinüber, als eine warme Thränenperle, die auf ihre hochbewegte Brust niederfiel, sie sanft erweckte. — Es war Olympia, die das Engelshaupt still zu der himmlischen Freundin niederbog, leise Gebete über ihr lispelte und jetzt, brünstigküssend, zwischen die freundlichsten aller Lippen mit so allverschließender Fülle eindrang, daß der süße Hauch ihrer Morgengrüße im Dufte des thauigen Kusses zerschmolz.

Isidora sprang von ihrem Lager — die Freundin hüllte sie in ihre Morgengewänder — dann traten sie, mit verschlungnen Armen zum Fenster — und dort, vor der hellflammenden Morgenröthe, und im ringsum tönenden Feldgeschrey der Auferstehung zum ewigen Leben, schwuren sie einander eine endlose Liebe und Vereinigung zu — frey von allen Banden der Welt, des Fleisches und der Leidenschaften dieser Erde — eine Liebe, rein und geschlechtslos — eine Vereinigung der Geister für die Ewigkeit.

Wie zu neuem Leben geläutert im himmlischen Goldstrom der Frühröthe, wandten sich nun die Vereinigten zu ihrer Morgenandacht — und hier falle der heilige Vorhang!

Aber auf sonnengoldnem Wagen sank endlich von neuem der holderröthende May im Triumphe süßer Frühlingsjubellieder zur Erde herab. Zwischen dem schneeigen Kirschenhügel und der alabasternen Welle des Birnbaums schwebte er nieder und küßte das wallende Busenthal — da schlug der liebewarmen Erde das Herz, wie einer Braut, und auf ihren Wan-

gen trat nun auch die röthliche Apfelblüthe hervor, und junge Knospen der Frührose wollten aufspringen vor himmlischer Lust.

Liebliches Tempe! wie herrlich grüssest auch du den schönen Freund!

Alle Menschen freuten sich dort über Eins und Dasselbe — über den Frühling. — Der ritterliche Befehlshaber im Pallast achtete das Fürstenzimmer jetzt so gering, als der arme Tagelöhner seine theure schützende Hütte. Beyde wollten im Freyen leben. Der Förster sang durch den Wald und hörte dort auch den Holzhauer und den Vogel singen. — Der braune Wald starrte saftschwellend empor, und schon kräuselten sich zahllose Locken vom frischesten Hellgrün über seinem welligen Haare empor, um die Stirnen der ernsten Greise wieder zu verjüngen. — Der schöne Wallersee lag so still und ungetrübt da, wie eine hellgeschliffne Fläche von bläulichem Wolkenachat, und Blütenbäume tauchten üppig die Last ihres Schmucks in seine glänzende Fluth. — Niedrig und heimisch strich wieder der Storch die tiefen Thäler entlang — Schwalbenheere zogen ihre Kreise über Tempe — die Gluckhenne führte singend das zarte Völkchen aus;

zur sonnigen Wohnung unter blühenden Büschen. — Die Gärtner gaben schon die köstlichsten Erzeugnisse ihrer Wintermühe den warmen Küssen der Mailuft preiß und wanderten mit blütenbestreuten Kleidern stolz und sicher in den lustigen Gängen umher — die Ruinen der Marienabtey begannen über dem elegischen Farbendunkel ihres Gesteines sanft zu ergrünen — das frohe Wild verließ die hohen Dickigte des Hubertuswaldes und sprang durchs tiefe Gras hernieder zum heiligen Brunnen — zahllose Nachtigallen sangen aus den Blütengewölben das Lob des großen Schöpfers über die verjüngte Welt.

Aber das reizende Naturbild war doch noch nicht ganz vollendet — alles schien noch in einer stillen, bräutlichen Erwartung zu lauschen — dem Ganzen fehlte noch die reiche, königliche Staffage — es war die schöne Menschheit mit dem fühlenden, hochbegabten Herzen!

Doch, als nun an einem sonnigen Mittage das lustige Getön der Posthörner die Ankunft des geliebten Hofes verkündigte, und nun der ehrenwerthe Herzog wie im Triumphe heranfuhr, und ihm nach die schöne Tochter

zog, und nun Wagen an Wagen daherschmetterten, und der Pallast mit allen Pavillons sich auf einmal so reichlich füllte — da blitzte erst das volle Leben auf — Alles freute sich des Wiedersehens — Alles jubilirte, und selbst die Letzten der dienenden Brüder und Schwestern nahmen ihren lauten Antheil an dem allgemeinen Frohlocken.

Das erste Geschäft des Herzogs, welches er noch vor dem Mittagsmahle besorgte, bestand darinn, daß er den Leibarzt zu der Prinzessin führte, bey welcher auch Serena und Olympia waren, ihn dort eine förmliche Predigt „über das Verhalten eines Leben und Gesundheit liebenden Christen in der Frühlings-Hitze und Kühle" abhalten ließ, und dann (um alles Unangenehme gleich Anfangs abzuthun) einige ziemlich strenge Befehle gab, die den Damen nicht sonderlich gefielen. — „Ich ahnde schon, (sagte er) daß ihr wieder die Zeiten der lärmenden Eulalia einführen und hier die Wildesten unter Allen seyn wollt — und — so Etwas — geht nun nicht mehr!"

„Das hat wieder niemand angezettelt als

Sie! (sagte die Fürstin freundlich zürnend zum Arzte) Sie wollen mich um meine Freuden bringen — Landesverräther!“ Aber sobald der letztere Ausdruck ihren Lippen entfuhr, bedeckte hohe Glut ihr Angesicht, und der Herzog fieng heftig an zu lachen. Isidorens Leibarzt war nämlich schon seit einem Jahre bey Hof in den Verdacht gerathen, als stehe er mit allerley hohen Personen zu Straland in geheimem Briefwechsel. Seine sogenannten Feinde (denn wirkliche hatte der liebe Mann nicht) sagten ihm oft ins Antlitz, er ziehe sehr beträchtliche Summen von Straland und verrathe dafür die Geheimnisse seines Hofes. Der Herzog selbst neckte ihn zuweilen mit obigem Ehrentitel, und es war auch wirklich officiell bekannt, daß er während Olympiens Krankheit, an welcher zuletzt auch die Prinzessin Theil nahm, selbst mehrere Staffetten und sogar einen förmlichen Courier nach Straland abgesandt hatte.

Der arme Arzt schwur hoch und theuer auf seine Treue und bat und flehte aufs demüthigste um Gnade — aber, wiewohl ihm diese in den sanftesten Ausdrücken von der

Gebieterin zugesichert ward, blieb dennoch das arme Kind dießmal in einer wehmüthigen Stimmung. Es schien sie doch ein wenig zu kränken, daß man ihre letzten Jugendfreuden noch mit gewissen Regeln beschränken wollte. Allein diese Stimmung war nur vorübergehend — sie war gleichsam der letzte Rest des Winters — ihr Frühling war aber nun einmal angebrochen, und die Kälte des Lebens hatte keine Gewalt mehr über den rosigen May dieses leichten Götterbluts.

„Und wirst denn du dem Vater gehorchen, meine Kleine?" sagte der Herzog zu Olympia, die ihre Lippen an seine Hand schmiegte und den strengsten Gehorsam schwur. — Der Herzog zog sie an seine Brust. „Sieh, mein Mädchen, (sagte er mit Innigkeit) du weißt und ahndest gar nicht, wie viel ich dir verdanke, du Kind der Wunder — und wie sehr ich dich liebe! Bleibe nur immer so rein und fromm, und verlasse meine theure Tochter niemals. Ihr werdet einander zwey gute Geister seyn. Ein sichres Gefühl sagt mir dieß."

Das Gespräch konnte nicht fortgeführt wer-

den, weil Alle sich zu bewegt im Innern fühlten. — Am Herzoge war überhaupt seit jenen magnetischen Operationen öfters eine gewisse ernste Stimmung wahrzunehmen, die ihm in vorigen Zeiten fremd schien. Hauptsächlich die Geschichte von der letzten Ohnmacht Olympiens am Ostervorabend, hatte sein höchstes Erstaunen erregt — Er suchte mit Niemand über die Sache zu sprechen, mischte sich auch nicht einmal in dergleichen Gespräche ein — aber, ein stilles, rührendes Lächeln entwickelte sich stets in seinem Angesichte, wenn Isidora ihm unter vier Augen jene Begebenheiten in reinster Wahrheit und mit ihrer süßen gläubigen Einfalt wieder erzählte. — Oft drückte er dann die Tochter sanft an sich und nannte leise den Namen ihrer verewigten Mutter. — Er war ein heller Kopf und hatte von jeher ungemein rechtlich, doch äusserst frey und absprechend gedacht.

Beym Weggehen sagte der Herzog freundlich: „Euern ersten heutigen Ausflug weiß ich schon gewiß — ihr geht zum Hubertusbrunnen — in die romantischen Regionen unsers guten, getreuen Dagoberts.“ — Er blickte mit bedeutendem Lächeln die nickende

Tochter an. — Sein ganzes Wesen erheiterte sich immer, wenn er ihres Freundes gedachte, so, daß die Arme zuweilen insgeheim fürchtete, ihr zärtliches Auge habe dem Vater ihr zärtliches Herz verrathen.

Es fanden sich aber beym ersten Spaziergang unsrer drey Freundinnen so viele Gegenstände, die im Vorübergehen begrüßt und Olympien bekannt gemacht werden mußten, daß man doch erst spät zur Marienabtey gelangen konnte. Dort mußte Olympia auch noch die weitläufigen Ruinen besehen und dem Einsiedler vorgestellt werden, welcher jetzt zum letztenmal, aber in einer schönen, wunderbaren Herrlichkeit aufzuleben schien, und dessen stummfreundliches Leben und liebendes Grüßen die neue Freundin so ungemein rührte und anzog, daß sie nur auf ihren Knieen seinen Segen anzunehmen wagte. Isidora, die sich bisher oft ängstlich und mit stets höher athmendem Busen nach dem Gnadenbilde hingewandt hatte, bat jetzt die Freundinnen, sich am Brunnen niederzulassen, während sie selbst mit bebenden Schritten dem Zug ihrer Andacht folgte.

Der heilige Brunnen quoll noch in der alten reichen Fülle aus seiner tiefen, mit zartem Gras und Vergißmeinnicht überwachsenen Fassung hervor. Sein reines und mächtiges Aufsprudeln erregte in Olympien ein frommes Staunen, da sie Dagoberts Legende schon aus Serenas Wiedererzählung kannte. — Vier Blümchen an Einer Pflanze waren bereits blau aufgeblüht — mehrere aber noch nicht im ganzen Bezirke des Brunnen.

Serena machte Olympien auf die leisen Spuren der Hirsche aufmerksam, die sich während des Trinkens dieser Thiere dem zarten Rasen um den Quell her nur flach und gleichsam schonend eingedrückt hatten, und Beyde bewunderten dann die große Reinheit des aufwallenden Silbers, als Isidora mit bleichem Angesichte wieder zu ihnen trat. Ihre Glieder zitterten sichtbar. Aber doch versicherte sie vollkommen wohl zu seyn, und ein süßes Erstaunen bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, als sie jetzt die neugeborne Schönheit des Brunnen erblickte. Sie grüßte die heilige Fluth mit ausgebreiteten Armen, zog schnell einen goldnen Becher hervor, schöpfte und leerte ihn mit den Schwestern. Dann brach

sie

sie drey Blumen, vertheilte sie und blickte wehmüthig auf die vierte hinab, die so trübselig stehen blieb! Noch einmal schöpfte sie, trank die Hälfte des Bechers aus, und mit sanfter Trauer goß sie die andere in den Schooß des Brunnen langsam zurück. — Sie lehnte sich jetzt an ihre Freundinnen, und ein Strom von Thränen brach aus den schönen Augen hervor. „O nun ist Alles vorbey — (rief sie, von neuem himmlisch aufblühend) nun ist Alles gut — Könnte ich euch doch sagen, wie ruhig und selig meine Brust athmet — wie unaussprechlich wohl mir jetzt ist!“ — Frey und unaufhaltsam ergöß sich nun jedes Herz, wie aus dem reichen Busen des Frühlings die Märzquellen hervorströmen — und Alle fanden sich selig wieder in ihrer Schwesterliebe.

Traulich kosend versetzten sie sich zurück in die alte Zeit, in welcher noch heiliges Leben zwischen diesen Trümmern wohnte, umgeben von einer schönen, wundervollen Welt. Und die Nachtigallen sangen elegische Melodieen zum elegischen Texte der holden Mädchen, und warme Frühlingslüfte lispelten über dem Grün der stillen Mauern, wie ein Odem der Auferstehung.

„Die Wunder dieses Brunnens, (sagte zuletzt Serena) von welchen uns die Legende erzählt, thun jedem warmen, zum Geistigen aufstrebenden Herzen innig wohl. Aber habt Ihr auch schon bedacht, daß sie an sich eigentlich wohl herrlicher und höher, aber nicht geistiger und entscheidender waren, als die, welche wir in diesem Frühling an dir, meine Olympia, selbst erlebten?" — Sie hatten bereits von diesen Wundern Olympien so viel mitgetheilt, als sie selbst im magnetischen Zustande nicht verboten hatte, ihr wiederzusagen.

„Du hast Recht. (sprach die Prinzessin) Wenn der Geist des Menschen sich selbst schaut und ergreift, und, im Kampfe mit seinem eignen Grundwesen, demselben Etwas von jenen hohen Kräften abzuringen vermag, die nicht mehr im Gebiete seines Organismus liegen, sondern schon zu seiner göttlichen Ausstattung für das Land der Unsterblichkeit, gehören, und die bis jetzt unsern Weltweisen unbekannt waren und gleichsam geläugnet wurden — ist das nicht ein hohes Wunder?"

„Nach jener großen Lehre, (fuhr Serena fort) die Jesus auf Erden verkündigte, und

nach den hohen Wundern, die Er verrichtete, waren die ferneren Wunder überflüssig — auch sind wirklich bald nachher alle äußern Wunder und Zeichen von der Erde verschwunden. Aber seine Lehre setzte dagegen das von allen irdischen Gesetzen und Vorurtheilen unabhängige menschliche Gewissen in seine ursprünglichen Rechte ein; und sein göttlicher Lebenswandel, so wie die heldenmüthige Hinopferung seines Lebens für die beste aller Lehren, mußte schon durch sich selbst, und auf ewig, jenen heiligen Funken der Ahndung wieder im Menschen anfachen, bey dessen verjüngtem Strahle nunmehr der Mensch durch das diamantene Thor seines unsterblichen Grundwesens einblicken und dort soviel von seiner innern Wunderwelt schauen sollte, als ihm gut und nothwendig ist zum Glauben — zur Religion — zum festen, sehnsuchtsvollen Hinblicke nach dem zeit- und raumlosen, geistigen Lande der Wahrheit, welches nicht ungesucht gefunden, sondern nur durch ein schönes, nach dem Göttlichen gerichtetes Leben erstrebt werden kann. — Durch eine Fortsetzung und weitere Verbreitung jener Wunderzeichen wäre vielleicht die

Menschheit träge — ein Theil derselben zur Verzweiflung gebracht — ja vielleicht die halbe Erde zur Wüste geworden. — Allein, die Menschen mißbrauchten gar bald das göttliche Geschenk ihres Verstandes, indem sie denselben für das in ihnen wohnende göttliche Abbild selbst — für das Beste in ihrem Wesen hielten. Sie fiengen an zu glauben: was ihr Verstand nicht fasse, das sey auch nicht für sie da. — So mußten sie denn endlich zum wirklichen Unglauben herabsinken, in dessen Tiefe sie sich selbst und die vom Körper unabhängige Fortbestehung ihres Grundwesens zu läugnen wagten. — War nun wohl die Entdeckung des vitalen Magnetismus — an welcher der Verstand weit weniger Theil hat, als die Erfahrung — ein Werk des sogenannten Zufalls — oder müssen wir sie nicht vielmehr als eine wichtige göttliche Offenbarung betrachten, über welche der allzuklug gewordne Menschenverstand anfangs höhnisch lachte, um jetzt dieselbe — anzustaunen?"

„Ach ja, (sagte die Fürstin) wir müssen in dieser Entdeckung die Stimme des Herrn erkennen, welche uns zuruft: Im Erdenleben seyd ihr einzig auf die Erde angewiesen —

denn ich habe euch mit dem irdischen Leibe geschmückt — drum sollt ihr hienieden nicht nach Verbindung mit höhern, blos geistigen Wesen trachten; aber euer Grundwesen ist nur ein Gast der Erde — es ist frey und lacht der Zerstäubung des Leibes — drum sollt ihr euer Innres würdig erhalten für meine Ewigkeit."

Während dieser Unterhaltung war die Sonne schon gesunken, und nur an den lustigen Spielkreisen der Schwalben in hoher Luft waren ihre letzten Lichtblitze noch sichtbar — das Wild schaute aus den Büschen hervor — und selbst die schöngefiederte Freundin der Dämmrung, die romantische Schnepfe, zog schon mit gellendem Geschrey über den Wald daher. — Eiligst traten die Mädchen ihren Rückweg an, besorgt, ihre verspätete Heimkehr möchte gleich heute den ersten Verweis nach sich ziehen. Wirklich sahen sie schon nach wenigen Schritten aus der Ferne den Herzog selbst nahen. Aber, wie groß war die allgemeine Freude, als jetzt eine Dame sich von seinem Arme loswand und — Eulalia ihnen entgegenflog, mit deren insgeheim veranstaltetem Besuch der Vater die Tochter überraschte.

Eulalia, die erst vor wenigen Minuten mit ihrem Gemahl in Tempe eingetroffen war, hatte für Isidoren Briefe von ihrer liebenswürdigen Fürstin mitgebracht, die deren baldige Ankunft meldeten. — Welche Freude war jetzt in Tempe! Dieser glückliche Abend sollte ganz dem Wiedersehen geweiht werden. — Aber spät mußte heute das Schicksal noch einen unerwarteten Schlag thun. Die Nachricht lief ein, daß die Prinzen von Straland schon in einigen Tagen anlangen wollten. — Die Prinzessin gieng nun früh auf ihr Zimmer, und Niemand erhielt dort Zutritt.

Des andern Morgens trat sie heiter und freudig hervor und schien nur für Eulalien da seyn zu wollen. Diese wußte gar Manches vom Stralander Hofe zu erzählen. Z. B. daß der Prinz Hugo ein liebenswürdiger Sonderling sey — oft Monate lang in einsamen Schlössern und Waldhäuschen bey Bauersmannskost gelebt habe — daß Dagobert (welcher ohnehin auf der gestern angekommenen Liste der Stralander Reisebegleitung oben an stand) bey solchen genialen Partheien niemals fehle und überhaupt ein so

unzertrennlicher Gesellschafter des Prinzen sey, daß dieser fast grössere Ehrerbietung für ihn, als für sich selbst prätendire — daß besagter Dagobert allerdings von sehr guter Familie sey, übrigens in Straland für einen natürlichen Verwandten des Herrscherhauses gelte — daß der Prinz selbst in Dagoberts Lehre schon ein vortrefflicher, allgemein anerkannter Dichter geworden sey — welches Letztere sie mit einem bey sich führenden neuesten Stralander Journale belegte. In diesem befand sich ein schöner Hymnus an die Liebe, den alle Welt dem Prinzen Hugo zuschrieb. Das Gedicht war lang, aber Eulalia hatte es dennoch ganz auswendig gelernt und bat um Erlaubniß, dasselbe deklamiren zu dürfen.

„Vor allem eine Bitte! (rief die schüchterne Isidora) Es ist die: daß von dem bevorstehenden Besuche nun nicht eher unter uns Allen wieder die Rede sey, bis er wirklich angekommen ist. — Und nun gieb uns dein Gedicht!“

Sie deklamirte das Gedicht, und man hörte es dreymal mit steigender Bewunderung. Drauf schwieg die Prinzessin lange, ohne ihr eigentliches Urtheil zu sagen, fieng dann von

Eulaliens häuslicher Lage an zu reden, und es ward diesen ganzen Tag des Stralander Besuches in ihren Gesprächen nicht weiter gedacht.

Eulalia war noch ziemlich die Alte; doch konnte das Weib für ihre Freundinnen nicht mehr so viel seyn, wie ehemals das Mädchen gewesen war. Sie fühlte sich sehr glücklich in Rücksicht ihrer Verheyrathung, wollte aber doch noch gern für ein Kind gelten, und da ihr Bemühen hierum eben so sichtbar war, als der dabey nachtheilige Umstand, daß sie sich guter Hoffnung befand, so warf dieß zuweilen vor den Augen des Hofes ein komisches Licht auf die junge Frau, und ihr Zustand flößte auch Isidoren und Olympien eine gewisse leise Scheu gegen sie ein, wodurch ihr empfindliches Herzchen sich einigemal ernstlich gekränkt fühlte. Der arme Cammerherr bekam dann wohl einen ernsten Blick und hatte große Mühe, den Abgott seines Herzens über das, worauf der Glückliche selbst doch so stolz zu seyn schien, zu beruhigen. Indessen war die hübsche Frau klug genug, um ihr Betragen allmählig nach Gemäßheit der Umstände so bequem abzuändern,

daß sie sich bald sehr wohl befand. — Von Olympien fühlte sich ihr Herz bezaubert — aber das Kind wollte sie nur liebevoll verehren, nicht zur Gespielin annehmen — und das preßte Eulalien manchen Seufzer aus.

In der Abenddämmerung, als Isidora an ihren Fenstern die süßgewohnte Blumenpflege wieder übte und oft mit sehnsuchtstrunkenen Blicken nach Dagoberts Felsengrotte hinaufsah, die schon abendlich dunkelte, da schien es ihr plötzlich, als wehe dort ein leiser hellblauer Glanz. — Sie fuhr erschrocken zurück und ihr Auge umnebelte sich. — Aber als sie nach einiger Zeit wieder hoffend emporschaute — ach, da war das theure Zeichen der Treue verschwunden und nur ein schöner Stern glänzte jetzt über jenem Felsen allmählig auf.

Mit dem Anbruch der Morgenröthe verließ sie schon das unerquickliche Lager und trat zu Serenen ein. „Ach Serena! (rief sie der freundlich Erwachenden zu) Wie sanft schlummertest Du wohl in deinen schönen Morgenträumen! Warum muß ich sie verscheu-

chen! Ich wache schon seit einer Stunde! — Serena — das Leben naht mir mit seinen ernstesten Mienen!“

„In freundlicher Feyer naht es nur, meine Geliebte!“ fiel Jene tröstend ein.

„Ach Serena! — Könnte Dagobert so lieben, wie Hugo dichtet — o meine Beste, das herrliche Gedicht ist keinesweges von Hugo — Glaube mir nur, sie machen ihre Gedichte zusammen — und zu diesem gab Hugo den Namen und Dagobert die Gedanken — — Gott, was für ein verächtlicher Mensch mag wohl dieser Hugo seyn!“

Serena schwieg. Sie hatte einen so heftigen Rückfall in jene Angst schon lange nicht mehr gefürchtet und erschrack jetzt im Innern darüber.

„O blicke nicht so ängstlich auf mich Serena — Du meine Freundin — meine Lehrerin — mein einziger Trost! — Sieh, ich bin ja auf Alles gefaßt — selbst auf das Aergste! — Aber gestehe nur — Eins ist doch hart vom Schicksal — von Dagoberten — von der Welt — Eins ist unaussprechlich hart für mich: daß dieser treulose Mann gleich einem stolzen Brautwerber, in Hugo's Begleitung

hieher kommt! — Um dieß zu ertragen, bedarf ich mehr als menschlicher Kräfte. — — Nein, du sollst dein Bette nicht verlassen — ich gehe, und suche das meinige wieder — ich befehle es, Serena — ich werde nun schlafen können, da Du alles weißt — gute Nacht, schlummre sanft, meine Theure!"

Sie floh in ihr Schlafzimmer zurück, lösete in ängstlicher Hast die Gewänder und warf sich von neuem in ihre Polster, um zu ruhen. — „Mütter der Gnaden! (rief sie freudig empor) Mein Herz ist rein — ich habe diese Liebe geprüft — unter tausend Thränen geprüft — nichts ist in meinem Gewissen, das sie verdammt — aber ich opfere sie Dir, Königin der Schmerzen — und dir befehl' ich meine Seele! Du wirst sie bewahren vor dem ewigen Verderben."

Sie sank in einen ruhigen Schlummer und erwachte unter Olympiens Engelsküssen.

Ganz ergab sie sich heute diesem Liebling. Olympia durfte das verschämte Mädchen enthüllen, zum Marmorbade begleiten, mit ihr die köstlich duftende Welle theilen und sie ganz allein ankleiden. — — Als die rosigen For-

men dem Bade entstiegen waren und die weiche Gewandhülle sie wieder empfangen sollte, rief Isidora noch einmal Olympien an ihre Brust. „Umarme mich inniger! (flüsterte sie geheimnißvoll) Ach, nun bist du ganz mein! Im langen süßen Druck der jugendlich festen Formen schlugen die Pulse ihrer Herzen hoch einander entgegen. Es war der Gruß zweyer schuldlosen, in einer sich selbst unbewußten Gluth entbrennenden Seelen — ein verkörperter Geistergruß zwischen schönen Wesen — ein zweymal reines Hinüberdringen des Schönen zu dem Schönen — aber ein Gruß, dessen himmlische Lauterkeit und Unschuld nicht den Unreinen, sondern nur jenen Herrlichen begreiflich wird, welche die Heiligkeit der alles durchströmenden, beyde Welten wie beyde Geschlechter aufs Innigste durchdringenden und verknüpfenden Liebe kindlich zu fassen vermögen. — Aber Olympiens selig erglühte Lippen gruben sich mit brennendem Kuß in den hellrosigen Sammt jenes glänzenden Nakkens ein. Isidora fühlte den Kuß, wie einen süssen Schmerz — und sie trennten sich jetzt, mit leisem Zögern, aber hocherröthend, ohne zu wissen warum.

Das Mädchen war schon verhüllt und die Fürstin beynahe fertig gekleidet, als Eulalia draussen um Einlaß bat. — „Nur noch zwey Minuten! (rief die Prinzessin hinaus, und lispelte ängstlich Olympien zu:) Sag' mir doch, Liebe, warum wir sie nicht einlassen mögen? — Oder, wollen wir?“

Olympiens Hände faßten eben die zarte vollgerundete Form des noch unverhüllten milchweißen Füßchens der Gebieterin. Sie sah jetzt empor und lächelte verlegen. — „Nein, ums Himmels willen noch nicht herein! (zischelte sie) Ich weiß nicht warum — aber —

„Warum wirst du roth?“ fragte Isidora mit kaum vernehmbarem Ton, indem sie selbst höher erröthete.

Schnell drängte Olympia den kleinen schimmernden Fuß in das seidne Gefängniß, und, indem sie dem Glanzspiegel der süßen Kniefülle einen verstohlnen Abschiedskuß aufdrückte, umschloß sie weiter unten, über der jugendlichvollen schönen Rundung, den Strumpf mit der blitzenden Spange — und öffnete dann schnell der wartenden Eulalia die Thüre.

Um Mittag sprengte ein Courier an, und bald drauf fuhr Prinz Julius, der Erbe von Straland, mit gebührendem Glanz im schönen Tempe ein. Durch ihn erhielt man die Nachricht, sein Bruder Hugo treibe sich noch mit Dagoberten in dem herrlichen Lande umher und werde erst morgen oder übermorgen eintreffen.

Die Gestalt und das gefällige Betragen des Prinzen erweckten bald allgemeinen Beyfall. — Freylich hatte er, wie man sagte, fast in keinem Betracht einige Aehnlichkeit mit dem zweyten Bruder — und von diesem blieb daher alles Gute oder Schlimme noch immer erst zu erwarten. Isidora selbst fand unterdessen seine Züge angenehm und interessant, und seine wirklich geistreiche Unterhaltung gab ihr sehr bald Fassung und Geschick, um dem Gaste in ihrer wahren, unbefangenen Gestalt zu erscheinen.

Der Prinz hatte kleine Tagreisen gemacht, und da er ein eifriger Liebhaber der Jagd war, so nahm er schon für den heutigen Abend eine Parthie nach dem nächsten Jagdschlösse des Herzogs an, wohin man sich also gleich nach der Tafel begab. — Als der Herzog schied,

drückte er die schöne Tochter mit ungewöhnlicher Bewegung und Innigkeit ans Herz und sah noch im Weggehen zweymal zärtlich nach ihr zurück.

Schwermüthig schlich Isidora mit Serenen und Olympien durch die schönsten Gegenden des Parks. — Eulalia war unpäßlich. — Im Vorübergehen am Gartensaale, wo ein lärmender Dienerschwarm schon große Anstalten für den heutigen Abend vorbereitete, drängte sich ein tiefer Seufzer aus Isidorens Brust.

Als die Hofmeisterin sich einmal entfernt hatte, blieb die Prinzessin vor Olympien stehen und sah diese lange traurig an. „Und doch — (rief sie dann auf einmal tragisch aus) und doch müssen wir uns trennen, mein holdes Mädchen!“

„Niemals, niemals! (stöhnte Olympia, wie außer sich, aber mit lauter, feyerlicher Stimme) Mein ganzes Wesen ruft es mir zu: Niemals!“

„Und doch!“ sagte jene düsterlächelnd und gieng hastig weiter.

Das ängstliche Mädchen preßte im Fortgehen die Hand der Geliebten an sich. „Nur

todt soll man mich von Dir reissen, meine Gebieterin!“ flüsterte sie, sanft zu Isidoren herüberblickend.

„Deine Augen sind eine Ewigkeit voll Liebe und Treue!“ Doch sey ruhig, meine Olympia — unsere Seelen soll und wird man wenigstens nicht trennen!“

Serena kam wieder zu ihnen, und die Prinzessin bemühte sich, heiter zu scheinen. — „Kommt mit zur Marienandacht! (sagte sie freudig, als die Glocke des Schloßthurmes tönte) Es ist die Zeit des Abendgebets.“

Sie fanden am Marienbilde den knieenden Einsiedler, und verrichteten neben dem Alten ihre Andacht. Dann halfen sie dem schwachen Greise liebevoll auf, welches ihn innig rührte. — Er winkte sie jetzt zu sich herbey, gab ihnen die Benediction und sprach langsam mit einer melodischen Geisterstimme: „Maria sendet euch Gottes Segen — und wie ihr glaubet, so wird euch geschehen — und Gottes Segen wird ruhen auf euch und euern künftigen Geschlechtern.“ — Ein Schauder durchbebte die Frauen — sie hatten vorher noch nie ein Wort aus dem Munde des frommen, ewigschweigenden Mannes gehört. — Sein Gesicht

war

war wie verklärt und er gieng jetzt mit festen Schritten von dannen.

Als sie dem Brunnen nahten, sprang ihnen der kleine Guntram entgegen, der sie gesucht hatte. „Ich bin schon im ganzen Schlosse herumgelaufen! (keuchte der Kleine) die Schwester Euphrosine läßt schön grüßen — sie ist eine Braut — das ist eine entsetzliche Freude — Anshelm will sie holen — und Herr Dagobert ist da — und Anshelm auch — und die Schwester läßt — (er stockte erröthend) ja, und ich sollte fragen, ob die gnädige Prinzeß heute nicht mehr hieher käme — nun ja, so war es, und ich werde es sagen, daß sie da ist — aber Anshelm wartet auf mich — — unterthänig adies!“ — Wie ein Reh sprang er unaufhaltsam durchs Gebüsch.

Die Frauen sahen sich erschrocken an. — Jeder Puls schlug in höherer Bewegung — selbst Serena war ein wenig blaß geworden. Auch in ihr drängte sich mächtige Ahnung.

„Das ist viel auf einmal! — (brach die bebende Isidora aus) Ich denke, wir gehen — wenn wir nemlich Kraft dazu finden. — Vor Allem wollen wir, Jede nach ihrer Art,

Fassung zu sammeln suchen." — Sie ließ sich am Brunnen nieder und schaute starr in die Spiegelwelle, während die Andern Arm in Arm schweigend auf den buschigen Schlangenpfaden hin und her irrten. — Aber in dieser Körperruhe ward Isidorens Bangigkeit nur mächtiger. Die Nachtigallen klagten so schwermüthig, und unter dem reinsten Himmelsblau fühlte sie dennoch Gewitterluft. Sie mußte fort von hier, und eben wollte sie die Freundinnen herbeyrufen.

Plötzlich hört sie Olympien freudig aufschreyen. Sie springt empor, ruft laut nach ihr, und sieht durchs Gesträuch zwey männliche Gestalten nah am Andachtsbilde bey Serenen und Olympien. Ja, sie glaubt Serenen im Arm eines Mannes zu sehen. Olympia winkt ihr bedeutend zu. Sie wankt von ihrem Sitze weg, um dorthin zu eilen. In diesem Augenblick hört sie von der andern Seite her ein leises Geräusch. Sie wendet sich schnell — und aus den Ruinen tritt ein Mann hervor, der geflügelten Schrittes und mit dem höchsten Erstaunen auf sie zueilt — es ist Dagobert!

„Meine holde, angebetete Fürstin! (rief

ihr der theure, schöner als je blühende Mann mit dem lebendigsten Ausdruck einer flammenden Liebe entgegen) Gott, welcher unnennbare Reiz! Zu welcher Schönheit ist diese Himmelsblüte gediehen!"

„Dagobert! Dagobert!" hauchte sie mit sterbendem Tone hervor. Der selige Augenblick des Wiedersehens übte seine volle Gewalt über sie aus. Alles, was zwischen diesem und dem Moment ihrer einstigen Trennung lag, verschwand im Nebel der holden Betäubung. Sie reichte beyde Hände nach ihm hin. Alle längst gefaßten und mühselig errungnen Vorsätze waren vertilgt, und ihre ganze Seele voll Liebe flog dem Freunde grüßend entgegen, der nun wieder im herrlichsten Gewande des blühenden Lebens vor ihr stand — dessen süße, warme Lippen sie jetzt, im Schauer zärtlicher Erinnerungen, an der einst verwundeten Stelle des Lilienarmes fühlte.

Aber es war nur ein Augenblick — schnell trat das Gespenst der Wirklichkeit in Isidorens schönen Traum — sie schaute ängstlich nach ihren Frauen und deren fremden Gesellschaftern hin — und, jetzt wollte sie rufen, da Jene noch immer zögerten.

„Es sind einige Stralander Freunde dort — (fiel er zärtlich flehend ein) ich werde nachher um Erlaubniß bitten, sie vorzustellen — der Prinz ist nicht unter ihnen — aber er wird noch diesen Abend eintreffen.“

Ihre Kraft begann wieder zu sinken — aber sie riß sich fort zum Reden und sagte: „Sein Bruder kam diesen Mittag bey uns an. Er ist mit meinem Vater nach Hubertsthal geritten — er befindet sich heute unter jenen Bäumen, Dagobert, wo Sie uns vor einem Jahre ihr Mährchen von der Untrüglichkeit der Liebe so angenehm vorfabelten.“ —

„Theure Fürstin! Wenn je eine Fabel Wahrheit enthielt, so war es die meinige. Ich bin noch ganz derselben Ueberzeugung.“ —

„Noch jetzt — (rief die Ueberraschte mit hohem Erröthen und edlem Stolze) So wissen Sie denn: ich bin wirklich jener Meynung — und ich werde es bleiben. — Aber Sie, Dagobert?“

„Ich lasse noch heute mein Leben für meine damalige Behauptung! — Aber, daß auch meine holde Fürstin ihr beytreten könnte — ach, gläubige Seele, dieß hohe Glück ahndete ich damals noch nicht!“

Sie blickte ihn trauernd an — ach, sie wollte ihm so gern Alles verzeihen! Ihre Fassung und ihr Stolz waren nun ganz dahin. — „Dagobert hat uns vergessen!“ flüsterte ihr Mund in himmlischer Melodie.

„Dann müßte der Bau dieser Welt gebrochen seyn!“ rief er. Sie erbebte vor der Wahrheit seiner Züge und vor der Heiligkeit, mit welcher er die Hand zum Himmel hob.

„Und doch — (sprach sie jetzt mit einer Stimme, vor deren schmerzlichrührendem Ton seine Sinne vergiengen) und doch war jener freye Dagobert, jener liebe Freund, ein falscher Spieler — der sich zum gemeinen Brautwerber erniedrigt hat. O Dagobert!“

Er sank auf seine Kniee. „Was hat der Prinz zu hoffen?“ fragte er in höchster Spannung.

„Ich werde Ihrem Prinzen die Hand reichen — ja — das Schicksal will es so — ich unterwerfe mich ihm. Aber ich werde meinen Gatten viel kosten — seinen Freund! Denn, nur unter der Bedingung, daß Dagobert auf ewig von meinem Hofe entfernt werde, will ich — darf ich die Seinige werden. — Jetzt lassen Sie uns enden, Dagobert — man sieht

uns — wie? Sie weinen? Sie blicken in solchem freudigen Entzücken zum Himmel? Mann, was that ich Ihnen — Sie vernichten mich! — Aber noch eine Frage: Wer ist der Verfasser des göttlichen Gedichtes an die Liebe, in den Stralander Blättern? Sie sind es, Dagobert! Sie!"

„Ich bin es! (sprach er und breitete seine Arme aus) Du liebtest einst diesen Dagobert — o so liebe dann mich, du Königin meines Lebens — ich bin Hugo von Straland — ich wollte freyen, wie ein ehrlicher Mann freyt — ich wollte mein eigner Brautwerber seyn — und, wo hätte ich für meine heisse Liebe einen glückseligern und treuern Medorus finden können, als in mir selbst! — Engel, kannst du mir verzeihen?".

Ihr Sinn verwirrte sich im göttlichen Entzücken — sie taumelte zurück — er hielt sie in seinen Armen und rief seelenvoll hinüber in ihr blaues Auge! „Ewig dein! Ewig mein!"

„Nein, es ist ein Traum!" lispelte sie, indem ihre zarten Arme ihn leise umfiengen. Sie war ermattet ihm an den Busen gesunken und die Wehmuth wohnte auf ihren Lippen. Aber schon küßte er heißstürmend — da öffnete

sich blöde der duftige Mund des erbebenden Mädchens. Aber schon küßte er leiser und inniger — da fielen die sanften Vorhänge ihrer in Liebe brechenden Augen langsamzitternd zu.

Und doch soll diese Seligkeit nicht länger dauern, ohne Theilnahme unsrer Freunde!" sprach jetzt Hugo, und ängstlich wand sich Isidora aus seinen Armen.

„Vergieb, du Redlicher! (rief sie) Mir ist ja die Erde entschwunden — in mir klopfen die Pulse der Ewigkeit! Gieb du mich der schönen Erde wieder!"

„Dagobert! (rief jetzt der Königliche Hugo — und heilig, wie Dodona's Stimme, rauschte der anmuthsvolle Ton durch den Wald) Dagobert! Komm in unsern Himmel! Komm, o Dagobert, mein Freund!"

Es trat ein junger herrlicher Mann hervor, welchem wirklich Hugo's Züge leise ähnelten — an seiner Hand die liebeglühende Olympia — ihnen folgte Serena am Arm ihres Bräutigams. Alle sanken zu den Füßen des holden Paares, um ihren Segen zu erflehen. — Die Begrüßung dieser sechs

Menschen war eine hohe Scene. — „Das ist er, meine Isidora — (sagte Hugo) das ist der Große, Herrliche, den ich meinen Freund zu nennen wage — dem ich selbst seinen Namen rauben durfte.“

„Möge mir die Verzeihung meiner Fürstin nicht versagt werden! (flehte jetzt der wahre Dagobert) Unsre Verbrechen waren freylich groß — aber unser Trost blieb immer der, die wahre Liebe könne und werde uns nicht verkennen. — Es ist übrigens ein hoher Triumph für meine Kunst, daß einer der reinsten Menschen auf dieser Erde einem schönen Herzen nur im demüthigen Gewande des Dichters, und nicht in der Pracht des Fürsten nahen wollte und durfte — und — daß er siegte!“ Hugo schloß den Freund ans Herz.

„Du sorgtest (sprach der Prinz) lange und redlich mit mir um das Glück meines Lebens — sieh nun selbst — ich halte es fest in meinem Arme — sey nun auch selig mit mir — selig an der Brust deiner Olympia. Und so seyd uns geweiht, theures Doppelpaar, zu beständigen Genossen unsers irdischen Glücks, zu Theilhabern und Zeugen unsrer Liebe auf ewig!“

Die schöne Gruppe unsrer Freunde ward in diesem Augenblicke plötzlich vermehrt. Hinter der Ruine hervor trat der Herzog mit dem Prinzen Julius, welchen bald noch der alte Marcellus folgte. — Der Herzog war schon längst Theilnehmer an der herrlichen Verschwörung und hatte heute seinen Gast nicht auf das Jagdschloß, sondern zu Hugo selbst ins Winzerhaus geführt, wo dieser am gestrigen Abende nebst Marcellus und Anshelm eingeritten war.

Mit dem Naturschrey des Entzückens flogen die Kinder an des Vaters Herz. Er hatte trübe Augen, und brauchte Zeit, um sich zu erholen.

„Du hast sie schon weggenommen, ehe ich kam — (sprach der ehrenfeste Mann mit schwacher Stimme zum Sohne) nun nimm sie auch von meiner Hand an, die gute Tochter! — Sey fromm, wie der alte Hugo war, der diesen Brunnen fand — und halte dich ritterlich im Leben, wie sein Eidam Roland that — und bleibe im Lande als ein Vater deiner Unterthanen — und — (fügte er mit rührendem Lächeln hinzu) ehre als ein frommer Waidmann diese Gehege des guten

Sanct Hubertus!" — Er legte drauf die Hand der Tochter in Hugos Hand und fuhr weicher fort: „Gott lasse dich wohl berathen seyn mit ihm, gute Tochter! Sey, wie Maria war — seyd euch selbst genug und einander treu, meine Kinder — so wird die Zeit mit ihren Stürmen euch nicht schrecken können."

Seligstill blieben Vater und Kinder eine Zeitlang an einander gelehnt. Dann begrüßte der Herzog die übrigen schönen Paare. — Die sanfte Serena schien an der Seite des endlich errungenen Getreuen ganz in süßer Zärtlichkeit zu vergehen. Olympia, das holde Kind, athmete zitternd aus tiefster Brust, als sey ihre Jugend durch die heißdrängenden Erfahrungen der letztverflossenen halben Stunde allzuschnell für die Erndte der Liebe gereift — und ihr schmachtender Mund glühte so lieblich unter dem Auge voll schimmernder Perlen, wie die dürstende Rose unter den Thautropfen am zarten Gebüsch.

Jetzt winkte der Herzog, aus dessen Gesichtszügen das reinste Vergnügen glänzte, in den Wald — und ein bunter Zug von fröhlichen Gestalten wogte aus demselben hervor — an seiner Spitze, festlich geschmückt, Euphro-

sine und Anshelm, welche der Fürstin die im Lande gewöhnlichen Brautgeschenke am heutigen heiligen Abend ihrer schon auf morgen bestimmten Hochzeit überbrachten. In Euphrosinens Antlitz lächelte ein heiterer sonniger Himmel, und aus dem Auge des überseligen Anshelms rannen große Tropfen. — Ein Zug von schöngeputzten Schnittern und Winzern folgte nach, und ein Chor mit grünen Zweigen geschmückter Waldmänner aus der Jägerey des Herzogs ließ seine Jagdmusik ertönen.

„Kommt dann, meine Kinder! (sagte der Herzog und zeigte in die Ferne hinaus nach dem Gartensaale, vor welchem sich jetzt allmählig ein glänzender Kreis zu bilden begann) Kommt! denn unsre gute Oberhofmeisterin wird unstreitig von allem, was hier vorgieng, sehr wenig in der Ordnung finden. Auch ist die Fürstin von Oran, deine Freundin, gekommen und erwartet uns dort. Sie war seit einigen Tagen ebenfalls unsre Mitverschworne.“ — Alles gerieth in neue Bewegung.

Aber der edle Hugo hieß die Musik noch schweigen, nahte sich dem Herzog und zog den Kristallbecher, der ihm so lieb geworden

war, hervor. „Noch einen Trunk, mein theurer Vater, (rief er feyerlich) ehe wir diese heilige Einöde verlassen und der Welt wiederum nahen! Noch einen Trunk, dem guten Sanct Hubertus zu Ehren!“

„Ja, in Gottes Namen!“ sprach der frohe Herzog und nahte sich ehrerbietig dem geweihten Quell, um zu schöpfen. — Die Dunkel des stillen Abends ruhten schon über dem Brunnen. Aber ein leises Säuseln zog jetzt von der Capelle herüber und bebte zögernd in den süßmurmelnden Zweigen über dem Wasser, und zog dann wie Bienengesang, über die grünenden Denkmäler der Vorwelt hinab und verhallte sanft über den fernen Waldgründen. — Eiskälte machte jeden Menschenlaut erstarren.

In tiefer, feyerlicher Stille gieng der Becher herum. Als ihn unsre Liebenden zuletzt noch einmal treu getheilt hatten, vernahmen sie, plötzlich schaudernd, aus weiter Waldferne her ein sanftes, liebliches Getön von Hörnern und ein leises harmonisches Bellen. — „Hörtest du das, mein Geliebter?“ flüsterte Isidora in himmlischer Entzückung — und Hugo neigte seine Wange zu der ihrigen,

und ihre heiligen Freudenthränen mischten sich. — Doch, der festliche Zug wogte schon fort — im Schmettern der Jagdhörner verschwanden jene süßen Himmelstöne und vom Saale her wirbelte ihnen jetzt der Pauckendonner des lebenden Geschlechts entgegen.

„Wer von euch hatte das befohlen?“ fragte der Herzog leise seinen Leibjäger, den er blaß werden sah.

„Wahrlich keiner von uns! (sagte der Alte geheimnißvoll, indem er das Horn über den Arm warf und die Hände faltete) Wir hörten es Alle tönen — es war die heilige Hubertusjagd!“



